

Szabó Gyula

Yusufika

Ein Mädchenroman

Kriterion

Gyula Szabó

Zsuzsika

Gyula Szabó

Zsuzsika

Ein Mädchenroman

Deutsch von Lotte Berg



Kriterion Verlag Bukarest 1978

Einband von Manola Rosetti

Titel der Originalausgabe:
Gyula Szabó, Húgom Zsuzsika,
Irodalmi Könyvkiadó
Bukarest 1968

Erster Teil

Ich bin die Zsuzsika. Wir sind zwei Schwestern, Éva, meine größere Schwester, ist um vier Jahre älter als ich. Mit neunzehn kriege ich einen „älteren Bruder“, der nennt mich dann Schwesternchen Zsuzsika, als wäre dies mein richtiger Name. Ich bin seine und nicht Évas jüngere Schwester. Später habe ich auch drei kleinere Schwestern, alle drei kleinere Schwestern, alle drei schlank wie Rehe, schön, hochgewachsen, gutgebaut. Bewundern will ich sie wie freigelassene Fohlen, die auf einer Wiese weiden und tänzeln; ich liebe sie so sehr, als hätte ich sie mir ausgedacht und sehnstüchtig herbeigewünscht.

Aber bis dahin wird noch viel Zeit vergehen...

Mit fünfzehn Jahren, falls ich wenigstens dieses Alter erreiche, will ich mich bemühen, alles zu vergessen, was bisher gewesen ist. Nicht gerade alles, aber ich werde mich nur an das Schöne erinnern wie eine Eisblume an der Fensterscheibe, die an den Sommer denkt.

An einen Sommer wie diesen. An einen Sommer wie ein feuriges Netz, in welchem die Sonne brennt, ein Netz, das mit glühenden Fäden an einen glitzernden Himmelsnagel gebunden ist, und in diesem Netz wiegt sich die ganze Welt: Häuser, Bäume und ferne Berge. Weht der Wind, so bringt er Waldluft mit, schaukeln die Berge, so setzen sie die Röcke des Waldes in Bewegung, und diese wieder strömen den Geruch von Pilzen und Himbeeren aus.

Ich habe eine Schaukel, sie macht mir keinen Spaß mehr, aber heute ist es so heiß, daß man sich am liebsten auf den Grund des Brunnens verkriechen möchte. Und da steht ja auch der kleine Jancsi, und er hat keine Schaukel; ich bekomme Lust, mich mit ihm auf die Schaukel zu setzen, wir wollen fliegen, so hoch es geht. Es wird angenehm sein, in der Hitze Wind zu machen, daß der Staub aufwirbelt

und sich Häuser, Bäume, Berge und das Netz am glitzernden Himmelsnagel mitzuwiegeln beginnen.

Jancsi und ich klettern auf die Schaukel. Sie setzt sich schwer in Bewegung. Während wir zu schaukeln beginnen, bemerke ich, wie schmutzig meine Beine sind, am liebsten möchte ich hinunterspringen, um sie zu waschen, aber die Schaukel hat uns gepackt, ein kühler Wind fährt mir unter die Achselhöhlen und streichelt meine Waden. Jancsi und ich lachen, weil unsere Füße bis zum Himmel reichen und wir uns noch die Zehen am Himmelsnagel wundschlagen könnten. Wir bringen die Schaukel immer mehr zum Schwingen. Der Hof unter uns zieht dahin wie ein Hobel, der das hier aufgestapelte Bauholz glatthobeln sollte... Ich sehe geradezu die Späne fliegen, mir wird schwindlig. Plötzlich lache ich nicht mehr, ich werde blaß. Ich fühle, daß auch Jancsi blaß geworden ist, die Schaukel hat sich befreit, wir können sie nicht zum Stehn bringen, nie mehr wird sie stehenbleiben, wie krampfhaft wir unsere Beine auch einziehen; sie fliegt weiter, als wolle sie in das glänzende Netz hineinsausen...

Und da kommen Jancsi und ich gleichzeitig drauf, daß wir die Stangen herausgerissen haben — und alles bricht zusammen, das große glänzende Netz zerreißt, Häuser und Bäume beben, der glitzernde Nagel fällt vom Himmel, alles ist kalt und dunkel wie auf dem Grund des Brunnens.

Um mich ist kein Pilzgeruch, kein Himbeerduft mehr, es riecht nach Franzbranntwein und nach Dünger.

Ich sehe das Gesicht meiner Großmutter. Auch ein andres, Borikanénis Gesicht. Tante Borika ist Jancsis Mutter. Ich stöhne vor Schmerzen, mir ist es, als hätte mich jemand am Hals und an den Knöcheln gepackt und mich wie einen Stab entzweigebrochen. Ich kann mich nicht rühren, nichts kann ich sagen, kann nur weinen und weinen. Die Großmutter wischt mir die Tränen ab. Großmutters Handflächen sind so rauh, daß sie mir Rinnen für die beiden Bäche einkratzen, die sicher niemals aufhören werden zu fließen, meine Beine könnt' ich jetzt darin reinwaschen... Ich sehe, wie man Jancsi säubert, er ist über und über mit Dünger bedeckt, er ist in die Mistgrube und ich bin auf die Balken, auf das Bauholz, gefallen. Ich sehe Éva, ihr Haar ist naß, sie kommt vom Baden, ich wäre gern

mitgegangen, aber sie und ihre Freundinnen haben mich zurückgejagt, sie sind ja schon große, zehnjährige Mädchen und wollen ihre Geheimnisse unter sich besprechen. Meinen Vater sehe ich nicht, er ist nicht zu Haus, er ist weggefahren, um Maschinen zu kaufen und wird wohl erst in zwei Wochen heimkommen. Meine Mutter sehe ich nicht, die wird auch in zwei Wochen nicht heimkehren, schon längst hat sie uns verlassen, damals war ich noch ganz klein, nicht einmal zwei Jahre alt. Seither steht Vater zwischen uns wie auf dem Foto: Éva links, ich rechts, er hält unsere Hände fest in den seinen; Vaters Gesicht ist streng und traurig, er umarmt und verzärtelt uns nicht, aber er hält uns so fest an den Händen, als wolle er uns nimmermehr loslassen, ich schmiege mich an ihn, Éva hält sich ein wenig ferner, sie scheint Mutter lieber zu haben, sie weiß, daß sie ihr ähnlich ist, und Mutter ist schöner als Vater. Alles an ihrem Gesicht ist dünn gezeichnet, die Mundwinkel, die Linien um ihre Augen, die schmalen Brauen. Bin ich einmal so groß wie Éva, also zehn Jahre alt, so schenkt sie gewiß auch mir ein Foto, dann kann ich mir die feinen Linien um Mund und Augen noch besser anschauen und sehen, was für eine schöne Mutter ich habe, und auf der Rückseite des Fotos lesen: „Der lieben Zsuzsika von ihrer Mutter“. Auf dem Bild wendet sich der Kopf so schön nach rechts, um sich an den Pelz zu schmiegen. Ganz sicher sehe ich sie einmal so auf der Straße und bewundere mit Neid, wie der weiche Pelz ihre feine, weiche Haut streichelt, sooft sie das Gesicht zur Seite wendet.

Es tut schrecklich weh; furchtbar hab ich mir den Rücken angeschlagen.

Ich müßte Mitleid mit mir selber haben, aber ich bedaure meine Großmutter, die so verzweifelt ist. Vielleicht nicht nur meinetwegen. Sie fürchtet sich, daß sie auch meinetwegen Schläge bekommen wird, wie vom Großvater, der mit Dreschflegel und Peitsche auf sie eingehaut hat. Damals war ich noch nicht auf der Welt, ich hab keine Ahnung, was Krieg ist, nicht, wie ein Husar aussieht, nicht, wie Sporen klirren, dennoch weiß ich alles darüber, als wäre ich daheimgewesen, so oft habe ich darüber sprechen hören. Stolz war damals mein Großvater, weil aus dem armen Mann ein Husar geworden war, der hoch zu Roß, gestiefelt und ge-

spornt, den Säbel an der Seite, in den Krieg ziehen durfte. Auch einen Blumenkranz trug das Pferd um den Hals, mein Husarengroßvater ließ es dreimal tänzelnd die Runde um den Hof machen, selbst das Pferd wußte, daß die grünen Blätter und Blumen des Kranzes jetzt nicht zum Fressen da waren, und ich denk mir, Krieg ist, wenn selbst ein Pferd weiß, daß es die Blumen nicht fressen darf... Zum Abschied ritt Großvater weitere drei Runden um den Hof, dann galoppierte er zum Tor hinaus, blickte nicht zurück und salutierte, wahrscheinlich den Torpfosten. Großmutter blieb daheim, hin und wieder erhielt sie einen Brief, der mit Tintenstift auf Birkenrinde geschrieben war, darin trug er ihr auf, wessen Grund sie für ein Drittelpapier bearbeiten oder wo sie bei der Ernte mithelfen solle. Noch heute habe ich diese Briefe, es kommt mir komisch vor, daß auch dort Birken wachsen, wo Krieg ist, daß die Birkenrinde, die uns daheim als Salzfaß dient, dort als Briefpapier verwendet wird. Dies muß auch Großmutter sehr gewundert haben. Sie gehorchte, tat aber auch allerlei, was man sie in den Briefen nicht geheißen hatte. Jetzt schämt sie sich, wenn von jener Zeit die Rede ist, aber vor mir müßte sie sich nicht schämen, gewiß hat sie damals Häuser, Berge und Bäume schaukeln sehen, ich weiß jetzt schon, was es heißt, wenn einem schwindlig wird. Die Arme ist auch von einer Schaukel gefallen; der stolze Husar war heimgeschahen und hatte sie so lange mit dem Dreschflegel geprügelt, daß der Armen nichts andres übrig geblieben war, als ihr sechsjähriges, vaterloses Büschchen zu fremden Leuten zu geben. Jetzt ist es kein Büschchen mehr, sondern ein verheirateter Mann mit sieben Kindern, arm wie ein Pflaumenbaum im Winter.

Mein Lebtag hab ich keine so verängstigte Erwachsene gesehen wie meine Großmutter. Und wenn sie auch nicht meinetwegen, sondern ihretwegen verzweifelt ist, bedauere ich sie doch mehr als mich selber, obwohl mich der Rücken schrecklich schmerzt. Mir tut es nur um sie leid, bestimmt denkt sie nun an ihren Sohn, der genauso alt war wie ich jetzt, als man sie gezwungen hatte, ihn aus dem Haus zu jagen. Gewiß fällt auch ihr ein, daß mich die Mutter verlassen hat, als ich eineinhalb Jahr alt war, als ich weder gehen noch „Brot“ oder „Wasser“ sagen konnte, als ich noch

nicht so gescheit war wie heute, so vernünftig, daß ich imstande bin, andere auch dann zu bedauern, wenn mich mein Rücken ganz furchtbar schmerzt. Sicher tut sie mir auch leid, weil sie sich vielleicht gerade jetzt an meinen älteren Bruder erinnert, der mit eineinhalb Jahren gestorben ist; meine Mutter hat ihn gestillt, trotzdem sie krank war und ihn eigentlich nicht hätte stillen dürfen. Sie hat zu viel Milch gehabt; auch mich hat sie mit viel Milch gestillt und mich dennoch mit eineinhalb Jahren verlassen. Eigentlich müßte eine Mutter, die so viel Milch hat, ihre Kinder mehr lieben als jemanden andern... Sie hat sich in eine Schaukel gesetzt und ist aus Furcht vor Vaters Zorn geflohen. Wirklich, heute weiß ich schon vieles, nicht nur „Brot“ und „Wasser“ kann ich sagen, ich habe gehen, laufen und tollen gelernt; aber nun ist's mir unmöglich, mich auch nur zu rühren, schrecklich ist die Schaukel mit mir hinuntergesaust. Doch mir scheint, daß der Rücken mich nicht nur davon so schmerzt, es tat mir auch weh, den gekrümmten Rücken meiner Großmutter anzuschauen, ich fühle jeden Schlag, der auf meine verängstigte Großmutter niedergesaust ist, auf sie, die mich immer wieder mit rauhen, kratzenden Handflächen streichelt. Auch meinen Großvater bedauere ich, weil er meine Großmutter schlagen mußte, auch diese Schläge fühle ich im Rücken, und dennoch tut es mir leid, daß er mich nun Abend für Abend, ohne zu ermüden, auf dem eigenen Rücken tragen wird, er wird mir von den Sternen erzählen wie einer, der niemals auf Birkenrinde geschrieben hat; er wird mich die Namen der Sterne lehren, als trüge er mich nicht auf dem Rücken, als führe, er mich an der Hand über die Milchstraße, damit ich meinen älteren Bruder treffe...

*

Nach zwei Wochen kam mein Vater heim, er brachte Maschinen; er und andere Tischler saßen jeden Abend beisammen, sie rechneten und maßen. Es kam mir komisch vor, daß jeder seinen eigenen Zollstock hatte, jeder maß nur mit dem seinen, sie maßen das Gleiche, aber um nichts in der Welt hätte einer den Zollstock des andern berührt.

Jetzt wußte ich auch schon, daß die Balken, auf die ich von der Schaukel gefallen und die sie nun maßen, für eine Tischlerwerkstatt bestimmt waren.

Mein Rücken schmerzte mich noch immer, doch ich konnte schon gehen; besonders wenn mein Vater mich ansah, gab ich mir Mühe, so zu gehen, daß er nichts merkte, und da streichelte mich Großmutter mit den Augen, und auch darüber freute ich mich, denn es kratzte nicht, und Großmutter kam mir weniger verängstigt vor.

Es gibt keinen Grund, sich vor meinem Vater zu fürchten, gewiß hat niemals jemand Angst vor ihm gehabt, nicht einmal das kleinste Kind. Ihn kann ich mir nicht mit einem Säbel an der Seite vorstellen, auch nicht, daß er den Tornpfosten salutiert oder Briefe auf Birkenrinde schreibt, noch daß er jemanden mit dem Dreschflegel schlägt; dabei ist er ein hochgewachsener, starker Mann, der mit einer Hand eine Nuß aufknacken kann; immer trägt er einen gelben Zollstock mit sich herum, aber niemand fürchtet sich vor ihm; wer den Zollstock sieht, weiß, daß Vater niemandem was zuleide tut. Er hätte auch keine Zeit für so etwas, er muß so viele Türen, Fensterrahmen, Betten und Tische machen, er käme gar nicht dazu, irgendwem etwas Böses zuzufügen. Er hat nicht einmal Zeit, guter Laune zu sein, zu scherzen und mit mir zu lachen. Ich weiß gar nicht so recht, ob er es ist, der zu mir kommt, wenn ich in dem nach Tannenholz riechenden Trog bade und plantsche, ob er mich anspritzt und mir den Rücken reibt. Wenn er aber kommt, ist er auch wirklich da, da gibt es nichts andres für ihn, weder Hobel noch Brett noch Zollstock, und für mich gibt es auch nichts andres als ein wohliges Gefühl, mein Lebtag möchte ich im Trog sitzen bleiben, und von mir aus könnte der Badetrog auch mein Sarg werden.

Doch jetzt schreie ich vor Schmerzen, statt mich wohlzufühlen, ich spüre, wie Vater die nußgroße Geschwulst auf meinem Rücken berührt.

Er fragte mich aus, er wollte wissen, wie und wovon und wann ich das bekommen hatte, und ich gestand alles. Meine arme Großmutter schlich kaum hörbar zur Tür hinaus, plötzlich war sie verschwunden, als hätte die Furcht sie verschluckt.

Vater schaute finster drein, spritzte noch einige Handvoll Wasser auf die Beule, doch seine Gedanken schienen woanders zu sein, er war nicht mehr da, das sah ich ihm an.

Tags drauf ging er mit mir zum Arzt. Der Arzt untersuchte mich, schalt Vater seiner Fahrlässigkeit wegen aus und fragte ihn, ob er vielleicht einen Krüppel aus mir machen wolle; Vater antwortete nichts, schlug die Augen nieder, am liebsten hätte ich gesagt: Eher will ich ein Krüppel bleiben, als daß jemand meinen Vater auszankt, ihn, der so gut schweigen kann, sich mit keinem Wort verteidigt und dem es nie in den Sinn käme, meine verängstigte Großmutter mit dem Dreschflegel zu schlagen.

Einige Tage später brachte man mich ins Krankenhaus, Großmutter weinte so bitterlich wie unter Schlägen, mein Vater schwieg, er schalt sie nicht, aber er tröstete sie mit keinem Wort.

Als man mir das Gipsbett im Krankenhaus „aufgeschlagen“, mich hineingelegt, mich ans Bett gebunden hatte, streichelte er mich, sagte ein-zwei tröstende Worte, nicht mehr, wahrscheinlich wußte er schon, daß ich dort ein volles Jahr festgebunden, ohne mich zu bewegen, auf dem Rücken liegen würde.

Ich bin das ausgelassenste, verspielteste Kind in der Nachbarschaft gewesen, um mich herum hat es keine Langeweile gegeben; kein doch so morastiger Herbstag, kein Schneegestöber, kein scharfer Winterwind, keine Sommerglut hätte mir die Lust am Spiel nehmen können — und nun war über mir die Zimmerdecke, die ich, gleichgültig, was draußen geschieht, ein Jahr lang anstarren würde, für mich würde es weder Rodelfahrten geben noch die Sommersonne, die rund ist wie ein Ball.

Ich weiß gar nicht, ob es mir möglich gewesen wäre, ein Jahr lang gefesselt im Bett zu liegen, wenn ich das im voraus gewußt hätte. Das kann doch niemand von einem sechsjährigen Kind erwarten! Es scheint mir herzlos genug, einen Säugling oder eine unbeholfene alte Frau, die nicht mehr gehen kann, ein Jahr lang so bewegungslos daliegen und nichts sehen zu lassen als eine Zimmerdecke. Und gar erst ein sechsjähriges Mädchen, das imstande war, stundenlang über die Springschnur zu springen und während eines einzigen Tages in der „Hickelschule“ von so vielen Rechtek-

ken in andere zu hopen, daß es mit dem gleichen Kraftaufwand das ganze Dorf hüpfend umrundet hätte. Würde das Gipsbett ein Jahr lang das Rechteck sein, an das der Körper mit der Springschnur festgebunden ist? Wenn die Leute das Herz haben, das von einem kleinen Mädchen zu verlangen, so sollte es auch in ihrer Macht stehen, es in ein Wickelkind oder in eine alte Frau zu verwandeln.

Oft lag ich da und fühlte mich steinalt. Mir ging durch den Sinn, daß ich an irgend eines andern Stelle im Gipsbett liege, einer schwächlichen Erwachsenen vielleicht, die unfähig, ein Jahr lang so dazuliegen, mich gebeten hatte, es für sie zu tun. Ich bin also stärker als eine schwächliche Erwachsene.

Und so lag ich eben da und fühlte, wie ich von Tag zu Tag älter wurde. Meine Gedanken glichen schon den Gedanken alter Leute. Ich dachte einmal an dies, ein anderes Mal an jenes —, natürlich nicht an alles zur gleichen Zeit. Ich bedachte, was da zusammenkommen mußte, damit man ein sechsjähriges Mädchen für ein Jahr ins Bett steckt. Meine Mutter mußte viel Milch haben, mein älterer Bruder sterben, Mutter mußte uns verlassen, Vater sich auf einen weiten Weg machen, meine ältere Schwester mich heimjagen, als ich mit ihr baden gehn wollte, man mußte die Balken für den Bau in den Hof tragen, Borikanéni mußte die Mutter eines Sohns sein, der keine Schaukel hat, die Sonne mußte so sengen, daß wir uns bis in den Himmel geschwungen hatten, weil wir Wind machen wollten, ich mußte eine verschrockene, in ihrer Jugend mit dem Dreschflegel geschlagene Großmutter haben — all das mußte geschehen, um mich ein Jahr lang unbeweglich im Bett festzuhalten, all das hatte dazu beigetragen, ein schmächtiges, sechs Jahre altes Mädchen ans Gipsbett zu fesseln. Und so liege ich für den Tod meines eineinhalbjährigen Bruders, für die Schläge, die meine Großmutter bekommen, für das Drittel der Ernte, das sie, genau wie man es ihr in den Briefen auf Birkenrinde befohlen, ohne zu verschaffen, eingebracht; was ich aber nie ausliegen werde, ist Vaters Plage, mit der er die Balken zusammengetragen hatte, seine ermüdende Fahrt um die Maschinen; ich liege, damit meine ältere Schwester baden, Jancsi schaukeln und meine Mutter dort in der Stadt sorglos ins Kino gehen kann, ich liege,

damit der Sommerwind die Hitze kühlt... Könnte eine schwächliche Erwachsene das aushalten? Könnte der Nikolaus das zuwege bringen, der alle Kinder mit seiner Rute und mit seinem Geschimpfe in Angst versetzt? „Zsuzsika, Zsuzsika, du mußt reglos im Gipsbett liegen!“ Na schön, er soll sich herlegen und mir den falschen Bart und die Rute geben, auch ich könnte sie schwingen und zu ihm sagen: „Nikolaus, Nikolaus, du mußt reglos im Gipsbett liegen!“

Ich weiß nicht, was mir eingefallen war, den roten Papierstreifen von der Rute herunterzunehmen und daran zu lecken. Gleich bemerkte ich, daß der Streifen schön rot färbt; ich sah mir das Muttermal auf meinem linken Arm an und begann es zu färben. Wenn ich schon keine Mutter hatte, wollte ich wenigstens ein schönes, rotes Muttermal haben. So wurde es infiziert, und wieder zankten die Nikolaus-Ärzte mich aus, sie mußten das Muttermal heraus schneiden. Es tat weh, heilte aber, und das Jahr verging. Etwas anderes Besondre geschah während dieser Zeit nicht.

Als ich aus dem Krankenhaus kam, wußte ich, was ein „volles“ Jahr bedeutet. Und ich mußte wieder gehen lernen.

*

Bald nachdem ich das Krankenhaus verlassen hatte, lernte ich meine Mutter kennen.

Jetzt war ich schon sieben Jahre alt, ein Jahr älter, und meinte, je mehr ich gewachsen sei, desto kleiner würde mir alles vorkommen. Für mich war es seltsam, daß mir alles größer schien, die Häuser, die Kirche, die Berge. Selbst der Himmel kam mir höher vor, ich sah die Wiesen breiter, unsern Hof geräumiger, den Brunnen tiefer. Es wunderte mich nicht, daß meine ältere Schwester, der junge Pfirsichbaum, die Kätzchen gewachsen waren, aber alles andere kam mir sonderbar groß vor. Nun, ein Jahr war ja vergangen, ich aber war um wenigstens drei Jahre älter geworden, und dennoch sah ich alles größer und nicht kleiner.

Bloß ob meine Mutter größer oder kleiner geworden war, wußte ich nicht, ich hatte sie ja länger als fünf Jahre nicht gesehen, so daß ich mich nicht erinnerte, wie hoch sie war, und ich wußte auch nicht, ob sie sich während dieser

fünf Jahre geändert hatte. Jetzt sah ich sie, weil ich jeden zweiten Tag in die Stadt zur Injektion gebracht werden mußte; hatte mein Vater Zeit, so führte er mich dahin, als er aber einmal für eine Woche weggefahren war, mußte Großmutter mit mir zum Arzt gehen, und als wir dann von ihm herauskamen, fiel es ihr ein, daß meine Mutter ja im selben Haus wohnte; Großmutter führte mich zur Mutter, um sie zu bitten, mich eine Woche bei ihr zu behalten, nur so lang, bis Vater heimkehren würde, damit Großmutter diese Woche nicht noch zweimal in die Stadt gehen müsse. Mutter gab mir eine Schachtel Bonbons und sagte, zu ihr kämen viele Gäste, sie ginge mit ihnen ins Kino und anderswohin und sie habe niemanden, der unterdessen auf mich achtgeben könne...

Immer schon habe ich gewußt, daß meine Großmutter furchtsam ist, jedoch verbittert und weinend hatte ich sie vorher noch nie gesehen. Jetzt weinte sie während des ganzen Heimwegs, leise schnüffelnd, verschämt, niemand sollte es bemerken, und ich bemerkte es auch nicht.

Ich wußte ja seit eh und je, daß Mutter schön ist, heute aber sah ich's mit eigenen Augen, ich hätte sogar mit meiner schönen Mutter prahlen können, damit mich die anderen um sie beneideten, doch ob sie größer oder kleiner geworden war, wußte ich nicht, da hätte ich sie ja wenigstens vor einem Jahr, als ich noch mein Muttermal hatte, sehen müssen.

Alle meine Spielgefährten sind während des vergangenen Jahrs gewachsen, und jetzt waren sie auch noch zahlreicher als früher, nicht nur die Kinder aus der Nachbarschaft; in der Pause lärmten wir im Schulhof, wir tollten, bis wir schwitzten, bei jedem Spiel war ich dabei, es hatte wohl nichts genützt, daß ich um ein Jahr älter geworden war, die anderen übertrafen mich, zumindest beim Spielen waren sie mir eben um ein Jahr voraus. Und einholen konnte ich sie nur, indem ich spielte und spielte, wann immer sich die Gelegenheit dazu ergab.

Dann wuchs ich wieder ein Jahr lang, ich bemerkte es kaum, so schnell war das Jahr um. Ich war gescheiter geworden, dennoch konnte ich es nicht begreifen, warum ein Jahr so unglaublich kurz war, kürzer als ein andres.

Wie die Jahre doch hinken, so als hätte das eine ein zweieinhalb Meter langes, das andere ein zehn Zentimeter langes Bein.

Ich hätte damals auch wachsen müssen! Wenigstens dreißig Zentimeter während dieses einen Jahrs. Dann wäre ich mit acht Jahren wenigstens eineinhalb Meter hoch gewesen!

So groß war ich als Achtjährige, als Vierzehnjährige kaum größer, in fünf Jahren war ich beinahe gar nicht gewachsen. Man hatte meinen Körper in einen Käfig, in ein Eisenmieder, gepreßt, und nun mochte die Sonne scheinen oder der Regen strömen, Frühling auf Frühling folgen, Lebertran und Vitamine; vergeblich lag ich von Injektionen zerstochen, wie auf Stecknadeln, ich glich einem Grashalm unter einem flachen Stein, das Mieder war der flache Stein, nicht mal Stein war's, sondern Eisen.

Man hätte mir die Schlinge noch fester um den Hals legen sollen, als man mich — wir waren schon in der dritten Stadt — daran hängte, um den Gipsabdruck für das Eisenmieder zu nehmen.

Ahnungslos zog ich von einer Stadt in die andere, niemals wußte ich, was mich dort erwartete, ich war ja kaum acht Jahre alt; und so führte man mich von Stadt zu Stadt, eine schien mir schöner und größer als die andere, besonders abends bei starker Beleuchtung, aber auch tagsüber, es gab so viele Auslagen, und im Glas sah ich auch mich selbst, nicht nur Schokolade und Seife. Bloß die Pferde glichen denen von daheim, doch trugen sie viel prächtigeres Zaumzeug, und noch etwas war ganz anders, geradezu umgekehrt als bei uns zu Hause: die Räder knarrten nicht und stoben keine Funken, Funken sprühten nur die Hufe der Pferde. Ich wußte, daß ich mir all dies anschauen durfte, weil ich von der Schaukel gefallen war, ich genoß das Glück, daß wir uns hoch, fast bis zum Himmel, hinauf geschwungen hatten, sonst hätte ich ja nie so viel Schönes zu sehen bekommen. Nicht einmal mehr der Fall, die Zeit im Gipsbett, kamen mir, durch die herrlichen Auslagen gesehen, gar so schrecklich vor.

Und ich konnte auch nicht, ohne ein Wort zu sagen, an den vielen, an den unzähligen Dingen vorbeigehen, die es bei uns zu Hause gar nicht gab. Hatten wir auch das oder jenes, so war's eben bloß ein Stück Seife, eine Büchse

Schuhwichse, Teller hatten wir ja auch bei uns daheim, so viele wir eben brauchten. Aber hier lag von allem so schrecklich viel, und alles gehörte stets einem einzigen Menschen, dessen Namen draußen aufgeschrieben stand. Über etwas Ähnliches hatte ich mich auch daheim gewundert, obwohl unser Krämer im Vergleich zu dem, was hier zu sehen war, kaum was besaß.

Vater lachte, als ich mit ihm darüber sprach, und erzählte etwas Lustiges von unserem Müller. Den hatte sein Sohn eines Tages gefragt: „Vater, warum mahlen wir für andere Leute, warum mahlen wir nicht nur für uns?“ Und darauf der Müller: „Laß gut sein, mein Sohn, bist du einmal groß, so sollst du nur für dich allein mahlen.“ Diese Antwort muß spaßig gewesen sein, Vater lachte noch schallender darüber als über meine Frage. Er konnte von ganzem Herzen lachen, wenn er etwas Lustiges zu hören bekam.

Ich lachte mit, immer lache ich, wenn ich sehe, daß Vater gut gelaunt ist, auch wenn ich den Grund nicht kenne. Er soll nur lachen (ein Kind muß nicht alles wissen).

Ich lachte und wußte nicht, hatte keine Ahnung, was mich in diesen schönen Städten erwartete. Als man mich auf den Stuhl stellte und mir einen Lederring, der einem Hundehalsband glich, um den Hals schnallte, dachte ich noch immer, daß es eine Art Rute sei und daß die Nikolaus-Ärzte mit mir spaßten. Dann aber zogen sie den Stuhl unter mir fort, ich hing da und weinte, mein Rückgrat schmerzte noch mehr als damals, als ich gefallen war; vom Kinn bis zu den Fußsohlen tat mir alles weh, nicht einmal stehen konnte ich, nachdem man mich heruntergeholt hatte; da gab's keinen Glanz in den Städten, da klapperten bloß die Hufe der Pferde und sprühten Funken, die Hufe zerstampften, zertrampelten die Glasscheiben der vielen Auslagen, die Hufe trampelten auf meinem Rücken, sie stampften mich unter einen flachen, großen Stein, drum machten sie solch einen Lärm, sie sprühten auf mein Eisenmieder Funken, mir war's, als hätten die Rosse ihr prunkvolles Zaumzeug abgeworfen, um mich in ein umso häßlicheres eisernes Zaumzeug zu pressen.

Vater kaufte mir allerlei Süßigkeiten, die wir daheim nicht kannten, ich aber staunte über nichts mehr und stellte keine Frage.

Man hatte mich in ein Eisenmieder gesteckt, ich konnte kaum gehen, und da fiel es mir ein, daß ich auch beim ersten Gehlernen mutterlos gewesen war. Ich ging gebeugt, doch anders als alte Leute: nach rückwärts gebeugt. Regnete es, so blieb mein Rücken staubtrocken, der Bauch aber war platschnaß. Fünf Jahre lang ging ich so nach rückwärts gebeugt, umgekehrt wie alte Leute gehen, vielleicht wurde ich darum nicht älter, nicht größer, ich veränderte mich überhaupt nicht. Wie hätte ich auch anders werden können, fünf Jahre lebte ich, ohne mich ein einziges Mal zu bücken. Vierzehn Jahre war ich alt und trug immer noch das Eisenmieder; jedes der gleichaltrigen Mädchen hatte schon einen „Liebsten“ — wäre ich nicht so klein gewesen, hätte auch ich einen haben können. Es lag nicht nur daran, daß ich klein geblieben war, sondern vor allem an meiner Haltung; ein Mädchen mit nach hinten gebeugtem Rücken läßt sich eben nicht küssen. Um diese Zeit schmerzte es mich vielleicht am meisten, daß ich so anders war als die anderen, damals spürte ich, wie aus meinem körperlichen Leiden ein seelisches wurde und gleich siedendem Wasser brodelte. Ärgerte ich jemanden, so war es nicht schwer für ihn, sich zu rächen. Eine spöttische Bemerkung genügte: ich verkroch mich, aß nicht, sprach mit niemandem und weinte tagelang. Sooft ich aber vergaß, daß ich in einem Mieder steckte, war ich übermütig, machte tolle Streiche, und da sagten die anderen aus Bosheit von einem Jungen, er sei mein „Liebster“. Wir waren, glaube ich, in der vierten Klasse, als mich der Lehrer ganz zufällig neben meinen „Liebsten“ setzte. Ich wurde zornig und stubste ihn, um den andern zu zeigen, daß mir nichts an dem Jungen lag. Der Lehrer hatte es bemerkt, er dachte, wir trieben Unfug, es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ich wie die jüngere Krämerstochter, aber auf meine Art, ein Ständchen zurückwies, und er ließ mich und den Jungen auf einem Holzscheit knien. Die Mädchen lachten, und da mußten auch zwei andere mit uns auf dem Holzscheit knien. Wieder einmal hielt ich es in meinem „Mieder“ nicht aus, ich stieß das Scheit fort, Holz unter meinem Körper war für mich eine böse Erinnerung geblieben. Der Lehrer merkte, daß wir nicht auf dem Scheit knieten. Ohne zu fragen, wer es umgestoßen hatte und warum, warf er uns vier hinaus und

sperzte uns in den Keller. Bis zum späten Nachmittag blieben wir dort, man hatte uns im Keller vergessen. Meine Leidensgefährten schauten sich aus Langeweile wieder einmal mein Mieder an, betasteten es — dies sollte so etwas wie eine Schmeichelei sein — und baten mich, von den großen Städten zu erzählen, ich aber zeigte ihnen bloß mein Mieder: so sähe die Stadt aus... Unterdessen waren wir hungrig geworden, und da fielen mir die Süßigkeiten ein, und da erzählte ich so lange von Näscherien, bis wir uns über die Vorräte des Direktors hermachten und zwei Tiegel Kirschkompost beinahe mitsamt den Kernen leeraßen.

Erst eine Woche später kam man drauf, doch mein Lebtag werde ich dieses Kompott nicht vergessen, auch nicht, was es deswegen alles gegeben hatte und wie wir bestraft worden waren. Ich hätte dem Lehrer sagen können, daß ich wütend auf meinen „Liebsten“ war, es habe keinen Grund gegeben, uns wegen Ruhestörung auf Holz knien zu lassen. Und auch das Fortstoßen des Scheits sei keine Ungezogenheit gewesen, das Holz hatte mich zu sehr an die Balken erinnert. Ich hätte dem Lehrer sagen können, daß es unrecht gewesen sei, uns in einen Keller zu sperren, überdies in einen, wo es Kirschkompost gab, und uns dort zu vergessen, bis wir hungrig wurden. Das alles hätte ich ihm sagen können, doch es wäre vergeblich gewesen, er hätte mir trotz allem nicht rechtgegeben; wegen meiner hochmütig nach rückwärts gebogenen Gestalt hätte er in meinen Wörtern eine Frechheit gesehen und mich nur noch strenger bestraft. Wozu? Auch so war's genug; da mir die Städte nichts andres gebracht hatten als das Aufschlagen von Pferdehufen, würde ich mich auch später nicht von irgendinem Glanz, von noch so glitzerndem Glas blenden lassen.

*

Mit den Kirschen ging es mir wie einem Märchenhelden, der dreimal auf die Probe gestellt wird.

Im Dorf lebte ein alter Sonderling. Auch sein Haus war sonderbar, es hatte etwas Unheimliches, Geheimnisvolles. Wir Kinder ärgerten und fürchteten den Alten, unsere Eltern belächelten und achteten ihn. Sooft ich später von einem geheimnisvollen Schloß hörte, in das zuerst Keulen

geschleudert worden waren, und dann erst der „Menschenfleisch“ witternde Besitzer erschien, kamen mir Hof und Haus des betagten Andris in den Sinn, wohl auch, weil ich einmal drin gewesen war und im großen Keller das Perpetuum mobile gesehen hatte; das ganze Dorf sprach von dieser Maschine, an der Andris schon zwanzig Jahre lang arbeitete; einmal fertiggestellt; würde sie sich ewig bewegen, einmal in Gang gebracht, würde sie erst am Jüngsten Tag stehenbleiben.

Eine Unmenge Bücher gab es beim alten Andris, man mußte ihn nicht um Bücher bitten, er brachte sie den Leuten von selber. Mit einem Arm voller Bücher ging er von Haus zu Haus, er wußte genau, wer dieses oder jenes schon gelesen, wer das eine oder das andere noch nicht bei sich gehabt; trug er ein Buch fort, so ließ er ein andres zurück. Er hatte auch viele Eier, oft brachte er sie mit den Büchern, gab sie auf Borg oder gegen Bezahlung, manchmal verschenkte er auch welche an Leute, die kein Geld hatten. Er zog viele Zwerghennen auf, die niemals größer als Kücken werden, und manche Leute taten es ihm nach. Auch Bienen züchtete er, das halbe Dorf kaufte bei ihm Honig; auf dem Kapellen-Hügel wollte er einen Fischteich anlegen, aber daraus wurde nichts, das Becken hatte er schon gegraben, doch es gelang ihm nicht, Wasser den steilen Hang hinaufzuleiten.

Im Garten des alten Andris wuchsen drei Bäume mit wilden Kirschen. Auch bei uns standen Kirschbäume, sie trugen gelbe Kirschen, nicht wilde. Ich riß mich um die Kirschen, weil es solche bei uns nicht gab, vor allem aber, weil wir Kinder mit dem alten Andris in Unfrieden lebten, dies war wohl der Hauptgrund... Unser fünf beschlossen, in den Garten einzubrechen, um uns nach Belieben wilde Kirschen zu holen. Ganz hinten im Garten standen die drei Bäume, daran grenzte ein großes Kornfeld. Der Roggen war schon recht hoch, wir stahlen uns in den Garten, im Nukletterten die anderen auf den Baum, nur ich blieb unten, war ja mein junges, lebendiges Fleisch von Eisenfäusten umklammert, ich konnte nicht klettern. Von unten bettelte ich die anderen an, doch auch mir Kirschen herunterzuwerfen. Ich hätte meine Gefährten gar nicht bitten müssen. Aus vol-

len Händen warfen sie mir Kirschen zu, aber so sind Kinder nun einmal: sie betteln um etwas, auch wenn sie im vorhinein wissen, daß sie es bekommen werden. Wir machten Lärm, schwatzten wie die Eltern, und während der Kirschenessens dachten wir nicht an den Alten. Der aber dachte an uns. Das Kornfeld verbarg nicht nur uns, sondern auch ihn; ohne daß wir es merkten, schlich er sich heran. Zuerst sahen ihn die Kinder vom Baum. Ohne zu schauen, wohin, sprangen sie hinunter und stoben auseinander. Auch ich hätte Reißaus genommen, doch ich hatte Andris zu spät entdeckt, so rasch rennen wie die anderen konnte ich nicht, ich war die letzte und blieb am Drahtzaun hängen. Als ich mich endlich losgemacht und durch den Zaun schlüpfen wollte, stand der Alte neben mir und schlug mit einem Stock auf mich ein. Er traf mich am Rücken, gerade dort, wo das Mieder war, und der Stock zerbrach mit gewaltigem Krach. Der Alte erschrak, sprang auf mich zu, um zu sehen, was er angerichtet hatte, warum der Stock entzweigegangen war. Ich stand noch erschrockener da als Andris, stürzte zu Boden, weinte und fühlte mein letztes Stündchen nahen. Er nahm mich in die Arme, trug mich und jammerte in einem fort: „Was hab ich getan, mein Herzenskind, ich hab dir das Kreuz gebrochen!“ Ich brüllte: „Vater, Vater, es ist aus mit mir!“ Unser Haus lag weit von hier, ich aber schrie aus Leibeskräften. Vater sollte mich hören, mich befreien, sonst würde der närrische Andris mich zu guter Letzt noch zu seinem Perpetuum mobile tragen und mich in diese sich ewig bewegende Maschine einbauen, in dieses Ding, das erst am Jüsten Tag stehnbleibt... Schließlich wimmerte ich nur noch, schlug verzweifelt um mich, wollte auf und davon. Noch verzweifter als ich war Andris. Er dachte, daß ich mich vor Schmerzen hin und her warf, er glaubte, daß er mir das Kreuz gebrochen und daß es um mich geschehen sei. Er sprach mir Mut zu, flehte mich an, nicht mehr zu weinen und zu schreien, alles, was ich mir wünschte, würde er mir geben, nach Belieben sollte ich Kirschen pflücken dürfen, er bat mich, es meinem Vater zu verheimlichen, daß er, Andris, den Stock auf meinem Rücken zerschlagen und mir das Rückgrat gebrochen hatte. Er weinte, jammerte, drückte mir Kirschen in die Hand. Doch nun traute ich mich nicht, Kirschen von ihm anzunehmen, woher! Nie und

nimmer hätte ich das gewagt, und als ich mich freigemacht hatte, begann ich zu laufen, er lief mir mit den Kirschen nach, aber jetzt konnte er mich nicht mehr einholen, ich rannte wie jemand, der nie von einer Schaukel gefallen war, wie jemand, der kein Mieder trug; ich lief heim, und kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, daß ich dreimal gehen gelernt habe; mit meinem „Menschenfleischgeruch“ suchte ich das Weite, bevor der Alte seine Knüppelkeule nochmals nach meinem Rücken schleudern konnte.

Eine Woche später ging ich an seinem Tor vorbei, ganz plötzlich streckte er den Kopf über den Zaun und rief mir zu:

„Großwachsen, Zsuzsika, bist ein braves Mädel!“

Meine Beine begannen zu zittern, irgendwie fehlte mir die Kraft, weiterzulaufen, und so blieb ich stehen. Erst beim fünften Haus angekommen, begriff ich seine Worte so recht und hätte am liebsten in mich hineingeweint: Er weiß, was er mir wünschen soll, in den letzten zwei Jahren bin ich überhaupt nicht gewachsen, er weiß recht gut, womit er mich verspotten kann; und dabei habe ich niemandem verraten, daß sein Stock auf meinem Rücken entzweigegangen ist.

Gut, daß man nicht weiß, was einen erwartet, und gut wär's, wenn man auch das Gewesene nicht wüßte. Dann hätte ich keine Ahnung, wie sehr das Kreuz mich schmerzt, nicht, daß ich in meinen Kreuzschmerzen auch die Rückenschmerzen meines Großvaters, der mich auf dem Rücken getragen, gefühlt habe, ebensowenig, daß während der ersten Kirschprobe schon die zweite wehtat. Damals gingen meine Schwester und ich in der Stadt zur Schule, wir wohnten im selben Internat, im selben Zimmer, wir hatten einen gemeinsamen Schrank, und in dieser Stadt lebte auch meine Mutter, nun wußte ich schon, warum sie mir keine richtige Mutter sein konnte, zwischen ihr und meinem Vater war solch ein Unterschied wie zwischen mir und meiner größeren Schwester, ich glich dem Vater, sie der Mutter.

Meine Schwester besuchte die Mutter oft, ich traf sie meistens auf der Straße, um diese Zeit hatte ich ja schon das Foto, auf dem sie ihren schönen Kopf an den weichen Pelz schmiegt. Da hatte ich ja auch ihre Handschrift vor mir: „Der lieben Zsuzsika von ihrer Mutter“.

Ich ging selten hin, dort wimmelte es von Gästen. Es stimmte, was Mutter früher einmal zu Großmutter gesagt hatte: Niemand wäre daheim, mich zu beaufsichtigen, wenn Mutter mit ihren Bekannten die Zeit in der Stadt verbrachte. Noch seltener besuchte ich sie, nachdem ich einmal das Wort WC falsch ausgesprochen und die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter ausgebrochen war. Seither zeigte ich mich nicht einmal gern in der Nähe des Hauses.

Eines Tages blieb mir nichts andres übrig, als dennoch hinzugehen. Wir hatten Klavierprüfung, alle Eltern waren zugegen, auch Mutter; ich sah, wie sie meiner Schwester ein weißeingewickeltes Paket gab und wie Éva damit ins Schlafzimmer verschwand. Nachher verlor ich Mutter aus den Augen, doch am Nachmittag sagte Éva, wir müßten beide zu ihr gehen, um uns für das Geschenk zu bedanken. Ich fragte nicht, um was für ein Geschenk es sich handelte, ich hielt dies für ein Geheimnis, ich wollte mich überraschen lassen und begleitete Éva. Auch diesmal hatte Mutter Gäste, alles spielte Rummy. Als wir ins Zimmer traten, stand Mutter gleich auf, stellte Éva — sie war schon ein schönes, großes Mädchen — der Gesellschaft vor und ließ sie Platz nehmen, ein Gast fing gleich an, die Steine zu mischen, Éva sollte mitspielen. Ich blieb wartend an der Tür stehen, vielleicht würde mir wenigstens eine Frau Aufmerksamkeit schenken, die mir fünf Minuten, nachdem ich gegrüßt, zugenickt hatte; und dabei war mein Gruß nicht weniger höflich als Évas. Da begannen sie auch schon die Steine hervorzuholen, einige Minuten lang schaute ich zu, wie sie sie durcheinanderwarf, um die besten zu wählen, schließlich nahmen sie auch alle schlechteren, so wie man sich im Spätherbst mit den schlechteren Pflaumen begnügt, bloß mich brauchten sie nicht, die schlechtere der beiden Schwestern.

Ich drehte mich um und lief fort. Unter den Gästen hatte sich eine Frau gefunden, die mir nachkam, mir etwas nachrief, doch ich rannte und machte erst am Strand halt. Dort gab es ein Roggenfeld wie jenes, das an den Garten des närrischen Andris grenzt, ich legte mich hinein, dort war schon längst mein Nest, dort hatte ich, sooft ich ausgehen durfte, meine Zeit verbracht, im Frühling von Woche zu Woche das Korn wachsen sehn, nun waren die

Halme schon recht hoch und verdeckten mein Versteck, und in diesem Nest hegte ich mein Leid wie ein Junges, das vom Kummer lebt.

Bis Abend lag ich im Roggenfeld, dann kehrte ich ins Internat zurück, öffnete den Schrank, um mir das Geschenk anzuschauen, für das wir uns zu bedanken gehabt hatten, ich öffnete das Paket und sah etwa zwei Kilo weiße Kirschen; ich wollte gerade meinen Teil essen, doch da fiel mir ein Zettel mit Mutters Schrift, die ich vom Foto her kannte, in die Hand. „Der lieben Évi von ihrer Mutter“. Die Buchstaben verschwammen vor meinen Augen, ich legte das Paket zurück, aß keine einzige Kirsche mehr, die Kirschen gehörten nicht mir. Sie waren für Éva bestimmt. Éva hatte nicht gewußt, daß dieses Geschenk nur ihr zugesetzt war, ich hätte gar nicht zu meiner Mutter gehen müssen, um mich zu bedanken.

Als Éva heimkehrte, schaute sie das Paket nicht einmal an, sie ging auf mich los, und was ich da zu hören und zu fühlen bekam, war nur für mich bestimmt, ich hätte durch meine „Ungezogenheit“ der ganzen Gesellschaft die Stimmung verdorben.

Da wurde mir klar, was für eine wichtige Rolle die Kirschen in meinem Leben spielten, doch wie konnte ich damals wissen, daß auch die dritte Probe, nach Jahren — nach sieben Jahren — mit Kirschen im Zusammenhang stehen würde.

Ich war neunzehn, ich hatte schon meinen „älteren Bruder“ und aus Vaters zweiter Ehe jüngere Schwestern. Doch zwischen den beiden letzten Kirschproben liegt ein so weiter Weg wie zwischen meinem Geburtsort und dem Städtchen mit den Weingärten, wo wir später wohnten, oder diesem Städtchen und dem Dorf, in welchem ich im Herbst als Lehrerin angestellt wurde. Wäre ich mit meinen Erinnerungen nur schon dort angelangt! Aber jetzt will ich von der dritten Kirschprobe erzählen. Das tut mir wohl.

Ein fremdes Dorf, fremde Menschen, bis dahin unbekannte Erregungen, in den ersten Minuten der ersten Unterrichtsstunde große Aufregung, stand ich doch Aug in Aug mit unbekannten Kindern (sie waren so alt wie ich bei der zweiten Kirschprobe), all das lag hinter mir, ich begann mich einzuleben, es ging gut, ich freute mich, daß die Kin-

der mich liebgewonnen hatten, daß sie mich achteten (sie waren genauso groß wie ich, ihre Lehrerin).

Bloß ein einziger Junge machte mir gegen Ende des Jahres Schwierigkeiten, er war der schlechteste und ungebärdigste Schüler der Klasse. Bei der Trimesterarbeit hatte er gefehlt, während der nächsten Stunde war er da, ich setzte ihn in die erste Bank und trug ihm auf, die Trimesterarbeit zu schreiben. Eine Weile später sah ich, daß er untätig dasaß, ich ging zu ihm, er hatte nichts als den Titel geschrieben. Ich stellte ihm einige Hilfsfragen, vielleicht würde er mit der Arbeit zurechtkommen, dann setzte ich den Unterricht fort. Nach Schluß der Stunde trat ich auf ihn zu.

„Bist du fertig?“

„Ja“, sagte er und reichte mir befriedigt das zusammengefaltete Blatt. Ich freute mich, daß ich ihn so weit gebracht hatte, wahrscheinlich war ich froher als er. Neugierig öffnete ich das zusammengefaltete Papier: nichts als der Titel und eine mir an Gestalt ähnliche Zwerghenne. Bis dahin war es mir gelungen, vieles hinunterzuwürgen, so manches zu vergessen, ich nahm mir eine Kränkung nicht mehr derartig zu Herzen wie einst, da ich bis ans Ende der Stadt gelaufen und mich in mein Nest im Roggenfeld verkrochen hatte; als ich aber diese Karikatur anschaute, fiel alles über mich zusammen: der Balken für den Bau, das Gipsbett, das Aufgehängtwerden, die Prügel wegen des Kompotts, die Schläge, weil ich den Rummesspielern die Stimmung verdorben hatte, der Stock des närrischen Andris, das Eisenmieder, das befriedigte Grinsen des Jungen — gewaltig, aus voller Kraft verabreicht, war die Ohrfeige.

Die ganze Klasse blieb sprachlos, niemand begriff, was das bedeutete und wie von einem so kleinen Menschen eine so gewaltige Ohrfeige kommen konnte.

Ich weiß nicht, wie ich aussah, als ich ins Lehrerzimmer trat, alle Blicke waren auf mich gerichtet. „Was ist mit dir los? Fehlt dir was?“

Ich wollte nichts sagen. Sie fragten mich so lange, bis ich es ihnen dennoch erzählte. Alle waren empört. „Na, der wird etwas erleben, der Lausbub“, brauste der Direktor auf. Ich hielt ihn zurück. Er drohte, tobte, doch irgendwie gelang es mir, ihn zu beschwichtigen, ich wollte ihn überreden, alles mir zu überlassen. Er wurde auch auf mich

böse, zornig zuckte er die Achseln und sagte: „Mach, was du willst.“

Noch wußte ich nicht, was ich tun, wie ich an die Sache herangehen sollte. Wenn ich daran nur dachte, wurde mir schwindlig. Ich ging nach Haus, fühlte mich den ganzen Tag lang elend, ich fürchtete schon, die Geschichte würde mich noch wirklich krank machen. Als es klopfte, saß ich innerlich aufgewühlt auf einem Stuhl und starrte ins Leere.

„Herein.“

Der Junge trat ein, er trug ein Körbchen, war verlegen, blickte zu Boden, und auch ich konnte ihm nicht ins Gesicht schauen.

„Frau Lehrerin... ich bringe ein paar Kirschen... und bitte, seien Sie mir nicht böse, ich weiß nicht, warum ich's gezeichnet hab... ich konnte über dieses Thema keine Arbeit schreiben.“

Nie vorher hatte mich jemand um Verzeihung gebeten, niemals hatte ich jemanden um Verzeihung gebeten, in mir waren fünf Miederjahre lebendig, ich konnte mich nicht bücken, mir war's immer, als müßten die anderen sich bei mir entschuldigen, nicht ich bei ihnen.

Und nun: ein zwölfjähriger Junge kommt und bittet mich eines Vergehens wegen um Verzeihung. Ich fühlte, daß er gleich losheulen würde, und auch ich war nahe daran.

„Na komm, wir werden die Arbeit zusammen durchnehmen.“

Ich legte die Kirschen auf einen Teller, wir machten uns über sie her, wir aßen, und ich erklärte dem Jungen die Aufgabe.

Nachher erfuhr ich, daß seine Klassenkollegen ihn ausgefragt und ausgezankt hatten, daß seine Mutter ihn bestraft hatte, darum war er mit dem Körbchen zu mir gekommen. Dies enttäuschte mich ein wenig, doch die Kirschen haben mir wie nie zuvor geschmeckt.

*

Dieser Junge war nicht der erste, den ich geschlagen, nicht der erste, der eine Karikatur von mir gemacht, vielleicht hatte ich ihm gerade darum eine so gewaltige Ohrfeige versetzt.

Als ich noch im Heimatdorf zur Schule ging und mir das Mieder eine nach rückwärts gebeugte Haltung aufzwang, damals, als ich meinen „Liebsten“ weggestubst und wir unser Teil wegen des Kirschkomports bekamen, hatte auch unsere Klasse ihren schlimmsten Jungen. Die Worte „Sei nicht böse“ hätte der schon aus Bosheit nie über die Lippen gebracht. Er war der Sohn des Fleischers und hielt sich etwas darauf zugut: kräftig, rauflustig, von allen gefürchtet, verprügelte er Jungen, schlug sogar Mädchen, wenn es ihm gerade einfiel. Er war König, er herrschte. Wir spielten „König, gib Soldaten“. Natürlich war er König und selbstverständlich siegten seine Soldaten. Mich nahm er niemals in sein Heer, er ließ mich bei den Feinden, er, der Stärkste, mich, die Schwächste. Stets lief er direkt auf mich zu, und bei mir riß die Kette. Da bekamen mich meine Könige satt und stießen mich aus der Kette. Auch danach siegte der Fleischer-König immer, doch wenigstens war nicht mehr ich daran schuld.

Ich schlich mich fort, stand abseits und blies Trübsal. Warum habe ich so gar keine Kraft, obwohl ich die Stärkste bin? Weshalb ist der Fleischer-König kräftiger als ich, die ich stark genug gewesen, ein Jahr lang unbeweglich im Gipsbett zu liegen? Hätte er, der Kräftigste, ein Jahr so daliegen können, hätte er zuwege gebracht, was einem schwächlichen Erwachsenen nicht gelingt? Hätte er beim Aufgehängtwerden das ausgehalten, was ich ausgehalten habe? Hätte er einer verängstigten Großmutter zuliebe irgend etwas verheimlicht?

Das erbitterte mich, ich lehnte mich dagegen auf und fühlte dennoch, wie hilflos ich war. Und nicht genug damit. Eines Tages hängte er eine Karikatur an meinen Rücken, die sah so aus:



Auch anderen hefteten die Jungen Zeichnungen an den Rücken und lachten, wenn sie dann nichtsahnend hin und her liefen, doch keiner war darunter, dessen Unbeholfenheit und Elend auf diese Weise verspottet wurden. Lachten die

Jungen andere aus, so nicht, weil diese ungeschickt und behindert waren. Vieles hatte mich bisher geschmerzt, jetzt aber litt ich mehr denn je unter meiner Unbeholfenheit. Ich wollte nicht daran erinnert werden, wollte ein Kind sein wie andere Kinder. Doch immer fand sich jemand, der mir mein Leiden zu Bewußtsein brachte, und ich, eine Behinderte, konnte mich nicht wehren. Dennoch fühlte ich mich stark, mochte der Fleischer-König noch so kräftig sein, mochte er uns um noch so viele Köpfe überragen: ich sah, wie er mit seiner Kraft prahlte, ich ahnte, daß irgendeine große Schwäche sich hinter dieser Kraft verbarg, wer wirklich stark ist, brüstet sich nicht damit.

Dies gab mir Mut. Ich war fest entschlossen, den immer siegreichen König durchzuprügeln. Ich bereitete mich darauf vor. Die schmählichste Niederlage, die ihn für alle Zeiten dem Gelächter preisgeben würde, dachte ich ihm zu, wir Mädchen würden mit ihm abrechnen.

Mein Plan war gemacht, ich besprach ihn mit vier Mädchen, sie hatten Angst, zögerten erst, endlich entschlossen sie sich dennoch, mitzutun.

Ein Pfad führte durch die Gärten; war der Weg ins Dorf morastig, so schlugen wir diesen Pfad ein, um zur Schule zu gehen. Jetzt gab es keinen Morast auf der Landstraße, dennoch entschieden wir uns beim Heimweg für diesen schmalen Steg. Oft hatte der Sohn des Fleischers uns hier verfolgt, hatte uns verprügelt, und auch damals war er hinter uns her. Wir begannen zu laufen, taten erschrocken, wir waren übereingekommen, bis zur Biegung zu rennen, uns im Gebüsch zu verstecken und den Jungen, sobald er dort erscheinen würde, zu überfallen. Wir hatten die Biegung hinter uns gelassen, die Sträucher standen da, aber ich sah, daß die anderen vier Mädchen nicht haltmachten, daß sie sich nicht versteckten, daß sie weiterliefen. Aus der gespielten Angst war eine echte geworden. Auch ich rannte weiter, der Fleischerssohn hatte ein Mädchen eingeholt und begann es zu prügeln. Wir waren gerade bei der Aasgrube angekommen, ich erblickte einen Tierknochen, wahrscheinlich ein Schienbein, in meiner Verzweiflung packte ich es und schlug damit auf den Kopf des Jungen ein. Das machte den anderen Mut, auch sie griffen nach Tierknochen, und wir

hauten, so fest wir konnten, so, wie wir uns eben darauf verstanden, auf den Jungen ein mit den Knochen toter Rinder. Ich dachte, wir würden ihn totschlagen, nur mit Müh und Not gelang es ihm zu entweichen, er nahm Reißaus, wir trauten unseren Augen nicht, wir sahen, wie der Fleischerssohn vor uns davonlief, daß wir es waren, die ihn in die Flucht geschlagen, ihn, dessen Vater lebende Rinder schlachtete und das Fleisch von den Knochen löste, hatten wir mit den Schienbeinen toter Rinder vertrieben. Im Siegesrausch drohte ich ihm mit einem Knochen und schrie ihm nach: „König, gib Soldaten, sonst zerreiße ich die Kette...“

Ich rief es nicht nur, ich fühlte auch, daß ich alles zerreißen könnte, daß niemand so stark war wie ich.

So fand der Ruhm des Fleischerssohns ein Ende, er ließ sich nicht mehr in Raufereien ein.

Nach vielen Jahren — ich war vierundzwanzig — kam ich wieder einmal in dieses Dorf und trat bei der Familie des Raufbolds ein. Seine Schwester war meine Schulkollegin gewesen, ich hatte sie gern gehabt, die Eltern waren anständige Leute. Auch den Sohn fand ich daheim: einen brutalen, übergroßen Lumpen, wem mochte er bloß nachgeraten sein, er machte seinen Eltern nichts als Sorgen. Vor kurzem war er aus dem Gefängnis entlassen worden, und nun hatte er vor, nach Amerika durchzubrennen. Er wollte mich nach Hause begleiten, doch da sagte ich zu ihm:

„Einmal hab ich dich heimbegleitet, aber deswegen mußt du nicht nach Amerika ausreißen.“

Ich lachte, aber ich bedauerte, daß wir mit den Knochen nur halbe Arbeit getan, und der Siegesrausch, den ich seinerzeit gefühlt, war verschwunden.

Auch er lachte, zeigte sein Raubtiergeiß — er hatte keine schwachen Knochen — und verheimlichte nicht, wie er jetzt am liebsten mit mir umspringen würde: „Gibst du's nicht, zerreiß ich dich.“

Da ging es mir durch den Kopf, daß ich sehr selten, nur dreimal im Leben, die Hand erhoben hatte, um jemanden zu schlagen. Doch ein Jahr wäre zu kurz, um von all den Prügeln zu erzählen, die ich eingesteckt habe. Dreimal waren es jedoch schreckliche Schläge gewesen, die ich aus-

geteilt habe, aber manchmal dauert im Märchen ein Jahr bloß drei Tage.

Der erste, den ich verhaut habe, war dieser Riesenlackel, der „Amerikaner“ gewesen, der letzte mein kleiner Schüler. Dazwischen Éva.

Sie hatte so manches auf dem Kerbholz. Am häufigsten hatte sie mich verdroschen, nie schlug ich zurück, niemals drohte ich ihr mit Schlägen, nicht einmal Rachepläne schmiedete ich, dachte gar nicht daran, ihr's heimzuzahlen. Eigentlich hasse ich niemanden, es liegt nicht in meiner Natur. Ich bin nicht nachtragend. Bei jedem suche ich die guten Seiten, nicht die schlechten. Doch wenn ich etwas Häßliches sehe, so laufe ich nicht davon.

Vieles hatte ich bislang meiner Schwester verziehen, hatte Böses vergessen, wir waren ja auch schon erwachsen, sie einundzwanzig, ich siebzehn Jahre alt, da ist jede Prügelei eine Schande. Sie hatte eine Stelle, unterrichtete in einem Dorf, ich ging zur Schule. Um diese Zeit lebten wir schon in der Stadt, vor zwei Jahren waren wir aus dem Heimatort fortgezogen, ich hatte drei jüngere Schwestern, die älteste war sieben. Eine achtköpfige Familie. Damals ging es uns nicht gut. Nur schwer konnte Vater das Allernötigste herbeischaffen. Éva bekam ein gutes Gehalt, hin und wieder borgte Vater sich Geld von ihr, gab es ihr aber, sobald er nur konnte, zurück. Auch damals mochte Éva den Vater nicht, sie hatte immer etwas an ihm auszusetzen. Stets lobte sie die Mutter. Nie dachte Éva daran, daß Mutter ja auch sie verlassen, daß Vater sie erzogen und sie ihm einen Beruf zu verdanken hatte; für Éva gab's nur die Mutter, mit ihr wechselte sie ständig Briefe, die beiden verstanden einander sehr gut. Weder Vater noch ich machten Éva deswegen Vorwürfe. So empfand sie eben, daran ließ sich nichts ändern. Aber sie behielt es nicht für sich, auch mit Fremden redete sie davon; sie müsse die Familie erhalten, posaunte sie in der ganzen Stadt aus, Vater brächte es nicht zuwege. Ihr das Geld abzunehmen, ja, das könne er, das sei aber auch alles. Vater erfuhr nichts davon, ich wußte es, mir hatte man's erzählt.

Ich wartete bloß die Gelegenheit ab, mit Éva darüber zu sprechen. Ich wartete auf den Sonntag, denn jeden Sonntag kam sie aus dem Dorf, in welchem sie unterrichtete, heim

und kehrte niemals mit leeren Händen zurück, immer nahm sie etwas von unseren Vorräten mit.

Sie war nach Haus gekommen, wir waren gerade zu zweit in der Stube, als sie nach einem Messer griff, sie hatte vor, auf den Dachboden zu gehen, um ein Stück Speck abzuschneiden und einzupacken.

Hinterher habe ich oft versucht, mir alles ins Gedächtnis zurückzurufen, vielleicht war mein Ton nicht der richtige, er verriet zu viel von meiner Erregung, aber ich wollte nur vorwurfsvoll und nicht feindselig sprechen.

„Weshalb trägst du Speck fort, Éva, wenn du nicht auf die Familie angewiesen bist? Wie reimt sich das zusammen? Du erhältst uns und trägst Speck fort...“

Sie schaute mich an wie jemand, der seinen Ohren nicht traut, blutübergossen stand sie da.

„Du, schau mich nicht so an, alles posaunst du in der Stadt aus, über Vater hast du nur Schlechtes gesprochen...“

Ich konnte nicht weiterreden, schon ging es los: was das für ein Ton sei, seit wann ich mich getraue, so mit ihr zu reden.

Da stand ich auf, ich weiß nicht mehr, ich glaube, daß ich noch immer nicht sehr aufgebracht war, doch was ich dann sagte, sagte ich so, daß man es auch wörtlich nehmen konnte:

„Gib acht, wenn du mich anrührst, schlage ich dir die Seele aus dem Leib.“

Da verlor sie die Fassung, stürzte sich auf mich und haute mir eine Ohrfeige herunter. Auch ich versetzte ihr eine, es war zum erstenmal im Leben, daß ich zurückschlug. Ich hätte mich zusammennehmen und all die unzähligen Erinnerungen, die diese Ohrfeige in mir geweckt, unterdrücken sollen. Ich schlug bloß zurück, weil ich es ihr angedroht und mein Wort halten wollte. Sie aber konnte sich nicht beherrschen. Sie geriet in Wut, weil auch ich es einmal gewagt hatte, sie zu schlagen. Schließlich gingen die Nerven mit ihr durch und sie erhob das Messer.

Das brachte den Becher zum Überfließen. Ich fragte mich nicht mehr: Tu ich's in der Aufregung? Ich weiß nicht, wo ich die Kraft hernahm, lang war's her, daß wil- den Fleischersohn verdroschen hatten, aber auch jetzt sagte mir ein Gefühl: Niemand ist stärker als du.

Mit einem einzigen Griff entriß ich Éva das Messer und warf es unters Bett, nun wehrte sich Éva nur mehr, ich hätte sie weiterschlagen können, doch ich war wie rasend, ich schleuderte sie gegen die gläserne Zwischentür, gegen den Tisch, warf sie aufs Bett, sprang hinterher, und jetzt rührte sich meine Hand wie ein Dreschflegel.

„Da hast du's für die vielen Schläge, für Mutter, für alles, da hast du's dafür, daß du die Familie erhältst, da für den Speck, für dein Gehalt, für die Schulden, so ist's mit der Abrechnung.“

„Mutter, Zsuzsi und Éva bringen einander um.“

Die kleinen Schwestern waren sehr erschrocken, sowas hatten sie noch nie gesehen: Zsuzsika verhaut Éva!

Meine Stiefmutter trat in die Tür, und als sie sah, daß die Welt auf dem Kopf stand, machte sie kehrt und tat, als hätte sie nichts davon bemerkt.

Ich hatte immer noch Kraft. Éva weinte, flehte, wimmerte, bis ich schließlich aufhörte, obwohl ich stark genug war, um weiterzuschlagen.

Als Vater hereingelaufen kam, stand ich beim Fenster, schaute hinaus und bebte an allen Gliedern, nicht aus Angst, nicht einmal vor Müdigkeit, es war eine bis zum Brechreiz gesteigerte Erregung, die mich zittern ließ.

Éva lag ausgestreckt auf dem Bett, sie heulte lächerlich, wie ein Kind, wie jemand, der so etwas noch nie erlebt, der noch keine Gelegenheit gehabt, dem Kinderweinen zu entwachsen. Wie oft und in welchem Alter sie mich auch geschlagen — nie hätte ich durch eine Heulerei, durch eine solche Komödie, alle Leute auf die Beine gebracht.

Ich merkte, daß sie bei Vater damit Erfolg hatte.

„Was ist hier vorgegangen?“, fragte er, sah dabei aber mich an, als sei er nur auf mich böse.

„Diese neidische Hündin... mißgönnt mir den Speck“, antwortete tränenüberströmt Éva.

„Lüg nicht“, rief ich.

„Ja... ich wollte mir Speck abschneiden, und da hat sie sich auf mich gestürzt...“

Vater wandte sich mir zu, ich dachte, er würde mich schlagen.

„Schämst du dich nicht? Du mißgönntst deiner Schwester den Speck! Wo gibt's denn sowas? Bei wem hast du sowas gelernt?“

Mir war's, als müsse ich vor Zorn ersticken, doch erwiderte ich nichts. Ich konnte nicht antworten, nichts erklären, mich nicht verteidigen, ich blickte Éva bloß an. Warum hatte ich sie nicht weitergeschlagen?

„Hörst du, zu dir spreche ich! Du mißgönntst Éva den Speck. Hast du ihn herbeigeschafft?“

„Ich habe ihn ihr nicht mißgönnt, Vater.“

„Warum bist du denn über sie hergefallen?“

„Ich bin nicht über sie hergefallen.“

„Warum hast du sie also geschlagen?“

„Lassen Sie bitte Éva erzählen, Vater, sie soll sagen, warum ich sie geschlagen hab.“

„Es war ihr um den Speck leid“, wimmerte Éva.

„Du lügst.“

„Sie wollte nicht, daß ich auch ihren Teil aufesse.“

„Du lügst. Sag die Wahrheit, sag, warum ich dich verprügelt hab!“

„Als ich den Speck holen wollte, bist du auf mich losgegangen.“

Plötzlich erschrak ich. Vielleicht würde sie hier, vor Vater, sagen, warum ich sie geschlagen hatte, und Vater alles erzählen.

„Ich war dir diese Tracht Prügel schuldig, du weißt sehr gut, daß du sie nicht des Specks wegen gekriegt hast.“

Damit wollte ich jedes weitere Wort verhindern und blickte sie scharf an: Hüte dich zu erzählen, was du alles in der Stadt herumgeredet hast! Sie mißverstand mich, erschrak und stammelte feig:

„Eigentlich nicht des Specks wegen, sondern weil ich mir ein Stück davon mitnehmen Wollte.“

„Dafür hast du Hiebe verdient. Das weißt du genau. Unterm Bett liegt das Messer, geh und hol dir Speck.“

Vater schaute uns an, verbittert sagte er:

„Schämt euch!“

Mich schmerzte es, daß er auch mich zurechtgewiesen hatte, doch ich schämte mich nicht. Vielleicht der Schlägerei wegen. Vater wußte ja nicht, warum es dazugekommen war, und so empfand ich das Ganze nicht als Schande.

Dies waren meine drei Prügeleien, auch eine Art Kirschproben. Ich bekam Hiebe, teilte welche aus, dabei wurde mir klar: Wenn wir austeilten, bekommen wir oft mehr zurück, als wir gegeben haben. Doch das bezieht sich eher auf Gutes als auf Böses.

*

Ich habe meine Stiefmutter erwähnt und erzählt, wie rasch sie damals, als sie die Welt auf dem Kopf stehen sah, aus der Stube verschwunden war. Stiefmutter nannte ich sie, wie man einen Berg „Berg“ nennt, bis man seinen eigentlichen Namen kennt, um dann vertraulich Kakod-Gipfel zu sagen. Meine Stiefmutter bekam den Namen Már-tamama.

Neun Jahre war ich alt, als wir, Vater und ich, sie ins Haus brachten. Ich sage brachten — wer weiß, warum Vater mich mitgenommen hatte. Már-tamama lebte in einem andern Dorf, Vater und ich setzten uns auf einen Leiterwagen und fuhren fort, um sie zu holen. Frühmorgens brachen wir auf, abends wollten wir wieder daheim sein; doch wir irrten vierzehn Tage lang zwischen den beiden Dörfern hin und her. Die Welt ging aus den Fugen, nicht bloß wie damals, als Zsuzsi ihre Schwester Éva verprügelte. Militär war plötzlich von irgendwoher aufgetaucht. Wir mußten uns in den Wald zurückziehen, eine solche Menge Militär gab's auf der Landstraße. Vater spannte die Pferde aus, ließ sie weiden, ich aß viele Haselnüsse, ging zum Waldsaum und bot den Soldaten Haselnüsse an, sie wollten aber keine, sahen kaum hin, hasteten weiter, verschwitzt, staubig, verdrossen, ich wunderte mich, daß Soldaten keine Haselnüsse mögen. Mir schmeckten sie sehr gut. Mein Lebtag habe ich mich an Haselnüssen nicht derartig sattgegessen wie damals, schrecklich viele gab's in jenem Herbst, als wüßten die Sträucher, daß Soldaten sowieso keine Haselnüsse essen.

Dann spannte Vater die Pferde wieder ein, wir fuhren los, doch kaum waren wir ein Stück weitergekommen, als Flugzeuge am Himmel zu brummen begannen, ich wollte sie zählen, zählte auch neun, da packte mich Vater an der Hand und rannte mit mir in ein Kartoffelfeld, wir legten

uns zwischen die Kartoffelsträucher auf den Bauch. Ich verstand von all dem nichts, fragte, warum wir uns verkriechen müßten, wovor wir uns fürchteten, wir hätten ja niemandem etwas Böses getan. Vater sagte, hier sei Krieg, wir seien zwischen zwei Feuer geraten, ich solle mich nicht rühren, wir dürften nicht sterben. Darüber erschrak ich furchtbar, gleich darauf erbebte der Boden, eine gewaltige Explosion spaltete Himmel und Erde, damals, als ich von der Schaukel gefallen, war's genauso gewesen, auch jetzt dachte ich, die Welt ginge unter, ich schmiegte mich an Vater, wenn es schon ans Sterben ging, so würden wir zusammen sterben, sowieso hatte ich niemanden außer ihm. Wir starben nicht, aber als wir hochzublicken wagten, brannten zwei Dörfer, brannten Weizenmieten; wie Vater es vorausgesagt hatte, waren wir zwischen zwei Feuer geraten; ich staunte: woher hatte er bloß so genau gewußt, daß es Feuer geben würde, und zwei Feuer? Ich wunderte mich: wenn das der Krieg war, wo blieben denn die Birken, auf deren Rinde die Soldaten Briefe schreiben, wo die gestiefelten und gespornten Husaren, wo die blumenbekränzten Pferde, die wissen, daß Blumen nicht zum Fressen da sind... Nirgends gab es Pferde, nur unsere standen drüben im Graben, sie hatten gutes Gras vor sich, aber sie rührten keinen Halm an, sie standen erschrocken, starr, ohne etwas von alledem zu begreifen, mit bebenden Nüstern da und spitzten die Ohren.

Irgendwie brachen wir dennoch auf, zogen weiter, mußten in einen Garten laufen, wir legten uns unter Pflaumenbäume nieder; damit ich mich nicht ängstige, bedeckte Vater mich mit einem riesigen Krenblatt. Erst abends würden wir weiterfahren. Den ganzen Tag über dröhnten Flugzeuge über unsere Köpfe, jetzt begriff ich, warum Großmutter bei Donner und Blitz immer vom Himmelskrieg¹ sprach.

Ich war von Natur aus nicht furchtsam, hatte das Gipsbett und das Aufgehängtwerden überstanden, ich hielt mich für ein tapferes Mädchen, lachte, wenn sich jemand nicht traute, ins Dunkle zu gehen; jetzt aber hatte ich Angst, gerade wie die Pferde; vergebens gab Vater mir reife, blaue

¹ Gewitter wird im Ungarischen auch Himmelskrieg genannt. — Anm. des Übers.

Pflaumen, ich aß sie nicht, ich wußte schon, warum Pferde im Krieg weder Gras noch Blumen fressen, warum Soldaten keine Haselnüsse mögen, warum ich keine Pflaumen esse und warum man in den Getreidemieten Brot bäckt. Ich fürchtete mich vor dem Tod; es half nichts, daß Vater Späße machte, dies alles, sagte er, geschähe ihm zu Ehren, es sei der Polterabend vor seiner Hochzeit, ich lag da und wagte nicht, mich unter dem Krenblatt zu bewegen.

Zwei Wochen dauerte es, bis wir endlich daheim waren. Nun gab es keinen Himmelskrieg mehr, weder Häuser noch Mieten brannten, doch die Schaukel krachte wieder zusammen, vielen ist es wie mir ergangen, manchen noch weit schlimmer; ein Junge hütete Kühe, fand eine Granate, stocherte daran herum; sie schlug ihm die Augen aus und riß ihm die Finger von beiden Händen weg; ein Mädchen ging ins Nachbardorf, stolperte über eine Mine; es wurde in Fetzen gerissen. In einem Tanzsaal fand ein Ball statt, jemand warf zwei Granaten durchs Fenster; neunzehn Burschen und Mädchen wurden verletzt, alle an den Beinen, als hätte man ihnen die Lust am Tanzen austreiben wollen.

Nicht nur ich fürchtete mich, auch die Erwachsenen waren verstört; sie banden einen Schlüssel an die Bibel und wahrsagten: so oft der Schlüssel sich drehte, so viele Jahre würden sie noch leben; in ein Glas reines Wasser legten sie einen Ehering, sie fingen mit Hilfe eines Spiegels Sonnenstrahlen ein, ließen sie auf dem Ring spielen und gaben acht, ob sich wohl ihre Angehörigen zeigten.

Sie hatten Angst, sie prophezeiten, oft herrschte eine sonderbare, von Aberglauben geschwängerte Stille, da flüsterten die Leute über seltsame Dinge.

Für mich war der Himmel einmal nichts als ein Krenblatt gewesen, und ich hatte mich unter diesem Blatt vor allem und jedem geängstigt. Auch für mich ließen sie den Schlüssel kreiseln, er drehte sich zweiundsiebzigmal, dennoch fürchtete ich mich jetzt im Finstern und fand nichts Lächerliches daran.

Eines Abends saß Márta mama nähend in der Küche und schickte mich um Zwirn in die Stube. In der Küche brannte die Lampe, in der Stube war's dunkel. Die Tür stand offen, ich sah die Finsternis und rührte mich nicht. Márta mama

sagte nochmals: „Hörst du nicht, Zsuzsika? Bring mir den Zwirn aus dem Zimmer.“

„Ich fürcht mich.“

„Du fürchtest dich, na sowas, wovor denn?“

„Es ist finster.“

„Ein dummes Kind bist du. Niemandem geschieht was im Dunkeln.“

„Aber ich fürcht mich.“

„Geh nur ruhig hinüber, dort ist's ja gar nicht dunkel.“

„Ich fürcht mich, ich geh nicht.“

„Dort gibt's nichts, wovor du Angst haben mußt, und es ist gar nicht dunkel, diese Lampe leuchtet hinein, und ich bin ja da.“

„Ich fürcht mich, ich geh nicht.“

„Schluß mit dem Gerede! Troll dich und hol den Zwirn.“

„Ich geh nicht.“

„Du kriegst was ab.“

„Aber ich fürcht mich.“

Ihr riß die Geduld, sie stand auf und gab mir eine Ohrfeige. Ich steckte im Mieder, verlor das Gleichgewicht und fiel hin.

In diesem Augenblick kam Vater herein. Er fragte mich nichts, nicht, ob ich die Strafe verdient oder unverdient bekommen hatte, er ging auf MártaMama zu und ohrfeigte sie.

„Es war ausgemacht, daß mein Kind auch deins sein wird. Bis jetzt hat es eine Stiefmutter gehabt, du mußt nicht die zweite werden.“

MártaMama brach in Tränen aus. Ich auch. Diese zwei Ohrfeigen bewiesen mir, daß Vater mich liebte, daß er um mich besorgt war, trotzdem bedauerte ich MártaMama; sie konnte ja nichts dafür, daß ich auf dem Weg zu ihr unter dem Pflaumenbaum erfahren hatte, was Angst ist. Auch war mir's damals nicht bewußt, daß ich eine Stiefmutter haben würde. Von nun an aber wurde dieses Wort nie wieder ausgesprochen, es war, als hätte Vater diesen Namen mit zwei Ohrfeigen für immer getilgt. Doch nicht nur daran lag's, gewiß nicht bloß daran, sonst hätte man das Wort auch durch zwei Ohrfeigen nicht in Vergessenheit bringen können.

Nicht meine Stiefmutter kam herein, als ich Éva schlug, die Bezeichnung ist unrichtig, es war Márta mama. Vor ihren Augen stand die Welt auf dem Kopf, und sie sah darin vielleicht eine Vergeltung für die unverdienten Ohrfeigen; sie konnte ja nichts dafür, daß damals, als wir sie holen wollten, auf der Welt ein solches Drunter und Drüber gewesen war, sie trug keine Schuld, daß ich mich noch jahrelang vor dem Dunkel fürchtete, ebenso wie vor Feuer.

Davon nämlich habe ich auch etwas abbekommen. Noch waren mir die beiden brennenden Dörfer in Erinnerung, die vierzehn Tage zwischen zwei Feuern, als ich die Feuerprobe bestehen mußte.

Es war Sommer, August, Hitze, Dürre. Wie Flüsse und Bäche Wasser sammeln, so nahm dieser Monat die gestaute Hitze in sich auf und versengte alles. Die Leute waren draußen auf dem Feld, um die Ernte einzubringen, im Dorf hockten da und dort Kinder, kauerten da und dort Greise. Ich lag im Garten unter den Pflaumenbäumen und schwieg. Ausgestorben schien mir die Welt, menschenleer, so als hätten alle Leute die Flucht ergriffen. Nur Käfer summten zwischen den Bäumen, es klang wie das ferne Brummen von Flugzeugen. Sonst hörte ich nichts, die Hennen gackerten nicht, der Hund kläffte nicht. Ob ich wohl zuerst den Rauch gerochen oder die Flammen zischen gehört hatte? Ich blickte auf. Der Dachstuhl stand in Flammen, die mit Teer getränkten Schindeln brannten wie Zunder. War die Stille auch noch so tief gewesen, sie wurde von meiner Stimme gespalten, schreiend und wehklagend rannte ich auf die Straße, zu den Nachbarn, niemanden fand ich daheim, ich war allein mit dem Feuer, vielleicht, dachte ich mir, hatten die Leute im vorhinein gewußt, daß unser Haus in Flammen aufgehen würde, und waren aus dem Dorf geflohen, sie wollten nich mit dem brennenden Haus allein lassen.

Und da fiel mir ein, daß ich ja gar nicht allein gewesen war. Jutka, das mir anvertraute einjährige Schwesternchen, lag in der Stube. Das Haus mochte zu Schutt und Asche werden, aber meine kleine Schwester durfte nicht verbrennen, und wenn, so nur mit mir zusammen. Ich rannte in unsern Hof zurück, stolperte über plärrende Kinder, wußte nicht, wie sie hergeraten waren, sie hielten mich am Rock-

säum fest, ich riß mich los, hastete ins Haus, trug das Kind mitsamt Wagen hinaus, stolperte auf der Stiege, alles um mich herum wankte und stürzte ein, wir kollerten die Stufen hinab, einzeln landeten wir, ich, das Wickelkind und der Wagen, in den Hof. Da erschienen auch schon die Erwachsenen, sie waren vom Feld hergeeilt, nun legten sie die Kleine zurück in den Wagen und schoben ihn in einen geschützteren Winkel des Hofs, sie spritzten Wasser auf das Dach, warfen die Schindeln auseinander, immer größer wurde der Zulauf, der Hof faßte die Menschen kaum noch; groß war vor kurzem die Stille gewesen, niemand hatte sich sehen lassen, meine Stimme aber hatte sie wie eine Alarmglocke aufgestört, jetzt war alles da. Menschen schrien, der Dachstuhl krachte, Eimer klapperten, die Hunde bellten, Brunnenschwengel knirschten, die Hennen gackerten. Man trug die Möbel hinaus, die Glocken läuteten Sturm, im Handumdrehen war das Haus leer, man rettete und barg alles, nur ich stand schweigend, in mich gekehrt, bei meiner kleinen Schwester im Hofwinkel, ich, die ich durch mein Geschrei alle aufgestöbert und deren Stimme die Sturmglecke übernommen hatte, ich stand still da, ich sah, daß sich niemand um mich kümmerte, weder um mich noch um meine kleine Schwester, obwohl ich durch mein Geschrei das ganze Dorf gerettet hatte; wäre das Kind umgekommen, so hätte meinetwegen auch alles andere zugrunde gehen können, doch mein Schwesternchen war da, war gesund...

Das Haus brannte nicht ab, bloß der Dachstuhl, alles übrige wurde gerettet. Die Leute freuten sich, daß der Brand, Gott sei Dank, keinen größeren Schaden angerichtet hatte; verschwitzt, rußig, dankbar und immer mutiger brachten sie Wasser aus dem Brunnen, gossen es auf die glühenden Schindeln, ich erwartete, daß mich irgendwer mit ein-zwei Worten des Danks begießen würde, ich fühlte mich als Heldin, hielt mich für tapferer als alle Erwachsenen zusammengenommen, und kein Erwachsener, der eine mutige Tat vollführt, ist empfänglicher für Anerkennung als eine Elfjährige.

Ich durfte nichts sagen, hätte ich etwas gesagt, so wäre ich ja keine Heldin mehr gewesen. Ich sagte nichts, ich schwieg, niemand sagte etwas zu mir, nicht einmal soviel wie der närrische Andris: „Großwachsen! Bist ein braves

Mädel, Zsuzsika!“ Jetzt hätte ich mich vor dem alten Andris nicht mehr gefürchtet, von diesem Augenblick an war alle Angst weggeblassen, sie hatte sich verflüchtigt wie der Rauch aus dem gelöschten Dachstuhl. Ein wohltuender Stolz trat an ihre Stelle.

Wie damals im Herbst, als wir den großen Helden, den Kraftprotzen, den Fleischerssohn, mit Knochen verprügelt hatten.

*

Nur noch einmal sollte ich erfahren, was Angst ist.
Sechs Jahre später, mit siebzehn.

Auch damals war's Sommer, wir machten unsere Praxis in einer Staatsfarm. Zur Wirtschaft gehörte auch eine Schäferei, sie lag drei Kilometer von den Hauptgebäuden entfernt, und zwei-drei von uns mußten fast täglich hingehen. Eines Morgens bat ich den Ingenieur, mich allein in die Schäferei zu schicken. Zum Glück fragte er mich nicht aus, ich hätte ihm den Grund auch nicht sagen können: es blieb mein Geheimnis, frisch, brennend. Am Vorabend war es geschehen, und nun hatte ich den Wunsch, allein zu sein, mich in mich selbst zurückzuziehen. Der Ingenieur ließ mich gehen, in einem dünnen Kattunkleid und in Leinenschuhen machte ich mich auf den Weg. Den ganzen Tag über ging mir der Vorabend nicht aus dem Sinn; ohne es zu bemerken, war ich angekommen. Ich hatte es nicht eilig, heimzukehren, ich wollte auf die Dämmerung warten.

Als hätte selbst das Wetter mir einen Gefallen tun wollen, wurde es plötzlich finster. Häßliche Gewitterwolken strichen hin und her. Da wartete auch ich nicht länger und brach auf. Ich mußte einen Wald durchqueren, einen prächtigen, gleichmäßig dichten Buchenwald mit hohen, kerzengeraden Stämmen. Und der Donner dröhnte über den Bäumen, sie verflochten sich mit den Blitzen, krachend spaltete das grelle Licht die Finsternis. Ich schritt klein und unglücklich unter den hohen Bäumen dahin, auch in mir tobte meine ganze Kindheit, schneidend, schmerhaft, in wenigen Augenblicken erlebte ich alles aufs neue: den Sturz von der Schaukel, da Himmel und Erde zusammengesprallt waren,

den „Himmelskrieg“, die beiden brennenden Dörfer, das von Flugzeugen zerrissene Gewölbe, die Finsternis, das Feuer, vor dem ich so große Angst gehabt hatte, das abgewandte schöne Gesicht meiner Mutter, das Nest im Kornfeld am Stadtrand, die Karikatur an meinem bemiederten Rücken, den am Mieder zerbrochenen Stock, das Jahr im Gipsbett, und das Hundehalsband, den brennenden Dachstuhl, meine Stimme, die zur Alarmglocke ward. Der Wald ist ein grausiges Perpetuum mobile geworden, ein Webstuhl, der mich in das Gewitter einwebt; mich verschlingt das Dunkel, mich verzehrt das Feuer, mich verweht der Sturm, der Regenguß spült mich hinweg. Mehr als andere, für die der Schlüssel sich hundertmal gedreht, habe ich erlebt. Es ist sehr viel, es ist genug. Ich kenne das Schwindelgefühl, weiß, wie beglückend es ist, sich mit Jancsika bis zum Himmel zu schwingen, wie gruselig-angenehm es für ein Mädchen ist, die Brüste bebren zu lassen, während der Wind — so als wär's auf der Schaukel — durch die Achselhöhlen fährt, ich kenne dieses prickelnde Gefühl, spürte es auch an diesem Abend, da der Himmel sich betäubt der Erde zuneigte, um sich mit ihr zu treffen; all das versteh' ich, alles hab ich erlebt, alles hat seinen Sinn verloren, die Schaukel ist endgültig mit mir abgestürzt, man webt mich in das Perpetuum mobile ein, in den Webstuhl.

Ich fürchtete mich, zitterte vor Kälte, mein Körper war eiskalt, Regentropfen und Tränen rannten mir übers Gesicht, fast ohnmächtig, bis auf die Haut durchnässt, vor Kälte bebend, taumelte ich aus dem Wald; etwas, fühlte ich, war zu Ende. Ein Kind war in den Wald gegangen, eine Erwachsene kam heraus, eine, die nicht gewachsen, die klein geblieben war, aber dennoch eine Erwachsene.

Ich rutschte und stolperte in den Leinenschuhen durch die Dunkelheit, ich sah den weißen Schlehdornstrauch vor mir, der sich abends über uns gebeugt, die Augen des Burschen, fühlte seine Lippen auf den meinen, und fühlte, daß der Himmel sich der Erde zuneigte.

Bis dahin hatte ich die elementare Kraft dieses Gefühls nicht gekannt, aber ganz fremd war es mir nicht.

Schon vor drei Jahren war etwas Ähnliches mit gruseliger Kälte unter meinen Achselhöhlen gerieselt. Ich war vierzehn, wurde aber noch immer zu den Kindern gerechnet.

Obwohl ich kein Mieder trug — man hatte mich daraus befreit —, und meine Haltung nicht mehr die eines nach hinten gebeugten Mädchens war, das sich nicht küssen läßt, wurde ich von allen wie ein Kind behandelt; um diese Zeit war ich am empfindlichsten, jeder körperliche Schmerz verwandelte sich in einen seelischen.

Es gab einen Tanzabend. Nur Jungen und Mädchen über vierzehn wurden in den Saal gelassen. Mit dem Meterstab gemessen, war ich klein, doch ich zählte mehr als vierzehn Jahre, und so ging ich auch hin. Man ließ mich nicht in den Saal, schickte mich ins Bett, ich solle mich schön niederlegen und lang schlafen, um zu wachsen... Meine Freundinnen traten für mich ein, ich sei in ihrem Alter, gehöre zu ihnen; doch ich wäre am liebsten nach Haus gegangen, die Tränen saßen mir in der Kehle, was hatte ich denn auf dem Ball zu suchen, wer würde mich anschauen und zum Tanz bitten. So etwas erwartete ich ja gar nicht, ich wollte nicht mit dabei sein, um zu tanzen; ich liebte Fröhlichkeit und Musik, sah meine Freundinnen gern in guter Stimmung, wollte wissen, wer mit wem tanzen würde, einige Augenblick lang schaute ich verbittert geradeaus, dann wurde mir etwas wohler zumut, ich blickte immer nur vor mich hin, um mich besser beherrschen zu können. Gewiß, dachte ich, sei das Ganze nichts für mich, dennoch erhoffte ich etwas, irgend eine Entschädigung, eine Freude nach all dem bisherigen Elend, und da hörte ich in meiner nächsten Nähe jemanden fragen: „Darf ich bitten?“ Ich schaute mich um, wollte sehen, wen man zum Tanz aufgefordert hatte. Ein Bursche stand vor mir und blickte mich an. Ich wurde verlegen, meine Wangen glühten, am Ende galt die Aufforderung doch mir (noch immer glaubte ich's nicht), aber eins schien mir sicher: mein Lebtag hatte ich keinen so schönen Burschen gesehn. Ich blickte fort und wartete eingeschüchtert auf das Weitere.

Vielleicht war auch der Bursch verlegen geworden, ich sah ihn nicht an und hörte bloß, daß er ohne Zweifel wirklich mich gemeint hatte.

„Sie habe ich aufgefordert.“

„Mich?“

Es kam mir ganz unglaublich vor, und jetzt wußte ich in meiner Verwirrung erst recht nicht, wohin ich schauen

sollte. Überall blickte ich hin, bloß ihn sah ich nicht an. Wir tanzten. Es war ein hochgewachsener Junge, wir bildeten gewiß ein komisches Paar. Bis zum Schluß traute ich mich nicht, ihn anzusehen, ich wußte ohnehin, wie schön er war. Wir schwiegen beide. Plötzlich sagte er:

„Hätt' ich gewußt, daß Sie sich schämen werden, mit mir zu tanzen, so hätt' ich Sie nicht aufgefordert.“

Das brachte mich ganz und gar aus der Fassung, keinen Schritt konnte ich mehr machen.

„Ich? Mich schämen! Ich?“

„Sie wollten nicht kommen, Sie dachten, man würde Sie auslachen, weil Sie mit mir tanzen.“

„Mich? Eher Sie.“

Ich verstand immer weniger von all dem, schließlich sagte er mir, wessen Sohn er sei. Seine Eltern waren die ärmsten Leute im Dorf, ich kannte sie vom Sehen, ihn aber überhaupt nicht, und bald wußte ich auch, wie das kam. Verwandte aus dem Nachbardorf, erzählte er mir, hätten ihn vor Jahren zu sich genommen, jetzt ging er in eine Kfz-Schlosserschule und war in den Ferien nach Haus gekommen. Er kenne mich, fügte er hinzu, er wisse, meine Eltern seien wohlhabend, sie besäßen ein „Sägewerk“, da könnte sich schon jemand finden, der mich verspottet, weil ich mit ihm tanze.

So etwas war ich nicht gewöhnt. Ich redete ihm seine Vermutung aus, niemand, versicherte ich ihm, würde mich auslachen, er sei doch so ein schöner Bursch.

Sonderbar, ungewohnt, fremd war das alles für mich, es tat mir wohl, mich selber sagen zu hören:

„Lassen Sie die Leute spotten, machen Sie sich nichts draus, ich mache mir auch nichts draus. Sie sind ja doch schöner als alle anderen...“

Zum Glück hörte die Musik zu spielen auf. Ich war über mein eigenes Geständnis dermaßen erschrocken, daß ich davonlief und erst zu Haus halmachte. Ich hatte mich sattgetanzt, wäre ich nicht gelaufen, so hätte alles um mich herum getanzt, so glücklich fühlte ich mich. Es war der glücklichste Augenblick meines Lebens, und ich konnte ihn gar nicht genug auskosten. Jemand hatte mich zum Tanz aufgefordert, war besorgt, daß man mich seinetwegen verspotten würde, jemand, der so schön war und „Sie“ zu mir

sagte... Aber nach den Worten, die ich ausgesprochen, war mir nichts andres übriggeblieben, als Reißaus zu nehmen, doch wie schade, daß ich den Burschen nicht ein wenig länger betrachtet hatte!

Tage und Wochen zogen dahin, das Gewesene, fühlte ich, war unwirklich geworden, was zählte es schon, wenn sich nun doch alles zum Guten wandte. Auch in meinem Körper spürte ich es: Ich würde unglaublich rasch wachsen, würde in ein-zwei Monaten den fünf Miederjahren entwachsen. Gut, daß ich den Panzer losgeworden war, mein Körper hätte ihn sowieso gesprengt.

Besonders gegen Abend fühlte ich, daß mein Körper zu klein war, um diese unbekannte Erregung, diese große Freude zu fassen; jeden Abend kam der Bursch und pfiff vor dem Tor; um diese Stunde machte ich mir im Hof zu schaffen, da gab es draußen für mich so viel zu tun, ich kam und ging, trieb mich um, brachte was hinein, trug was hinaus, bis ich schließlich den Pfiff hörte. Manchmal begegneten wir uns auch auf der Straße oder im Laden, doch wir getrauten uns kaum, miteinander zu sprechen. Nur verstohlen blickte ich ihn an, aber ich tat es dennoch, sonst hätte ich mich nachher allzusehr gegrämt. Als ich einmal neben ihm herging, steckte er mir etwas zu: ein Bonbon. Nicht um die Welt hätte ich's gegessen, ich bewahrte es lange Zeit auf. Dann verlor ich es; bei der Übersiedlung war's plötzlich weg. Alles durchstöberte ich und fand es doch nicht.

Und dann kam der nächste Sommer. Unser Haus sah fast aus wie vor vier Jahren, als es beinahe abgebrannt wäre. Alles trug man hinaus, alles wurde eingepackt. Auch dies war eine Art Abbrennen. Man hatte Vater das Feld weggenommen und seine Bienenstöcke versteigert. Was dann noch übriggeblieben war, Haus und Werkstatt, hatte er verkauft. „Weit weg werden wir fortziehen“, sagte er, „je weiter, desto besser“, und sah sich traurig um, im Hof, im Haus, im Garten. Auch ich war traurig, Vater dachte, weil er so viel verloren habe, ich aber war traurig, weil ich das Bonbon nicht finden konnte, und weil ich schon vor einem Jahr den Náznán-Burschen, der es mir gegeben, verloren hatte.

Nur ich und Vater standen noch herum, die Sachen hatte er bereits fortgeschafft, Mártamama, Großmutter und meine

drei kleineren Schwestern — die älteste fünf-, die jüngste zweijährig — waren schon in der Stadt mit den Weingärten, und nun gingen wir zwei, Vater und ich, als letzte fort, er trug irgendwelche leichte Bündel, ich zwei Blumentöpfe, ein wenig erinnerte mich das Ganze an den Weg zu Mártamama, an den Tag, da ich, vor Furcht zitternd, unter dem Krenblatt gekauert hatte.

Als wir aus dem Tor traten, blickte ich zurück, und mir fiel auf, wie wacklig der Zaun war — als Besitzer eines „Sägewerks“ hätten wir eigentlich einen besseren Zaun haben können —, dann schaute ich mich nicht mehr um, wir gingen zur Bahn, zur Station.

Wir stiegen in den Zug, er kam ins Rollen, und plötzlich setzte mein Herzschlag aus. Neben dem Bahngleise weideten ein paar Kühe, und der Náznán-Bursch hütete sie. Ich hatte ihn zuerst gesehen, doch er begann als erster zu winken, rasch winkte ich ihm auch zu, gern hätte ich ihm etwas hinausgerufen, vielleicht nur, daß wir kein „Sägewerk“ mehr besäßen und es also für mich keine Schande mehr sein könne, mit ihm zu tanzen. Ich wandte mich ab, doch da fiel mir plötzlich ein, daß er mein Benehmen ebenso falsch auslegen könnte wie damals, als ich davongelaufen war, daß er auch jetzt glauben würde, ich schämte mich seiner; und ich beugte mich weit hinaus und winkte und winkte. Der Luftzug verteilte meine Tränen über das ganze Gesicht, er glich dem Wind, der Regentropfen gegen eine Fensterscheibe treibt, solche Tropfen tragen jeweils die Farbe des Himmels, nun waren sie lilarot wie die Abenddämmerung.

Zweiter Teil

Auch dich habe ich in meiner Heimaigegend zurückgelassen, auch an deinem Dorf ist mein Zug vorbeigefahren. Damals wußten wir noch nichts voneinander, ich war für dich noch nicht „meine jüngere Schwester Zsuzsika“, vier Jahre später hast du mir geschrieben: „Schwesterchen, den Leuten können wir sagen, ich sei Dein Vetter; für Dich werde ich jemand sein, den Du seit langem erwartest, für mich soll es etwas ganz andres bedeuten — ich werde zu Dir wie nach Hause kommen.“ Damals ahnte ich noch nicht, daß gerade die große Entfernung, der Aufbruch zu einer langen Fahrt von dort, wo du zurückgeblieben, mich zu dir führen, daß die Kilometer, die wir zwischen uns legten, uns eigentlich einander näherbringen werden.

Damals trauerte ich noch dem Náznán-Burschen nach und wußte nicht, daß du wenige Jahre später seine Stelle einnehmen wirst, keine Ahnung hatte ich, daß ich das Gefühl, welches ich im „kleinen“ ihm entgegengebracht hatte, im „großen“ auf dich übertragen würde, für viele Jahre, auf immer. In einem meiner Träume wart ihr beide miteinander verschmolzen, der Náznán-Bursch und du, dessen Gesicht ich nicht kannte. Das war noch zu Beginn unseres Briefwechsels — in kaum einem Jahr wurden wir dank der Entfernung zusammengeführt —, ich habe dir in einem Brief von diesem Traum erzählt, und du hast darauf geantwortet: „Dein Traum ist merkwürdig, in Wirklichkeit wird es aber anders kommen, ich tanze nämlich sehr gern, und wir würden sicher nicht in den Ecken herumstehen. Mir wär's nicht recht, Dich mit anderen tanzen zu sehen, aber deswegen wirst Du mir, wenn's erst so weit ist, ja nicht böse sein.“ Gerade umgekehrt war's in Wirklichkeit, mit dem Náznán-Burschen habe ich wenigstens ein einziges Mal getanzt, mit dir nie, jaja, das stimmt, dem Náznán-Burschen hab ich nie eine Zeile geschrie-

ben, ihm bloß ein linkisches Geständnis gemacht, dafür aber hab ich ihn gesehen, kenne seine Augen, sein Haar; dir gestehe ich seit dreieinhalb Jahren alles, was nicht angeht, dir schrieb ich — wie viele tausend Zeilen? —, ohne dich je gesehen zu haben, ohne dich zu kennen. „Meine Augen sind wie die Deinen, und auch unsere Haarfarbe ist gleich.“ Dies antwortetest du, nachdem ich dir die Farbe meiner Augen und meines Haares beschrieben und dir ein mißlungenes Foto eingeschickt hatte; du schicktest mir das deine mit den Worten: „Auch mein Foto ist nicht gut ausgefallen. In Wirklichkeit sind Ohren und Mund ebenmäßig, laß Dich von diesem Bild nicht irreführen, mein Haar fällt anders.“

Ich hatte mich so dargestellt, wie ich war, aus der Farbe unserer Augen und Haare schloß ich, daß auch die Gemüter zusammenpassen, daß wir gleichgestimmt seien. In deinem ersten Brief hieß es: „Ich freue mich, daß Sie gerne spaßen und meistens gutgelaunt sind... In diesem Fahrwasser fühle auch ich mich wohl.“ Und du fügstest hinzu: „Schreiben Sie nur getrost, wie Ihnen zumute ist.“ Ich war schon fünfzehn — du bist im März geboren wie ich, aber um ein Jahr älter —, als ich dem Náznán-Bursch zuwinkte. Da sagten wir selbst noch während des Winkens „Sie“ zueinander, du aber erklärtest mir schon im zweiten Brief kurz und bündig: „Lerne ich jemanden kennen, so sage ich gleich ‚du‘ zu ihm, ohne viel Federlesens.“ Und so warst du für mich zehn Jahre hindurch so wichtig wie die fünfzehn Jahre meiner Kindheit. Auch du warst für mich eine Art Übersiedlung. Ein Jahr nachdem ich fortgezogen, haben wir beide begonnen, uns einander brieflich vorzustellen. Doch mir scheint, unsere Bekanntschaft liegt weiter zurück, sie begann, als ich aus dem Zug winkte, und von da an rechne ich die zehn Jahre. Meine frohe Stimmung stammt aus jener Zeit, doch sie hält heute, nach siebzehn Jahren, immer noch an. Nach siebzehn Jahren erst weiß ich, daß ich mich verrechnet habe. Damals glaubte ich, daß ich mich durch ein Abschiedswinken endgültig von der Kindheit losgerissen hatte, daß mich nichts und niemand je wieder an sie erinnern würde. Ich vergaß, wie entscheidend sich mir jedes Erlebnis aus jener Zeit eingeprägt hatte; das Nutschlechte, dachte ich, sei vorbei, und nun würde das Nurgute kommen. Und wirklich kam viel Gutes, das ich längst vermißt hatte, doch war es vom Gewesenen bedingt.

Neu waren die frohe Stimmung, die Liebe, das Vertrauen in die Zukunft, der Glaube an meine Träume, alles überschwenglich, gesteigert, weil es für mich den Gegensatz zum Vergangenen bedeutete, weil tief im Innern, noch immer schmerhaft, Verzagtheit und Furcht vor einem Sturz, Angst vor Schlägen, Zweifel, und Mißtrauen waren, ja selbst die Neigung, nichts und niemandem zu glauben, niemandem zu vertrauen, nicht einmal dir...

Die heftigste, die einschneidendste Erschütterung erlebte ich zwei Jahre später: während des finster-furchterregenden Gewitters fiel alles Böse von eh und je über mich her. Ich dachte zwei Jahre zurück und empfand das Zweifelhafte, Komödiantische meines Abschiedswinkens. Alles war mit einemmal wieder gegen mich: Finsternis, Wald, Gewitter, mein behinderter Körper, meine Verzagtheit. Und wieder lag die Kindheit wie ein Alp auf mir; unerbittlich, mit aller Gewalt, zog sie mich in ihren Bann, es war ein inneres Zusammenbrechen. Du hattest mich gerade im Stich gelassen. Seit zwei Monaten wußte ich nichts mehr von dir, wort- und grußlos warst du verschwunden, eine größere Enttäuschung hätte es für mich nicht geben können. Einmal hoffte ich, daß du mir früher oder später doch ein Lebenszeichen geben würdest (hätte ich doch im voraus gewußt, daß dieses ein Jahr später kommen würde, wäre ich auch damit zufrieden gewesen). Als es dann wirklich da war, gab ich mich damit zufrieden. Ein andermal übermannte mich Verzweiflung; ich sei, fürchtete ich, für immer und ewig aus deinem Bewußtsein verschwunden (und dann wäre es kein Trost für mich gewesen, zu wissen, daß du in einem Jahr wieder schreiben würdest). In dieser quälenden Stimmung verbrachte ich die Tage, und als meine Trauer ihren Höhepunkt erreicht hatte, kam es zum Kuß unter dem Schlehdornstrauch. Es war der erste Kuß meines Lebens, und er war so, daß ich ihn mein Leben lang — sei nicht böse, ich bin aufrichtig — nicht vergessen werde. Vor drei Monaten hatte ich gerade mein siebzehntes Lebensjahr erreicht, und seit zwei Monaten kamen auch deine Papier-Küsse nicht mehr. Ich glaubte wirklich und wahrhaftig, der Himmel über uns habe die Erde umarmt, mir schien es, sie hätten sich in unserem Kuß getroffen. Noch am nächsten Tag war mir von diesem Erlebnis schwindlig. Ich war berauscht und schämte mich meines Rausches, schämte mich

vor dem Burschen, schämte mich einen Augenblick lang, daß ich den Mut gehabt hatte, zu küssen, gleich darauf schämte ich mich, daß ich feig davongelaufen war, statt weiterzuküssen, am tiefsten schämte ich mich, sooft ich an dich dachte: recht geschieht es mir, ich verdiene nichts Besseres, ich habe dich ja auch im Stich gelassen! Die Scham nagte an mir — bald empfand ich den Kuß als Beweis meines Muts, bald als Zeichen meiner Feigheit —, manchmal gab ich dir das Recht, mich zu verurteilen, dann wieder warf ich dir in Gedanken vor, jedes deiner Worte sei eine Lüge gewesen, „hohles Wortgeklingel“. Der sehnsgütig erwartete Sommer ist da, dachte ich, die Zeit der so oft erwähnten Begegnung, und wo bist du? Nicht, wie geht es dir, denkst du noch an mich, nein, nur das Eine: wo bist du? Nicht einmal die Gasse, in der du lebst, nicht einmal die Hausnummer kenne ich, so gut wie nichts weiß ich von dir. Ich ging nochmals zur Schäferei, alle deine Briefe las ich dir vor, auswendig, und setzte in Gedanken verzweifelte Fragezeichen.

„Überglücklich las ich den Absatz mit den drei Gedankenstrichen. Es war nicht schwer, ihren Sinn herauszufinden. Ohne jede Schwierigkeit las ich Deine Gedanken, ich teile Deine Wünsche und Gefühle, Gedankenstriche muß ich nicht setzen. Du weißt sowieso, was ich meine.“

Ich habe es erraten, es ist wirklich nichts als ein Herumraten gewesen, und nun sitze ich mit den leeren Stellen da!

„Wann kommt endlich der Sommer, immer wieder schaue ich Dein Bild an! Wann werde ich Dich an mich drücken, um mit Dir mündlich, nicht schriftlich, über die drei Gedankenstriche zu sprechen? Nicht mehr lang ist's bis dahin, die Zeit vergeht ja rasch. Das Reisegeld werde ich mir selbst verdienen.“

Die Zeit ist nicht rasch, aber dennoch vergangen. Wo bist du? Womit hast du das Geld verdient? Reicht es nicht? Soll ich etwas dazugeben? An welche Anschrift soll ich es schicken?

„Eure Gastlichkeit werde ich gern in Anspruch nehmen, ich will ja nicht nur einen Tag dableiben, und abends werde ich Dir die Hunde vom Leib halten!“

Nun komm doch, nimm die Gastlichkeit in Anspruch und vertreib die Hunde, eh sie mich zerreißen, jag die drohend kläffende Meute fort!

„Ich glaube an Dich und fühle, daß ich mich in Dir nicht täusche.“

Was soll ich aber glauben? Was kann ich noch glauben, wenn du das geschrieben hast und nicht ich?

„Du darfst nicht denken, daß all dies nur hohles Wortgeklingel sei, daß ich Dir bloß was vormachen würde. Treffen wir einander erst, will ich den Mut aufbringen, meine Pläne auszuführen (verzeih die zu klare Ausdrucksweise). Wenn Du wüßtest, wie viele Pläne ich für unsere Begegnung habe!“

Ein einziger hätte gereicht, doch er hätte so unmäßverständlich sein müssen wie der Kuß unter dem Schlehendornstrauch. Wo bist du, wo hast du deinen Mut gelassen?

„Wie gern möchte ich mit Dir unter diesen großen Bäumen spazierengehen.“

Geh spazieren! Sind diese Bäume nicht hoch genug?

„Glücklich macht mich der Gedanke, daß meine Liebe nicht nur ein Traum ist.“

Mich könnte es auch beglücken!

„Doch es kommt mir vor, daß ich in meinen Briefen zu offenherzig bin.“

Auch mir kommt es so vor!

„Aus diesem Brief kannst Du herauslesen, was ich für dich empfinde. Schreib mir, ob Du mich verstanden hast.“

Habe ich dir nicht darauf geantwortet? Habe ich die Briefe nicht richtig gelesen?

„Glaub ja nicht, daß ich leicht in Verlegenheit komme.“

Das glaube ich nicht.

„Deine Liebe und Treue werden nicht unerwidert bleiben.“

Habe ich deine Untreue dir nicht heimzahlen müssen?

„Wann werde ich Dich endlich sehen, wann werden wir einander begegnen? Das ist vorläufig mein einziger Wunsch.“

Wann, wann? Wieviel ist dein einziger Wunsch wert? Und was bedeutet vorläufig: zwei Tage, zwei Monate, zwei Jahre?

„Dein bin ich, doch wichtiger als die Gegenwart ist die Zukunft, Dein werde ich sein.“

Wann kommt diese Zukunft?

„Du könntest ja glauben, daß ich Dir bisher bloß etwas vorgelogen habe! Mein Herz diktirt, was ich Dir schreibe,

nichts ist aus der Luft gegriffen. Wir werden einander gehören, etwas andres ist für mich nicht auszudenken. Darf es nicht sein, so will ich Dich weiterlieben, im geheimen! Es ist nicht gut, von einer Trennung überhaupt zu sprechen. Auch nur an so etwas zu denken, wäre ein Fehler. Hör, um was ich Dich bitte: schick mir die zweiundvierzig Gesetze des Kusses.“

Die zweiundvierzig Gesetze des Kusses kenne ich nicht. Ich kenne bloß einen Kuß und weiß, daß sich Himmel und Erde dabei begegnen, dies ist ein Geheimnis, frisch, brennend, mein einziges Geheimnis, und ich würde es dir in einem Brief anvertrauen, wüßte ich nicht, daß du mich bloß „im geheimen“ liebst. Und wenn von einer Trennung weder gesprochen noch daran gedacht werden darf — warum hast du dich losgemacht? Damit die Schaukel wieder mit mir abstürzt, damit Himmel und Erde wieder über mir zusammenprallen? Soll meine ganze Kindheit wieder über mich hereinbrechen?

Ich ging in dem Gedanken an den Vorabend bis zu Schäferei, dachte an den Kuß und an dich, berauscht, beschämt, schuldbewußt, mich selber klagte ich an. Es war wie damals, als mich der närrische Andris auf seinen Armen getragen. Je lauter ich weinte, desto heftiger wurde sein Schuld-bewußtsein, desto größer sein Schrecken, je liebevoller er mich auf den Armen trug, um mich zu trösten, desto verzweifelter wurde meine Angst, desto heftiger schrie ich.

Bloß ein Ring der Kette hatte aufspringen müssen, und schon waren sie befreit, schon fielen sie, die Zähne fletschend, über mich her, die „Hunde“ meiner Kindheit, und du warst nicht da, um sie zu vertreiben; als es zu blitzen und zu donnern begann, sahen die Waldbäume wie Rippen aus, und alles verwandelte sich in das Perpetuum mobile des närrischen Andris, in diesen sich ewig bewegenden Webstuhl.

Als ich halb ohnmächtig, taumelnd, aus dem Wald kam, erinnerte ich mich nicht mehr deiner Worte, nur die Farbe des Briefpapiers sah ich vor mir, ein schlehdornweißes Blatt mit lilarotem Rand, mit lila Tinte geschriebenen Buchstaben: „Es ist der Höhepunkt unserer Liebe, und da müßte ich wärmer schreiben.“ Wie wohl hätte mir ein wenig Wärme getan, in meinem Innern war das Kältegefühl, das wohlbekannte Frösteln (auch auf der Schaukel waren wir vor dem „Höhepunkt“ erschrocken), alles um mich herum wurde

lila, ich sah lilaumränderte weiße Würfel vor mir, die lila Zeilen flossen ineinander und wurden zu lila Kreisen.

Später, als meine Vernunft mir half, Erlebnisse einzuordnen, nannte ich diese Zeit die lila Zeitspanne. Es war die Zeit der ersten fünfzehn lilaumränderten Briefe, die ich sechs Monate hindurch erhielt, und die Zeit der einjährigen Unterbrechung unseres Briefwechsels, die darauf folgte. Dieser Zeitabschnitt begann mit dem ersten jener Briefe oder vielleicht schon viel früher, im Augenblick, da ich mich in der rötlich-lila gefärbten Abenddämmerung aus dem Zug gebeugt, um dem Náznán-Burschen zuzuwinken.

*

Es wurde eine lange Fahrt, die ganze Nacht über saßen wir im Zug. Vater war traurig, doch suchte er dies vor mir zu verbergen. Einigemal riet er mir zu schlafen, ich aber wußte, daß er sich dann erst recht trüben Gedanken hingeben würde, ich wollte ihn nicht seiner Trauer überlassen und schloß die ganze Nacht über kein Auge. Aber auch das Neue, das Unbekannte, dem wir entgegenfuhren, hielt mich wach, ich erwartete allzuviel davon. Es kostete mich immer mehr Mühe, wach zu bleiben, die lange Bahnfahrt hatte mich müde gemacht, immer verwickelter wurden meine Fantasiegespinste: Die Nacht ist eine Pforte in die Zukunft, die Abenddämmerung die innere, die Morgendämmerung die äußere Klinke. Drücke ich auf die äußere Klinke, so lasse ich die Vergangenheit hinter mir und trete in ein neues Leben ein. Meinen Erwartungen, meiner Vorstellung von diesem Neuen hätte ich keinen Namen geben können. In mir war nichts als Sehnsucht nach etwas Großem, von dem mir der Náznán-Bursch eine kleine Kostprobe gegeben, das brennende Verlangen nach Entschädigung, Glück, Erfüllung.

Da ich nicht schlief, wurde Vater schließlich auch munterer, wenigstens verschanzte er sich nicht mehr hinter sein Schweigen, er begann mir von der Stadt zu sprechen, in der wir von nun an leben würden, beschrieb mir unser Haus, unser neues Heim. Wie schön es gelegen sei, erzählte er befriedigt, außerhalb der Stadt, am Fuß der Berge, am Rande eines großen Waldes. Dann redete er vom Bach, der durch

unsern Garten fließt, von einer Quelle, die auf unserm Grund entspringt, und zwar aus einem bis jetzt noch kahlen, unfruchtbaren Berghang, diesen Hang aber habe Gott für einen Obstgarten geschaffen; und Vater begann von seinen Plänen zu sprechen, ich hörte ihm mit froher Aufmerksamkeit zu, noch nie hatte er seine Pläne mit mir besprochen. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich plötzlich, daß diese Nacht auch für Vater ein Tor war, durch das er schritt wie ich, in Erwartung von etwas nur Gute und noch Besserem. Dies beglückte mich. Wie sehr freute ich mich, daß ich nicht eingeschlummert war! Blickte er hoffnungsfroh in die Zukunft, so durfte auch ich vertrauensvoll an die meine denken. Neben Vaters klarumrissenen Erwartungen würden sich auch meine zagen, unklaren Träume erfüllen. Als er noch traurig und wortlos im Zug gesessen, hätte ich ihn gern — wie damals auf dem Kartoffelfeld — gefragt, vor wem wir davonliefen, was wir Böses getan, vor wem wir uns fürchteten, aber jetzt fragte ich nichts dergleichen, ich wußte ja, daß wir uns nicht fürchteten, und wollte nur herausbekommen, warum wir gerade in diese Stadt zögen.

Da wurde Vater noch gesprächiger und erzählte mir, wie es sich ergeben hatte. Er sei auf der Suche nach einem neuen Heim durch viele Orte gezogen, ohne etwas Passendes zu finden, sei schließlich in diese Stadt — eine Stadt an der Grenze — gelangt, besser gesagt bis zu Bahnstation. Dort hätten ihn aber die Grenzer schön ins Gebet genommen; sie hätten sich seine Ausweispapiere zeigen lassen, hätten ihn verhört und erfahren wollen, was er hier suche, zu wem er denn gekommen sei. Durch seine Aussprache aufmerksam geworden, sei ein Eisenbahner näher getreten. „Was ist los, Landsmann, bist du endlich da?“ Sie hätten einander umarmt, und der Eisenbahner habe zu den Grenzern gesagt: „Schaut euch meinen Schwager an, zu mir ist er gekommen.“ Damit sei alles in Ordnung gewesen, die Grenzer hätten sich zufriedengegeben, Vater aber sei zu seinem „Schwager“ gegangen, einem János oder Pista, den er nie vorher gesehen, habe bei ihm Kost und Quartier gefunden, und später durch einen vom „Schwager“ empfohlenen Rechtsanwalt, Haus und Grundstück gekauft.

Jetzt, da Vater mir erzählte, wie wir, dank der Güte dieses „Schwagers“, gerade hierher geraten waren, wurde es mir

warm ums Herz. Sicher würde es uns in einer Stadt, wo es solche Menschen gibt, gut gehen.

Es war auch gut. Gleich nach unserer Ankunft nahm ich alles in Besitz: Haus und Garten, Bach und Quelle. Ich ging bis in den Wald, sogar der kahle Abhang gefiel mir, vor mir lag das Land der Verheibung; von einem Tag auf den andern hatte sich die Welt für mich verändert, dies empfand ich stark und tief, alles, was ich gestern verlassen, war unwirklich geworden und weit hinter mir zurückgeblieben.

Doch Vaters gute Laune war verflogen, nichts von der hoffnungsfröhlichen Stimmung, die er auch mir während der nächtlichen Bahnfahrt eingeflößt, war zurückgeblieben. Bleistift und Papier vor sich, saß er da und machte Berechnungen. Nicht die heitere Milde der Hoffnung lag auf seinen Zügen, sondern die düstere Strenge der Sorge. Er war nicht mehr mitteilsam, nie wieder weihte er mich, wie damals während der Bahnfahrt, in seine Pläne ein. Ein einziges Mal sagte er zu mir, er müsse sich nach einer Fachschule für mich umschauen, im Herbst würde ich dort zu lernen beginnen, um mir in vier Jahren selber mein Brot verdienen zu können. Also keine Reifeprüfung... Ich würde nach vier Jahren das Abgangszeugnis irgendeiner Fachschule in die Hand gedrückt bekommen. Sowie er mir das gesagt, fühlte ich, daß es für mich ein Opfer war, für ihn ein Muß. Ich verstand, daß er so und nicht anders vorgehen mußte, er hatte allein für eine achtköpfige Familie zu sorgen, uns war fast nichts übrig geblieben als der Kaufvertrag und in acht Jahren abzahlbare Schulden. Ich blickte meinem Los ins Auge und nahm das Opfer auf mich, vielleicht würde sich dank ihm der kahle Hang rascher in das Land der Verheibung verwandeln, ich durfte nicht müßigen Träumereien nachhängen, da würden sich vielleicht auch meine eigenen Hoffnungen rascher erfüllen. Sooft Vater über den Berechnungen saß, nahm sein Gesicht einen strengen Ausdruck an. Für mich waren meine ersten fünfzehn Lebensjahre der kahle Hang, während dieser Zeit hatte ich eigentlich nie eine rechte Freude gehabt, und nun, das Opfer einmal gebracht, würde das begierig Erwartete sicher kommen: das Nurgute; nach all dem Elend, all dem Leid, würde mir das Land der Verheibung die Pforte öffnen; wie ein Halm, den ein flacher Stein beinahe zu Tod erdrückt, werde ich nach fünfzehn Jahren emporschießen, der vom

Mieder befreite Körper wird sich selbst erlösen, noch ganz anders als damals nach der Zeit im Gipsbett! Konnte ich ein Jahr lang im Gipsbett liegen, damit andere schaukeln und baden, damit sie sich in der Sommerhitze vom Wind fächeln lassen, so muß die Zukunft eine Entschädigung, eine Genugtuung für mich bereithalten, denn auch ich will schaukeln und baden, auch ich will mich im Sommer vom kühlenden Wind fächeln lassen. Meine „stolze“ Haltung wird nicht wie einst dem Mieder zu verdanken sein, sondern dem Gefühl freudiger Sicherheit, erfüllter Hoffnung, eine wahrhaft stolze Haltung, ohne Karikatur am Rücken!

So begannen Vater und ich das Leben „von neuem“: er plagte sich damit, auf dem kahlen Berghang einen Obstgarten anzulegen, ich ging in eine landwirtschaftliche Fachschule, um Obstbau und Tierzucht zu lernen. Ich war stolz, daß ich dieses Opfer gebracht, gewiß hatte Vater von allem Anfang an auf meine Hilfe gerechnet. Also übernahm ich meinen eigenen „kahlen Hang“, gewiß würde, zum Lohn für mein Tun, der vom Stein befreite Grashalm sich hoch aufrichten, ich war über die Maßen bereit, alles Gewesene zu vergessen, sonst wär mir wahrscheinlich wieder der närrische Andris eingefallen, der hinter dem Zaun gestanden und mir zugerufen hatte:

„Großwachsen, Zsuzsika!“

Oder wäre mir der Nachmittag voller Rauch und Ruß in den Sinn gekommen, da ich im Hofwinkel neben meiner aus den Flammen geretteten kleinen Schwester gehockt hatte?

Nun stand sie in ewig ausgewachsenen Kleidern neben mir, war fünf Jahre alt und wuchs sichtlich, sie stand neben mir, maß sich an mir, wollte wissen, wann sie so groß sein würde wie ich, und ich war stolz darauf, der Maßstab für irgend jemanden zu sein, der mich einholen wollte, und zugleich traurig, daß dies so leicht sein würde. Es geschah dann auch recht bald.

Das hast ja auch du gesehen, als du nach fünf Jahren bei uns warst. Meine zehnjährige Schwester war größer als ich. Gleich konntest du es ja nicht bemerkt haben, denn du trafst sie zuerst und mich am nächsten Tag, sonst hättest du uns miteinander vergleichen können. Aber du hast gesehen, wie „reich“ ich im Vergleich zu dir war. Du hast unser Haus, und was darum herum war, gesehen, den wundervollen jun-

gen Obstgarten am Hang, natürlich schaute alles ganz anders aus als vor fünf Jahren. Du wußtest ja nichts vom „Anfang“, nichts von Vaters sorgenvollen Tagen und Nächten. Vater würde, klagtest du damals, seine Tochter nie einem armen Burschen zur Frau geben; an ihm würde es nicht scheitern, erwiderte ich, und ich sollte recht behalten. Mag sein, daß ich Vater überschätzte, oft hat Mutter mir das zum Vorwurf gemacht; er, behauptete sie, entfremde mich ihr, das Kind der Mutter! Ähnlich urteilt Éva, ich hätte, warf sie mir einmal vor, nie eine Zeile an Mutter geschrieben. Da setzte ich mich hin und schrieb ihr einen vierzehn Seiten langen Brief. Sie soll nachher vor Herzeleid zwei Wochen das Bett gehütet haben. Es sei wahr, schrieb ich, daß Vater mich ihr entfremdet, daß er alles getan habe, um es dahin kommen zu lassen. Er, ein Mann, habe mich im Alter von eineinhalb Jahren in seine Obhut genommen, mich bis zu meinem zehnten Lebensjahr ohne Mutter erzogen, mich gebadet, mir die Kleider gewaschen, mich zum Arzt geführt, mir Injektionen machen lassen, den Arzt bezahlt, das Krankenhaus, die Injektionen, habe trotzdem ohne Unterlaß gearbeitet, um seinen Kindern später einmal alles zu bieten, was er selber vermißte, und als das ganze in Brüche gegangen sei, als die Familie sich verdoppelte (vor fünf Jahren sei ich die jüngste der vierköpfigen Familie gewesen, jetzt sei meine kleinste Schwester die jüngste einer achtköpfigen), sei er nicht ratlos in der Welt herumgeirrt, habe er seinen Kummer nicht in Wein ertränkt, sondern von vorn begonnen, um seine achtköpfige Familie zu erhalten und die Zinsen für ein Darlehen, das er für acht Jahre aufgenommen habe, zu zahlen.

So hat Vater mich der Mutter entfremdet, glaub aber ja nicht, daß es ihm gelingen würde, dich und mich einander zu entfremden, es wäre zu schwer. Denkt Mutter, daß Vater mich absichtlich von ihr fernhalte, so wundert mich das, sie kennt ihn doch; vermutest du, er wäre imstande, uns zweien, dir und mir, Hindernisse in den Weg zu legen, so kommt mir das begreiflich vor. Woher kannst du wissen, daß Vater, der alles für seine Kinder tut, sich nie in ihre Angelegenheiten hineinmischen würde? Seinen Kindern zuliebe wollte er „reich“ sein; als wir das Dorf verließen, schämte ich mich, das der Zaun um unser „Sägewerk“ so schadhaft

dastand, der Zaun um die Schule war meinem Vater wichtiger gewesen, der lag ihm mehr am Herzen als der eigene.

Er liebt uns, auch das ist Herzenssache. Unseretwegen hatte er die Kraft gefunden, von vorn zu beginnen, uns zuliebe wollte er wieder „reich“ sein, wollte seinen fünf Töchtern je einen neuen Zaun zimmern — sein eigener mochte schadhaft bleiben —, doch nie würde er neugierig über den Zaun spähen oder seinen Töchtern dreinreden, er würde sich damit begnügen, von fern zuzusehen, wie Zufriedenheit und Glück in allen fünf Gärten gedeihen.

Nur in Jutkas Leben mischte sich Vater ein. Du kennst sie ja; als du vor fünf Jahren zu uns kamst, war sie ein großes, schönes zehnjähriges Mädchen, fünf Jahre später im glücklichsten Alter: fröhreif, vollerblüht. Unser Garten hatte zu tragen begonnen, viertausendfünfhundert sorgfältig gepflegte junge Obstbäume hatten auch in jenem Jahr Früchte angesetzt. Meine jüngsten zwei Schwestern waren längst höher als ich, Jolán war vierzehn, Márta zwölf Jahre alt, sie sind mit dem Garten großgewachsen, und nun würde er, dieser in schweren Jahren gepflanzte und gepflegte Garten, immer besser tragen, und jedes Mädchen sollte zu seinem „Garten“ kommen.

Und damals, gerade damals, als Vaters Pläne, von denen er mir im Zug gesprochen, nach Jahren hartnäckiger Arbeit Wirklichkeit zu werden begannen, verleibte das Staatsgut den Obstgarten ein. Man bot Vater ein andres Grundstück an, versprach ihm Schadenersatz, er wies alles zurück, wollte nicht einmal darüber reden. Mit seiner Einwilligung sollte der Garten nicht vernichtet werden, er verschloß sich jeder Einsicht, war nicht mehr imstande, vernünftig zu urteilen, sagte sich nicht, daß auf dem für Weinbau geeigneten Hang auch ohne sein Einverständnis statt der jungen Bäume Rebstöcke stehen würden.

Man machte sich an die Arbeit, man wollte den Hang seiner Bestimmung zuführen. Viertausendfünfhundert junge Bäume wurden mit Stumpf und Stiel entfernt, fünfundachtzig Leiterwagen fuhren Stämme und Äste fort. Tag für Tag leitete ein junger Ingenieur die Arbeiten, fast täglich ging Vater hin, wie ein Besessener ging er hin, obwohl der Hang ihm nicht mehr gehörte, er versuchte, wenigstens etwas zu retten, bat den jungen Ingenieur, ein paar Bäume stehen zu

lassen; vielleicht wollte er etwas zum Andenken an die Arbeit von zehn Jahren behalten. Schließlich bekam der Ingenieur die Besuche meines Vaters, der sich überall einmischte, seine Nase überall hineinsteckte, satt, er verlor die Geduld, verbot Vater, den Garten, der ohnehin nicht mehr sein Besitz war, zu betreten.

Auch Jutka ging täglich um Wasser in den Garten, doch sie wurde vom Ingenieur nicht hinausgewiesen, er hatte nichts dagegen, daß sie Wasser von einem Grundstück holte, das ihr nicht mehr gehörte, er eilte ihr entgegen, begleitete sie bis zur Quelle, dort sprachen sie von Tag zu Tag länger miteinander, wanderten bis zum Bach — ringsum waren die Arbeiten in vollem Gang, Obstbäume wurden mitsamt den Wurzeln ausgerissen —, und die beiden verliebten sich wie Romeo und Julia ineinander; immer stärker, immer inniger schlug das Gefühl in ihren Herzen Wurzel. Es war Jutkas erste Liebe, war wie die erste Frucht einer ersten Blüte, und als Vater Jutkas erste Blüte sah, fiel er voller Erbitterung über sie her, mit Stumpf und Stiel vernichtete er Jutkas Obstgarten. Den „Lausbuben“, wetterte er, wolle er nie wieder in Jutkas Nähe sehen, sonst würde er, der Vater, in eine andere Stadt übersiedeln, um Jutka von diesem Burschen fernzuhalten.

So ist er. Nur den jungen Ingenieur hat er gehaßt, sonst niemanden, niemals hat jemand vor ihm und seinem Zollstock Angst gehabt. Und dauch diesmal drohte er nicht, Jutka aus dem Haus zu jagen, er selbst wollte mit der Familie die Stadt verlassen. Dieses eine Mal mischte er sich in die „Gärten“, in die Herzensangelegenheiten seiner Töchter, es war um die Zeit, da man den Garten aushob, mit dem er das Glück seiner Töchter begründen wollte.

Was unsfern „Garten“ anbelangt, konntest du also ganz beruhigt sein, Vater hätte uns nie hineingeredet. Ich wußte schon, was ich damals sagte, als du dir meines „reichen“ Vaters wegen Sorgen machtest; der hätte uns gewiß keine Knüppel in den Weg gelegt. Ich hatte keine Vorstellung von dem, was kommen sollte, jedoch eine Vorahnung: es würde dir mit dem Obstgarten geradeso ergehen wie dem Náznán-Burschen mit dem Sägewerk.

Und schau, es ist auch so gekommen, wie ich's, ohne zu wollen, vorausgesagt; nicht umsonst habe ich euch beide zu-

sammen erwähnt, auch im Traum beisammen gesehen und vorhergesagt, daß du während der folgenden zehn Jahre den Platz des Náznán-Burschen bei mir einnehmen würdest.

*

Der Obstgarten war Vaters Hoffnung, alles seine Zukunftspläne gründeten sich auf den Obstgarten. Für mich gründeten sie sich auf alles Schöne; ich bewunderte jeden Tropfen, den die Risse des kahlen Hangs aufsogen. Noch war's ein kahler Hang, nicht ein verwüsteter Obstgarten, und ich selbst, nicht Jutka, zählte fünfzehn Jahre. Vaters Hoffnung war auf Ziffern, auf praktische Kenntnisse, auf nüchterne Berechnungen aufgebaut. Meine Hoffnung blieb unbewußt, sie glich dem Durst des rissigen Bodens. Ich sehnte mich nach Schönheit und bestaunte sie, auch wenn sie sich mir nur in einem Wassertropfen darbot. Ich betrachtete die Baumblüte, ohne an den Herbst oder gar an den „Ertrag“ zu denken, ohne nach der Baumblüte zu berechnen, wie viele Kilogramm Früchte zu erwarten seien. Fünfzehnjährig und klein, liebte ich das Schöne auch im kleinsten, im winzigsten Tropfen, überall, wo es sich mir zeigte; sooft mir auf der Straße an einem unbekannten Mann oder an einer unbekannten Frau etwas Schönes auffiel, hätte ich sie am liebsten angesprochen — ohne einen Zweck damit zu verbinden, bloß aus Freude am Schönen —, um mein Wohlgefallen nicht für mich zu behalten, um auch sie wissen zu lassen, wie schön ihre Augen oder Lippen seien. Einmal schrieb ich Gedichte, ein andermal suchte ich die Schönheit im Bild festzuhalten. Es war der Drang, mich mitzuteilen. Aus der Zeit, in der ich das Muttermal gefärbt und infiziert habe, stammt vielleicht meine Lust zu malen, ich sah eine Weide schöner, wenn ich Verse über sie schrieb, eine Eibe prächtiger, wenn ich sie malte.

Zuerst ging es mir nur darum, die schöne Form festzuhalten, dann wurde ein klarumrissener Wunsch daraus, ich wollte Dichterin, wollte Malerin werden. Ich verdrängte den Wunsch, um mich so recht als Geopferte zu fühlen, um meinen Verzicht wertvoller zu machen. Ich würde in der landwirtschaftlichen Fachschule, wo wir kein Schulgeld bezahlten, meine Dichter- und Malerträume begraben, würde mir nach vier Jahren selber mein Brot verdienen können, ein Abgangszeugnis

in der Hand halten, nicht bloß ein weißes Blatt Papier. Ich war traurig, empfand mein Schicksal übertrieben bitter, im stillen wußte ich dies auch, es lag ein wenig Absicht darin, ich wollte mein Opfer sehr groß haben, besonders, weil ich es meiner Wünsche und Hoffnungen wegen brachte, die geheim und verträumt um die Liebe kreisten, vielleicht würden sich meine Erwartungen gerade dadurch erfüllen. Ich entsagte meinen Dichter- und Malerträumen, und da ich so Schweres auf mich genommen, erhoffte ich als Lohn die Verwirklichung anderer Träume. Die Liebe war „das Andere“, ihretwegen war das Opfer gebracht worden, sie würde auch das Schöne mit einschließen. Sie würde meinen Schönheitsdurst, den ich an Gedichte und Malereien verschwendet hatte, stillen, sie würde schön sein wie der Tropfen, der den Stein netzt. Sie würde eine „Erlösung“ sein, ähnlich wie ich sie im Gipsbett erhofft, nur so war auch jene Zeit erträglich gewesen. Am schönsten schien mir das, wodurch Menschen seit Jahrtausenden erlöst werden: ein verliebter Bursche und ein Mädchen ziehen sich miteinander in die Einsamkeit zurück, verbergen sich, streicheln einander die Hände, bieten einander die Lippen zum Kuß; all ihre Gesten, die im Kuß gipfeln, sind das wahrhaft Menschliche. Aus beiden Augenpaaren blickt die ganze Menschheit, wie sie seit eh und je gewesen, all ihr Leid, all ihre Seligkeit, Schicksalsschläge und Siegesrausch, das heiße Schwindelgefühl auf der Schaukel und — schon darin enthalten — der unvermeidliche Sturz in Eiseskälte, Sekunden, da man sich jeder Lüge, jedes begangenen Unrechts schämt, da es einen schmerzt, daß man später einmal gemein und schmutzig sein wird, da jede häßliche Selbstsucht wehtut, da man sich nicht mehr, auch vor sich selbst nicht, schämt, die Liebe einzugehen, und daß man gerade darum so gut, so schön, so rein ist wie noch nie vorher, und doch voller Eigensucht, denn Eigensucht kann ebensogut etwas Schönes wie auch Häßliches sein.

So sah ich die Liebe, nach der ich mich sehnte, sie war mir „alles, was schön ist“. Ein Jahr später deuteten wir das Bekenntnis durch drei geheimnisvolle keusche Striche an, doch diese Striche bedeuteten „ich liebe dich“, und alles, was schön ist, wurde auf diese Weise ausgedrückt.

Das Jahr vor den Gedankenstrichen war ein ruhiges, ereignisloses, in Einsamkeit verlebtes Jahr gewesen; ruhig,

ereignislos, doch voller Erwartung und Hoffnung, eine Zeit der „Opferfreudigkeit“ und der „sündigen“ Träume.

Nun fällt mir auch die Zeit meiner ersten Beichte und ersten Kommunion ein. Damals hatte ich eigentlich keine „Sünden“, trotzdem hielt man mich an, zur Beichte und zur Kommunion zu gehen. Ich war als einzige in der Klasse nicht katholisch, aber wir Mädchen gehörten ja zusammen, ich verlor mich zwischen den anderen, nicht einmal der Pfarrer wußte, daß ich andersgläubig war. Es kam der Tag, die Kirche wurde gerade restauriert, so daß wir in der Schule beichten mußten. Ein Klassenraum wurde für die Beichte bestimmt — man hatte sogar eine Art Altar fabriziert —, in einem andern warteten wir mit unseren „Sünden“, wir sollten nach dem Alphabet einzeln hineingehen. So hatten wir schon einmal Schlange gestanden, um uns gegen eine ansteckende Krankheit impfen zu lassen, nur gab's diesmal statt der Impfstelle den Altar und statt der ansteckenden Krankheit die Sünde. Ich kam rasch genug dran — mein Zuname beginnt mit einem der ersten Buchstaben des Alphabets —, doch sowie ich eingetreten war, sagte ich dem Pfarrer, ich dürfe nicht beichten, Vater erlaube es nicht. Sünden hätte ich ja begangen, da sei die Sache mit dem Kirschkompost des Direktors oder die mit den wilden Kirschen des närrischen Andris. Aber wären dies wirkliche Sünden gewesen, so hätte ich ja damals Buße und Strafe auf einen Sitz bekommen, außerdem wolle Vater mich nicht zur Beichte gehen lassen. Der Pfarrer blickte mich entrüstet an, doch er wollte aus dem Ganzen keine große Geschichte machen, er schickte mich hinaus und hieß mich warten. Die anderen müssen empörende Sünden gebeichtet haben, der Pfarrer schien sehr zornig zu sein, als er mich wieder hineinrief. Ich wiederholte eigensinnig, daß ich nicht beichten dürfe, da schalt er mich wegen meiner Kirschsünden, die ich nicht beichten wollte, und ließ Vater kommen; die Angelegenheit wurde aufgeklärt, es stellte sich heraus, daß der Pfarrer gar nicht das Recht hatte, mir die Beichte abzunehmen, er selbst hätte eigentlich sagen müssen: „Du darfst nicht beichten.“ Dies wäre seine Pflicht gewesen; doch statt sich bei Vater zu entschuldigen, geriet der Pfarrer in immer heftigeren Zorn, ich wurde meiner Kirschsünden nicht ent-

bunden, die ungebeichteten Sünden blieben auf mir sitzen, aber schließlich hatte ich seinerzeit mein Teil dafür abgekriegt: Beichte und Kommunion in einem.

Unserm Haus gegenüber gab es ein stilles, einsames Plätzchen. Dort, an einem Abhang unter dem Wald, stand, groß wie eine Tischplatte, ein glattgesägter Baumstumpf, das war mein geheimer „Altar“, dort beichtete ich mir selber — als Tausch für das Opfer (und erteilte mir gleich danach selber Absolution für meine „sträflichen“ Träume). Von dort aus hatte ich eine schöne Aussicht auf die Stadt und auf die ganze Umgebung, man schaute in die Ferne, und von weitem sah ich, wenn jemand kam, um meine Einsamkeit zu stören, ich konnte rechtzeitig die Gedichte verstecken, die Malereien verschwinden lassen, die Fantasiegespinste vor fremden Blikken verbergen. Ich hatte den Wunsch, Dichterin oder Malerin zu werden, als aussichtslos begraben, doch stellte ich Verse und Bilder in den Dienst meiner Träume, malte die schöne Aussicht, die an sich schöne Natur; meine eigenen schönen „Aussichten“ für die Zukunft, meine um die Liebe schwebenden Träume suchte ich im Gedicht festzuhalten, da würden sie sich gewiß rascher erfüllen.

Malerei und Verse schufen die Stimmung dieses einsam-veträumten Jahrs. In allem suchte ich Schönheit, die „um ihrer selbst willen“, ohne „praktischen Zweck“, bewundert wird, täglich verschenkte ich mich unbewußt an eine gegenständlose Liebe; voller Sehnsucht und nicht ohne „Interesse“ fragte ich mich, woran mir mehr lag: zu lieben oder geliebt zu werden. Ich saß im Kino, und oft wußte ich nicht, wovon der Film handelte, ich bewunderte die Schönheit der Körper, ihre Proportionen, nicht Brüste oder Schenkel, nicht Brustkorb oder Schultern einzeln, ich bestaunte das Ganze in seinem Ebenmaß. Saß ich um die Stunde der Abenddämmerung vor meinem glattgesägten Baumstumpf, so malte ich, obwohl ich genau wußte, daß mein Bild abgeschmackt werden würde, die gelben, die roten, die lila Lämmerwölkchen, ich wollte ihre Farbtöne nachahmen; wurde Korn gesät, konnte ich stundenlang zuschauen, stundenlang konnte ich den Waldvögeln zuhören, gern hätte ich zu Farben gewandelte Klänge im Bild festgehalten. Immer war ich verliebt, doch stets spukte mir der Gedanke im Kopf herum, daß meine Liebe sozusagen „unpersönlich“ sei, daß es niemanden gäbe, dem

ich sie entgegenbringen könne, daß ich nie jemandes Frau, nie jemandes Mutter sein würde, und ich sehnte mich ja über alle Maßen danach, von einer „persönlichen“ Hand gestreichelt zu werden. Dieser Liebeshunger ließ meine ganze Kindheit wiedererwachen. Wie früher Großmutters Hand, hätte mich jetzt eine Männerhand streicheln müssen. Viele Gedichte habe ich von dieser Hand, von diesem Streicheln geschrieben. Dies bedeutete mir die Einheit, die Vollkommenheit der Liebe, eine kindliche und dennoch mystische Vorstellung. Damals hatte sie in mir Wurzeln geschlagen, sie hält mich bis auf den heutigen Tag im Bann, ich wurde halb ohnmächtig, sooft eine Hand mich streichelte. Später, während einer Zeitspanne, die, von damals gesehen, in ferner Zukunft liegt, war es deine Hand, die mich so stark, so über alle Maßen erschauern machte, und sie ist Zeugin. Die Schreckgespenster meiner Kindheit, das weißt auch du, umlauerten mich, ich stellte sie in den „Dienst“ meiner Träume, und da schrieb ich vor langer Zeit an dich: Warum fürchtest du dich davor, mich und alles, was ich je mitgemacht, kennenzulernen? Fürchtest du, daß du mich unter der Hülle von Leid und Gram nicht erkennen würdest? Fürchtest du, daß mich dann deine Hand nur lässig und mitleidig streicheln würde? Fürcht dich nicht, lerne mich erst kennen, und du wirst nicht verurteilen, daß es mich so unsagbar heiß nach der Hand eines Liebsten verlangt, aus meiner Öde heraus habe ich diese Hand ersehnt, mich danach gesehnt, jemanden zu lieben. Es kam nicht dazu, wahrscheinlich, weil mir nie jemand ein wenig gut war!

So bestand schon jetzt das Wesen meiner Liebe aus diesen drei Grundzügen: der magischen Kraft der streichelnden Hand, der Furcht vor einer Mitleidsliebe und der Angst vor seelischer Verödung.

Ein Kuß? Küssen? Damals getraute ich mich gar nicht, daran zu denken. Erst nach Jahren, als ich bereits wußte, was das ist, wunderte ich mich, daß halbwüchsige Mädchen vom Küssen sprechen wie von den Zutaten einer Torte oder von Speiseeis, das man mit Vorsicht genießen muß, um nicht Halsschmerzen zu bekommen. Sogar aus unseren Pfänderspielen war der verpönte Kuß verbannt worden, wir mußten das Pfand auf andere Weise auslösen, zum Beispiel „gestehen“ wer unser Lieblingsdichter ist, und eins seiner Gedichte auf-

sagen. Doch durfte in dem Gedicht keinesfalls von einem Kuß die Rede sein, eher von einem Traktor.

Auch aus meinen Versen wurde der Kuß verbannt. Doch unsere Urtriebe spielten das „Pfänderspiel“ auf ihre Art. In die Verse, die wir dabei aufsagten, schmuggelte sich der verbotene Kuß ein, tauchte die Erinnerung an etwas Schönes zwischen den Zeilen auf. „Wie gerne wollte ich dein Becher sein, / Des Bechers Rand, berührt von deinem Mund, / Geleert hast du den Becher bis zur Neige, / Und mich berauscht des leeren Bechers Grund. / Es ist ein Rausch, der Sehnsucht aufglühn läßt, / Als Windhauch wollt ich dich vor Hitze fei'n, / Als deine Totenglocke klagend läuteten, / Ich möchte deine Glockenblume sein / Und duften; eine Sonne wollt ich sein, / Die du dir selbst nach eignem Wunsche schufst. / Bei Tagesanbruch möchte ich dir leuchten / Und täglich kommen, weil du mich täglich rufst.“

Beim Pfänderspiel hätte ich für mein Leben gern das Pfand mit diesem Sehnsuchtsgedicht ausgelöst, doch das Wort blieb mir im Hals stecken, es wurde vom Gedanken verdrängt: Mit einer Sehnsucht muß ich ein größeres Pfand auslösen! Oft wollte ich Sturmgleeck sein, um meine unendliche Verlassenheit hinauszuschreien, doch ich trug sie in die Einsamkeit zu meinem glattgesägten Baumstumpf.

Zehn Jahre später gehörte das verborgene Plätzchen meinen jüngeren Schwestern, sie hatten es von mir übernommen und auch andres, was zu dem ruhigen Sitz gehörte: Empfindsamkeit, Bedürfnis nach Einsamkeit, Verletzbarkeit, Sehnsucht nach dem Schönen und alle Wunden, die diese Sehnsucht schlägt.

In mancher Hinsicht glich mir Jutka, die älteste meiner jüngeren Schwestern, am meisten, vielleicht weil ich sie seinerzeit aus den Flammen gerettet hatte. Später wäre sie im Feuer beinahe umgekommen, welk, wankend war sie herausgestürzt. Einst hatte sie sich aus dem Feuer und über das Feuer hinaus gerettet, die Malerei. Ich besuchte sie einmal in der Kunstabakademie; nachher stand ich lange im Korridor und trat ans Fenster. Um mich waren die vielfältigen Gerüche der Farben, Ruhe, das leise Tönen der Musikinstrumente, und durchs Fenster sah ich unzählige Tiere: Pferde, die geimpft werden mußten, Kühe, die an Futterrüben beinahe erstickt waren, rosige kleine Ferkel, die Muskeln und die Knochengerüste der

Tiere, festgehalten in nüchternen anatomischen Zeichnungen, kitschig gemalte rosarote Abenddämmerungen.

Ich sah die Ansichtskarten vor mir, die ich meinen Klassenkolleginnen um einen Leu pro Stück verkauft, und empfand, schmerhaft, was ich alles aufgegeben, um mir mein Brot zu verdienen, welch hohen Preis ich dafür bezahlt, was ich alles geopfert hatte.

Früher, damals, im ersten Jahr meines Opfers, sah ich darin das Pfand meiner Hoffnungen, die Zukunft würde es auslösen, dies forderte ich nicht nur in Gedichten, sondern auch in meinen Briefen an dich. Mit aller Macht überkam mich wieder der Wunsch meiner Kinderjahre: so zu sein wie die anderen. Ich wollte mich nicht aus dem Spiel verbannen lassen, nicht bei mir sollte die Kette reißen. „König, gib Soldaten...“ War ich nicht tauglich gewesen, bei jenem Spiel mitzutun, so konnte mich niemand von diesem ausschließen. Das Pfänderspiel ist nicht wie „König, gib Soldaten“, es ist das wunderbar erregende Spiel von halbwüchsigen Mädchen, von Jungen in den Flegeljahren; da wird der Kuß vergebens aus den Gedichten verbannt, selbst wenn von Traktoren die Rede ist, schleicht er sich ein.

Der Wunsch meiner Kinderjahre, den anderen zu gleichen, war zurückgekehrt, doch wie unterschiedlich waren die beiden Spiele! Ebenso verschieden waren auch die Wünsche. Sie verdichteten sich, man vergaß sich selbst und alles Vergangene, wollte auch die andern dazu bringen.

Ich hatte keine Bekannten; so begann ich mit Unbekannten, mit Schülern, die in anderen Städten lebten, Briefe zu wechseln, nichts unterschied mich von meinen Altersgenossinnen, ich erwähnte weder das Gewesene noch meinen Körperschaden, ich hatte also keine Angst, aus dem Spiel ausgeschlossen zu werden. Ich wartete nicht untätig auf die streichelnde Hand, ich spielte sie mir selbst in die Hand. Ich würde, dies wußte ich von Anfang an, keinen Mißbrauch mit dem „neuen“ Spiel treiben, würde zu rechter Zeit aufrichtiger die Wahrheit sagen, als in dem Gedicht, sei es auch nur aus Furcht vor einer Mitleidsliebe; nicht blind, nicht von Barmherzigkeit weich geworden, soll die Hand mich streicheln.

So begann ich auch dir, dem Unbekannten, aus der Geborgenheit meiner Ferne zu schreiben und erhielt Antwort.

Aber, das will ich nicht leugnen: ich begann zuerst. Die ganze Sehnsucht meiner traumverlorenen Jahre legte ich in die Zeilen. Mein Gefühl war nicht mehr gegenstandlos, ich brachte es rasch und freudig einem bestimmten Menschen entgegen, der den Namen Béla trug; der Gegenstand meiner Liebe, dies will ich offen gestehen, hätte auch anders heißen können. Doch es lag nicht nur an diesem mit vagen Liebesträumen zum Überfließen angefüllten Jahr — vieles nahm mich gerade für dich ein: deine Offenherzigkeit, dein Draufgängertum, zu dem du dich bekanntest, die Natürlichkeit, mit der du von deinen Eltern, von allem, was dich angeht, erzähltest. „Ich habe drei Spitznamen, der bekannteste ist Göri¹ (das Wort kommt aus dem Griechischen), doch so dürfen mich nur die Auserwählten, meine besten Freunde, anreden. Auch Du. Ich mag Physik und Chemie, ich verstehe mehr von praktischen Dingen (sagen wir, von Maschinen) als von den schönen Künsten. Die Sechser sind bei mir in der Überzahl, nur im Betragen kann ich mit einer Zehn aufwarten. Wenn wir herausfinden, daß uns eine Klassenarbeit bevorsteht, so schreiben wir sie zu Haus, in der Klasse tun wir nur so, als schrieben wir... Meinen drei besten Freunden habe ich voller Freude Dein Lesezeichen gezeigt. Halte mich ja nicht für ein verkümmertes Geschöpf, ich bin hundert-fünfundsiebzig Zentimeter hoch. Bisher fand ich nur einmal Interesse an einem Mädchen, aber das ist aus. Mir kommt vor, daß ich all das jemandem schreibe, den ich seit langer Zeit kenne. Hätte ich ein Foto von Dir, so könnte ich sehen, mit wem ich im Briefwechsel steh, doch irgendeinmal werden wir uns schon treffen! Es muß ja auch Dir sonderbar vorkommen, daß Du jemandem schreibst, den Du nicht mal von einem Foto kennst. Ich habe keine Ahnung, wo wir in Geometrie angekommen sind. Laß den Rand bei den Briefen weg, da bleibt mehr Platz zum Schreiben. Es tut mir sehr leid, daß man in Eurer Familie so streng ist. Bei uns ist es anders. Neulich hat Vater mich beim Rauchen ertappt. Ich war auf eine väterliche Moralpauke gefaßt, doch er hat nur gesagt: ‚Tu das nicht zu oft, es ist ungesund für dich.‘ Meine Mutter hat Deinen Brief gesehen, da war ich auf eine mütterliche

¹ Grieche — Anm. d. Übers.

Strafpredigt vorbereitet. Doch es ist gut abgelaufen. „Wer hat dir diesen Brief geschrieben?“ „Ein Mädel.“ „Welches?“ „Du kennst sie sowieso nicht.“ Da war Mutter auch nicht mehr neugierig. Ich danke für das Edelweiß... Der tägliche Ausgang ist gestrichen worden, eine traurige Geschichte. Glaubst Du, daß wir jetzt besser lernen? In Naturgeschichte bin ich aufgerufen worden und habe natürlich eine Vier bekommen, in der nächsten Stunde eine Neun, da hat man mir tüchtig den Kopf gewaschen. Ich interessierte mich für Politik, sei nicht böse, wenn ich frage: Macht Dir jemand den Hof? Reg Dich vor der schwersten Prüfung nicht auf. Denk an einen Jungen, der immer ruhig bleibt, das bin ich. Mein Banknachbar ist ein furchtbar komischer Kerl, wir zwei stören die Ruhe, was das Zeug hält. Schon als Kind haben mich Maschinen interessiert. Irgendwann wollte ich Tischler werden. Auch von Feldarbeit versteh ich was und weiß, je schwerer die Arbeit, desto höher der Ertrag. Wir haben keinen Boden. Armut, viele Geschwister. Nun ein paar Worte über meinen Vater. Hast Du mich gern, so mußt Du auch wissen, wessen Sohn ich bin. Seinen Namen verrate ich dir nicht, nur soviel, daß ich ebenso heiße und dessen würdig bin. Körperlich und dem Wesen nach gleichen wir einander. Ich schreibe auch über die Schule, sonst vergessen wir noch, daß wir Schüler sind. Große Ordnung, große Ruhe. Wir stehen im Wettbewerb, das ist des Rätsels Lösung. Selbst Eicheln sammeln wir im Wettbewerb. Hoffentlich habt auch Ihr Maikäfer gesammelt. Ich konnte den Wettbewerb nicht bis zum Abschluß mitmachen, drei Tage lang bin ich schwerkrank im Bett gelegen. Kennst auch Du den Kummer und den Ekel nach einer zwei Seiten langen Schularbeit? Meine Tante hat mich beim Briefschreiben gestört, doch das macht nichts, denn sie hat mir ein Paket und Geld gebracht. Es ist zur rechten Zeit gekommen, zu Hause haben sie mich sowieso vergessen. Du bittest mich, das Rauchen zu lassen, also rauche ich nicht mehr. Was im Paket war, ist fast schon verteilt. Ich bin zu ernst, um ohne Erlaubnis auszugehen... Glaub ja nicht, daß ich im Sommer auf dem Feld arbeite, weil ich für alle Fälle ein paar Lei beiseite legen will. Ich weiß noch nicht, was für einen Beruf ich mir aussuchen werde, aber einen Kraftwagen lenken — das habe ich schon erlernt. Auf die Hochschule will ich nicht,

die ist nicht für mich erfunden worden. Ich bin nicht so wie mein Freund, den Du aus meinen Briefen kennst, und der mir am liebsten ist — wenn er nicht da ist. Wir tragen den gleichen Namen, das ist aber auch alles! Komisch, daß nicht auch Du mich vom Hörensagen kennst, hier kennt mich die ganze Mädchenschule. Darauf paßt das Sprichwort: Wie die Städtchen, so die Mädchen (nur daß hier von einem Jungen, von mir, die Rede ist). Du denkst vielleicht, daß die Meinungen über mich sehr verschieden seien. Selbst wenn man mir eine Zigarette anbietet, so nehme ich sie nicht mehr an. Man hat mich zum Kulturverantwortlichen gewählt. Mal gab's Arbeit, mal nicht, jetzt werde ich zu tun kriegen. Mehrere haben mich gefragt, um wie vieles ich noch wachsen will. Antwort: Gott behüte, daß ich so klein bleibe. Du hast meinen Namenstag nicht vergessen, das war schön von Dir, mit meiner ganzen Rednergabe sage ich: Danke! Wahrscheinlich langweile ich Dich mit dem Schulquatsch. Jetzt schließ ich den Brief ab, vom Schreiben ist mein Kopf um die Hälfte zusammengeschrumpft. Seit ich das A B C gelernt, hab ich noch keine so lange Epistel geschrieben. Schreib mir soviel wie möglich auf einmal, damit ich nicht so oft zurückblättern muß, wenn ich den Brief von neuem lese...“

Wärest du auch anders gewesen, so hätte ich mich in dich verliebt, war doch die Sehnsucht in mir unermeßlich groß. Aber auch ohne diese Sehnsucht wäre dir mein Herz zugeflogen, sehr vieles nahm mich für dich ein, deine Natürlichkeit, dein Sinn für Humor, deine hundertfünfundsiebzig Zentimeter, deine Vorliebe für Chemie und für Maschinen, dein „unernster“ Ernst, deine draufgängerische Keckheit, deine nüchterne Klugheit, die Vier und gleich danach die Neun, natürlich in Naturgeschichte, deine praktische Sachlichkeit, mit der du das Hochschulstudium für dich ablehnst, daß du schon einen Kraftwagen lenken kannst und das Sprichwort „wie die Städtchen, so die Mädchen“ auf Jungen anwendest, deine ruhige Sicherheit des Gefühls, die immer gleiche zurückhaltende Wärme, mit der du über deine Eltern schreibst, daß du mir rätst, keinen Rand in meinen Briefen zu lassen und daß du auf meine Bitte hin nicht mehr rauchst, deine echte Zehn im Betragen — vor allem aber, daß du keine schönen Worte machst. Als ich las, daß du gern Tischler geworden wärst, fühlte ich ein Dutzend Liebesgedichte in mir aufstei-

gen, mein Vater ist ja Tischler. Ich hatte deine Hand noch nie gesehen, doch ich wußte, daß sie sehr hart ist, und ich fühlte, wie sie mich streichelte.

Du schriebst natürlich und batest mich, ebenso natürlich, also meinem Wesen gemäß, zu schreiben. Dies tat ich ja, ich schrieb meiner Liebe gemäß. Aber nicht mit dem trostlosen Gefühl des „Warum hast du Angst?“, und nicht dein Mitleid scheuend, ich rief sehnüchsig nach einer Hand, die sich öffnen würde, um mich zu streicheln. Ich leugne es nicht, ich begann; unter dem Eindruck meiner Briefe schriebst du: „Jetzt können wir schon mutiger werden und einander unsere Gefühle eingestehen.“ Ich will es gerne bekennen, die drei Gedankenstriche ersetzte ich als erste durch drei Worte, und als du den langweiligen Schulquatsch satt hattest, schriebst du: „Oft denke ich an Dich, und ich weiß jetzt schon, an wen ich voller Liebe denke.“ Wie ein betörendes Trugbild kamen die Zeilen aus weiter Ferne, über Kilometer hinweg erreichten mich Worte, von denen ich wußte, daß sie meinen Briefen galten und nicht mir, wie betäubt ging ich wochenlang unter dem Eindruck deiner Worte umher. „Meine liebe Zsuzsika.“ „Ich liebe dich.“ „Ich küsse dich.“ Und ich wußte, daß nichts davon mir galt. Ein Pfänderspiel, aus dem der Kuß verbannt war... Zum Schluß würde ich ja doch mit meinen Versen allein bleiben, zumindest aber erlaubte man mir, ein wenig zu spielen, man wies mich nicht hinaus, ich durfte mich so geben wie andere. Bald würde jedoch die Kette bei der Frage reißen: Warum hast du Angst, mich kennenzulernen?

Einige Wochen lang dauerte der Rausch meiner Sehnsucht, dann kam ein Brief, der es mir unmöglich machte, zu antworten wie sonst, es wäre mehr als Spiel gewesen. „Ich habe zu offen geschrieben, doch nicht die Feder ist schuld, das Gefühl diktiert mir meine Worte.“ So schloß dein Brief, ich ließ mir einige Tage Zeit, deine Worte auszukosten, sie aufzusaugen wie der rissige Boden die Tropfen, bis sie belebend zur Wurzel der Pflanze dringen; dann schrieb ich meinen längsten Brief an dich, ohne Rand; ich begann und schloß ihn mit dem gleichen Bekenntnis: Das ist alles, was war, du sollst mich kennen, wie ich bin, und du darfst meine Sehnsucht nicht verurteilen.

Sehr rasch kam deine Antwort, du hattest sie nicht aufgeschoben, hattest nicht gezaudert. Und nie hätte ich mir eine solche Antwort erhofft. „Glaubst du, daß ich meine Meinung über Dich geändert habe oder daß meine Empfindungen für Dich anders sind als vorher? Da könntest Du schon recht haben, es ist wirklich so, Du stehst mir näher als früher! Nicht die äußere Gestalt zählt, wichtig ist, was sie birgt! Es ist unwichtig, daß wir körperlich verschieden sind, auf unsere Liebe kommt es an. Gewiß fühlst auch Du, wie wenig Entfernung und Verschiedenheit ihr etwas anhaben können. Sei nicht traurig, daß Du nicht so stürmisch wächst wie ich, in mir wirst Du, so klein Du bist, ungeheuer schnell wachsen. Nicht vergebens beschäftigst Du Dich mit Obstbau, auch ich, mußt Du wissen, habe irgendwann einmal gelernt, wie man Pflöcke einschlägt und junge Bäume daran bindet, damit sie sich nicht wegbiegen. So stark hast Du mich an Dich gebunden, daß ich, wollte ich mich losreißen, Toldis¹ Kraft brauchte, ich will es aber gar nicht, also kann es eben nicht dazukommen. Ich werde der Pflock, Du wirst der junge Baum sein, so stelle ich mir unsere Bindung vor.“

Du kannst dir nicht denken, was dieser Brief mir bedeutete. Er übertraf alle meine Erwartungen, alle meine Hoffnungen. Vor einem Monat war ich siebzehn Jahre alt geworden, und so viele Leiden und Opfer es bis dahin auch für mich gegeben hatte, sie wurden hundertfach, weit über meine Wünsche hinaus, von diesen Worten aufgewogen. Über groß war die Freude, nicht „nach meinem Maß“. Gegen Freude nicht gewappnet — wie selten hatte ich mich gefreut —, empfand und ertrug ich sie, sie war zu groß und ich wagte nicht, mich ihr innerlich entgegenzustrecken, sie engte mich eher ein. Je weniger Angst du zeigtest, mich kennenzulernen, je verbundener du dich mir fühltest, je bereiter du warst, mich in dir stürmisch wachsen zu lassen, desto mehr bangte ich vor der Freude, vor der Bindung. Wie schön du doch darüber schriebst! In mir war die Angst der Obstbäume, die, von zwei-drei warmen Apriltagen verlockt, Blü-

¹ Held einer ungarischen Ballade — Anm. d. Übers.

ven treiben, obwohl ihre Jahresringe wissen, daß im Mai die Eismänner kommen.

Ich bebte davor zurück, mich an diese fremde Freude zu verlieren. Doch es wurde Frühling, der März kam, der April, deine Briefe kamen, jedem warmen Tag folgte ein noch wärmerer, und ich glich eben der Natur, die ohne zu wollen Knospen treibt und blüht; mit den warmen Tagen blühte ich auf, ich nahm die Farbe deines Briefpapiers an, ich war nichts andres mehr als eine lila Blume. Mein zager, in verwischtem Blau schwebender Traum hatte sich erfüllt, hatte Gestalt angenommen, eine nach irdischen Maßstäben meßbare Gestalt: hundertfünfundsiebzig Zentimeter.

Jetzt fürchtete ich mich nurmehr vor unserer Begegnung, von der du in jedem Brief sprachst. Würde uns nicht dann, fragte ich mich beklommen, unser Irrtum zum Bewußtsein kommen? Deine Wärme, alles, was mich erblühen ließ, galt letzten Endes doch nur meinen Briefen und den aus dem glatten Baumstumpf sprießenden, nach Wärme lechzenden Blättern, nicht aber dem kronenlosen zwerghaften Baumstumpf.

*

Es wurde April, und ich war seine Närrin. Vielleicht ist es auch dir einmal so ergangen, vielleicht hast auch du einen Monat für dich entdeckt. Man lebt auf Erden, es vergehen siebzehn Jahre, immer wieder vergeht dieser Monat, man begreift ihn mit all seinen Gefühlen und Trieben, doch man wird sich nicht bewußt, daß er sammelt, speichert, einlagert, bis die Hülle platzt und sich einem die Augen öffnen: das ist der April. Er wird zum Erlebnis, weckt Hoffnungen, man meint, so würde es stets bleiben, obwohl der April sich selber immer wieder Lügen straft. Man entdeckt den Himmel, die Wolken, man erlebt den wechselhaften, oft stürmischen Kampf zwischen Winter und Frühling; Kalt und Warm liegen im Streit, für die Dauer von Augenblicken herrscht das eine oder das andere vor, die unzähligen allbekannten Launen des April kommen einem zum Bewußtsein, man weiß, daß nur im April Himmel und Wolken, Wind und Erdgeruch so sind und nicht anders.

Ich bin Ende März geboren, vor siebzehn Jahren, doch in diesem Jahr war mir's, als erlebte ich den April zum erstenmal. Am achtzehnten April wurde ich eins mit diesem Monat und seinen Narreteien. Meine Launen, meine Kälte, die plötzlich in Wärme überging und umgekehrt, all das gehörte zu diesem Monat. Schien die Sonne, so brannte sie, zogen Wolken vorüber, so blies eisiger Wind; selbst wenn die Sonne schien, wirbelten Flocken, Schnee bedeckte die Erde, doch sobald es zu schneien aufhörte, schmolz der Schnee dahin, noch ehe die Sonne sich gezeigt hatte.

Ich war in den April eingegangen, war seine Närrin. Einen Augenblick lang konnte ich meine Freude, meine frohe Stimmung kaum zügeln, zum erstenmal im Leben war ich trunken vor Frühlingsduft und Liebe, war vom Spiel, das keines mehr zu sein schien, nicht ausgeschlossen, im nächsten Augenblick packte mich Verzweiflung, ich sagte mir, so viel Gutes und Schönes sei ja nichts für mich; wie ein kalter Wind durchsauste mich die Furcht, daß es nichts andres sein könne als ein Spiel, sonst hätte man mich ja ausgeschlossen; mir schien's, als spielten wir das Spiel mit dem goldenen Tor, und ich sei diejenige, die nicht hindurch dürfe, ich würde am Donnerstag draufkommen, daß ich im trüben Mittwoch steckengeblieben sei.

Niemandem verriet ich ein Wort davon, sprach mit keinem Menschen darüber, doch ich glaube, daß dank deinem Brief auch mein Gang ein anderer geworden war, mein Geheimnis hätte man aus meiner Stimme heraushören, mir vom Gesicht und von den Augen ablesen können. Und noch zwei Wahrheiten erfuhr ich: Findet einer Gefallen an einem Mädchen, beginnen sich plötzlich auch andere für dieses Mädchen zu interessieren; geht es jemand unversehens besser in der einen Hinsicht, so hat er auf einmal in allem eine glückliche Hand.

Blind vor Erregung, von deinen Briefen berauscht, sah ich bloß — wie seinerzeit in den fremden Städten — eine glitzernde Auslage und darin unsere Liebe. So bemerkte ich anfangs nicht einmal, daß auch hier zwei Burschen gleichzeitig an mir Gefallen fanden. Ich hatte schönes langes Haar, das bald über den Rücken wallte, bald auf die Brust fiel, je nachdem, woher der Wind wehte oder in was für einer Stimmung ich war. Mag sein, daß gerade dies den Frisörgehilfen anzog, ich ging täglich am Laden vorbei, und mein Gang war

von deinen Zeilen beflügelt. Eines Tages erhielt ich einen Zettel von ihm, er wolle mit mir zusammenkommen, mich kennenlernen, er würde um sieben Uhr vor der zweiten Säule des Kirchgitters auf mich warten. Das hielt ich schon nicht mehr aus, ich mußte meinen Freundinnen zeigen, daß ich war wie sie, daß ich den Burschen gefiel, Eroberungen machte, zu einem Stelldichein gehen konnte. Ich war eine April-Närrin, trieb Posse und fühlte mich dabei fremd, ich wollte das „Leben der anderen“ führen, zum Stelldichein ging ich bloß, um ihnen zu beweisen, daß ich dergleichen ebenso leicht nahm wie sie. Wir gingen zu zweit hin, aber nicht zur zweiten, sondern zur dritten Säule; hinter der verbargen wir uns und hielten nach dem Frisörgehilfen Ausschau. Dort stand er ja schon geschniegelt und gebügelt, wir freuten uns, daß er bald nach rechts, bald nach links blickte, auf die Turmuhr und dann zu Boden sah, wir kicherten. Nach einer halben Stunde bekam er das Warten satt, er hatte die Geduld verloren, er ging fort; auf dem Heimweg lachten wir die ganze Zeit über sein enttäuschtes Gesicht. Tags darauf entschuldigte ich mich bei ihm mit einer Ausrede, und nun war ich es, die den Burschen bat, mich abends an der gleichen Stelle zu erwarten; er kam, stand punkt sieben vor der zweiten Säule, meine Freundin und ich lauerten hinter der dritten, nach zwanzig Minuten ging er fort. Auch am dritten Abend stand er dort, doch nach zehn Minuten machte er sich wieder auf die Beine wie einer, der draufkommt, daß man ihn zum Narren hält.

Meine Freundin Icu lachte auch diesmal, doch mir war alle Lust an diesem Spaß vergangen. Ich empfand Widerwillen, war mit mir selbst unzufrieden, gewiß sah ich ebenso enttäuscht aus wie der Bursche. Noch nie vorher hatte ich das Gefühl gehabt, jemanden um Verzeihung bitten, mich vor jemandem verbeugen zu müssen, nun überkamen mich böse Ahnungen, dergleichen könne ich nicht ungestraft tun, früher oder später würde ich dafür büßen müssen. Ich war dessen so sicher, daß ich mir wünschte, die Strafe schon hinter mir zu haben.

Zwei volle Jahre darauf, es war auch im April, erinnerte mich Icu daran, daß sie mit mir zum Kirchgitter gegangen sei, und bat mich, sie zur Bahnstation zu begleiten. Icu war das schönste Mädchen in der Klasse, alles an ihr war schön,

besonders ihre gartenschlanke Gestalt, mit den herausfordernden Brüsten und Hüften, in ihrem weiten, aber kurzen Glockenrock wiegte sie sich beim Gehen, ihre beiden Knie berührten wie zwei runde Klöppel den Saum des Rocks. Ein jeder drehte sich nach ihr um, als wäre sie der Glockenton am Pfingstsonntag, der zur Erde herabgestiegene Heilige Geist. Mag sein, daß die Männer nicht von Ehrfurcht ergriffen wurden, wenn sie an ihnen vorbeiläutete, vielleicht dachten sie an die Kriegsjahre, da man die Glocken vom Glockenstuhl herabgeholt hatte, um daraus Kanonen zu gießen, in mir aber weckte ihr Anblick Gefühle der Andacht vor der Schönheit, wie ein Vogellied, wie eine Abenddämmerung, vielleicht hatte ich sie vor mir gesehen, als ich meine Verse von der Totenglocke schrieb. Etwas hatten wir gemeinsam: ich stand wegen meines Gebrechens mit einem Unbekannten im Briefwechsel, doch auch sie hatte einen Brieffreund. Wir waren grundverschieden, aber wir empfanden es nicht als störend, wir zwei waren anders als die anderen und wußten nie genau, ob die Leute sich ihrer herausfordernden Schönheit wegen nach uns umschauten oder wegen meiner Mißgestalt.

Wir gingen zum Bahnhof, ich begleitete Icu, aber eine Sekunde lang schien mir's, als würde ich sie hinbringen. Um diese Zeit hattest du geschrieben: „Was sind wir denn für Leute! Wir haben uns nie gesehen und dennoch haben wir einander liebgewonnen. Da können wir nicht einmal von einer ‚Liebe auf den ersten Blick‘ sprechen. Schön wäre es für uns beide, endlich zusammenzukommen. Ich habe mich schon oft gefragt, wie das sein wird. Wir würden einander suchen, und nicht wissen, wen, wir haben einander ja noch nie gesehen. Doch eins fühle ich, wenn ich Dich auch nie vorher erblickt habe, wäre es mir unmöglich, an Dir vorbeizugehen. Doch wann wird das sein? Bitter schmeckt das Wort Geduld!“

Das Warten auf einen unbestimmten Tag krümmt sich in uns wie ein Fragezeichen. Wie oft, auf wie vielerlei Arten sprachen wir in unseren Briefen von dieser Begegnung! Doch eins stand immer fest: der Schauplatz würde der Bahnhof sein. Sooft ich hinging, überkam mich eine sonderbare Beklommenheit, ich sog den Geruch von Dampf, Rauch und Teer in mich ein, sah Menschen einsteigen, um in die Ferne

zu fahren, sah andere, die von weither kamen und ausstiegen. An einen Ort gebunden, führen die Menschen ihr geordnetes, überschaubares Leben, auf der Reise werden sie anders, geheimnisvoll, wie der Inhalt ihrer Koffer, mag auch ein Fahrgast den seinen öffnen und den Mitreisenden etwas daraus anbieten. Bahnhof ist immer Begegnung oder Abschied, das fühle ich, und ich denke auch daran, daß Vater seinem „Schwager“, dem Eisenbahner, hier auf dem Bahnhof begegnet ist; und hier werden auch wir beide nach einer zermürbenden Wartezeit den heißersehnten Augenblick erleben, den Augenblick unserer Begegnung.

Ich begleitete Icu zur Bahn, dort wollte sie ihren Brieffreund erwarten, den sie ebensowenig kannte wie ich dich. Mir war unklar, wozu Icu mich brauchte, was für eine Rolle sie mir zugeschrieben hatte, doch ich ging gar nicht ungern mit, konnte mir ganz gut vorstellen, daß sie mich begleitet, um zu sehn, wie eine solche Begegnung verläuft.

Wir kamen auf dem Bahnhof an, und Icu zog mich hinter einen abgekuppelten Waggon, nicht hinter die dritte Säule des Kirchgitters, wir warteten nicht auf den Frisörgehilfen, sondern auf Icus Brieffreund. Ich fragte nicht, wunderte mich nicht, gewiß wollte sie durch ein verliebtes Versteckenspiel diese Begegnung zu etwas ganz besonders Schöinem und Festlichem machen; ich war ihr für den guten Einfall dankbar, fand ihn nachahmenswert, auch mir stand ja eine solche Begegnung bevor.

Fauchend und dröhrend rollte der Zug heran, wie ein unbesiegbarer Wettkämpfer erreichte er das Ziel. Er blieb stehen, der Lokführer beugte sich heraus, blickte befriedigt zurück; das endlose Band unseres Wartens war gerissen. Wir standen noch immer hinter dem Waggon, doch auch wir beugten uns vor, unsere Blicke suchten den Burschen mit dem roten Halsstuch. Icu rieb sich vor Aufregung die Hände. Ich, scheint mir's, entdeckte ihn als erste, doch noch ehe ich Icu einen Stups gegeben, leuchtete ihr Gesicht hellauf.

„Danke, Zsuzsika... du kannst jetzt gehen...“ Dies flüsterte sie mir zu, ohne den Burschen aus den Augen zu lassen.

Ich aber war nun einmal da und wäre gern dageblieben, mich erregte dieses Spiel.

„Wozu hast du mich mitgenommen — nur um mich gleich wieder fortzuschicken?“ fragte ich verstört und ohne meine Enttäuschung zu verbergen.

Icu wurde verlegen, doch schon im nächsten Augenblick stieß sie hastig hervor:

„Sei nicht bös, ich wollte bloß sehen, ob er ein Gebrechen hat oder nicht...“

Alles begann sich um mich zu drehen, als hätte sich ein Puffer vom Waggon losgemacht und mich umgestoßen. Beteäubt verharrte ich auf dem selben Fleck; auch nachdem ich zu mir gekommen war, wußte ich nicht recht, ob ich auf den Beinen stand und was der Waggon neben mir zu suchen hatte.

Ich machte mich auf den Weg, und nur meine Füße wußten, wohin. Ich fühlte, sah und hörte nichts. Tagelang ging ich verstört umher, sprach mit niemandem ein Wort. Nicht aus Verstocktheit, nicht aus Trotz oder Verbitterung, ich hatte eben keine Worte mehr, keine Stimme, ich war wie gelähmt. Der Puffer eines Waggons war auf mich losgegangen, ich fühlte den Stoß noch immer im Gehirn. Eigentlich konnte ich mich an nichts erinnern, bloß das eine wußte ich genau: Weil ich dem Frisörgehilfen Böses angetan, ist auch mir Böses widerfahren, ich habe die Strafe verdient. Mehr denn je zitterte ich bei dem Gedanken, dich kennenzulernen, sollten wir uns aber doch jemals begegnen, dann wo immer, nur nicht auf dem Bahnhof.

Der andere Bursche, der damals im April Gefallen an mir gefunden hatte, war ein Mitschüler. Er hieß Sólyom Attila, ein schöner Name, nicht wahr? Dieser Name hatte auf mich Eindruck gemacht (in unserm Alter verliebt man sich selbst in einen Namen oder in eine Haarfarbe), auch du hättest so heißen können, es wäre mir gar nicht unrecht gewesen, nimm mir das, bitte, nicht übel. Obendrein wart ihr einander ähnlich, äußerlich und innerlich, so kam es mir wenigstens damals vor, ich habe ja dein Foto und kenne den Ton deiner Briefe. Ihr seid einander wirklich sehr ähnlich. Dies verstärkte ein Gefühl, das du mir eingeflößt, und machte mich erst recht zur April-Närrin: ich wurde aus diesem schönsten und ernstesten Spiel nicht ausgeschlossen. Du hastest mir geschrieben, daß ich, so klein ich auch sei, in dir wachsen würde, Sólyom gab mir mit den Blicken zu verste-

hen, daß die äußere Hülle nicht zählt, sondern nur, was sie birgt. Ich glaubte Sólyoms Blicken, er hatte mich ja gesehen, und durch Sólyom auch dir, der du mich nicht gesehen hattest; mehr Glauben denn je schenkte ich deinen Worten: „Diesen Frühling werde ich nie vergessen, auch den vergangenen Herbst nicht, damals hatte ich deinen ersten Brief bekommen. Dazwischen liegt der Winter, und, daß ich's nicht vergesse, es gibt ja auch einen Sommer, der soll so werden, daß ich darüber vielleicht alles andere vergesse.“

Dein Brief brachte mir im voraus den warmen Duft des Sommers, die Hoffnung auf eine Begegnung, deine Worte wärmten mich, doch ich hatte vor dieser Begegnung noch immer Angst. Schlimme Vorahnungen verdichteten sich, ein Vorgefühl sagte mir, daß ich den bösen Spaß, den ich mit dem Frisörgehilfen getrieben, nochmals abbüßen würde. Da sah Sólyom mich an, wir wechselten Blicke, dies flößte mir Kraft ein, ließ mich der Begegnung mutiger entgegensehen, aus seinen Augen las ich ja das gleiche wie aus deinen Briefen.

Unsere Freundschaft begann mit einem „Spaß“, der mir in seiner lustigen Anschaulichkeit bewies, wie leicht man über das Äußere hinweggehen kann, mir nichts, dir nichts. Er trat in den Klassenraum — ich hatte die anderen gerade mit irgendwelchen Anekdoten unterhalten —, kam auf mich zu und machte einfach über meinen Kopf hinweg einen Schritt, lieb, spielerisch, es war eine Art zärtlicher Klaps, etwa so wie man Kindern die Wange tätschelt oder über sie hinwegschreitet, damit sie nicht mehr weinen. Diese Annäherung löste wohlwollende Heiterkeit aus. Sólyom und alle anderen lachten, ich lachte vom ganzen Herzen mit. Zum erstenmal im Leben tat mir eine Anspielung auf meine Kleinheit wohl, ich wuchs förmlich dank der unerwarteten Geste; den Schritt, den der Spaßvogel über meinen Kopf gemacht, war eine „Sympathiebekundung“, ich fühlte mich den anderen zugehörig. Mir war froh ums Herz, ich war Sólyom dankbar, vielleicht glänzten meine Augen gar zu sehr, als ich ihn anblickte, sofort verbuchten die anderen uns als Liebespaar, und ich merkte an ihrem Spießgesellen-Lächeln, daß sie uns den Segen gaben.

Ich weiß nicht, was er empfand, kann nicht in seinem Namen sprechen, ich aber war nicht in ihn verliebt, ich hing

ja bloß an dir, zu sehr fühlte ich mich an dich gebunden. Ein wenig verliebt war ich vielleicht doch in ihn, wie damals in alles, aber alle meine Liebe galt dennoch dir. Es schien mir fast unmöglich, dich mehr zu lieben als bisher, Sólyom aber steigerte dieses Gefühl so, wie die Linse die Sonnenstrahlen im Brennpunkt zum Zünden bringt.

Nach einigen Tagen, um den Mitschülern, die ein Pärchen in uns sehen wollten, rechtzugeben, lud Sólyom mich ins Kino ein. Ich war ihm zu dankbar, ich liebte dich in ihm zu sehr, wie hätte ich ihn abweisen können! Dennoch hatte ich ein unbestimmtes Schuldgefühl. War dieser Kinobesuch nicht eine Treulosigkeit, eine Art Betrug? Kaum waren wir losgegangen, stießen wir auf unseren Klassenvorstand, wir grüßten auf-fallend höflich, um rascher an ihm vorbeizukommen, aber Mirigy¹ — du kennst ihn aus meinen Briefen, die Rede war auf Spitznamen gekommen und ich hatte erfahren, daß deine „Auserwählten“ dich Göri nennen — also Mirigy hielt uns auf, er fragte mit ausnehmendem Interesse, wohin wir gingen. Natürlich wurden wir so rot, wie man nur mit siebzehn Jahren errötet. Auch Sólyom war verlegen, hatte aber genügend Geistesgegenwart, sich rasch irgendeine Antwort auszudenken. „Ich geh ins Internat und Zsuzsika geht nach Haus“, haspelte er seine Ausrede ab, doch man konnte Mirigy nicht so leicht etwas weismachen, er wußte Bescheid und ließ uns weitergehen. Wir kamen auf den Hauptplatz, wie gewöhnlich war der Lautsprecher eingeschaltet. Ich horchte auf die Worte, die mir entgegenklangen, mein Herz begann erregt zu schlagen, ich blieb wie erstarrt stehen. Eine Stimme sprach von meinem eigenen Schicksal.

„Jahre, an welchen mein Leben zerbrochen,
stürzen aufs neue voll Wucht auf mich ein.
.....

Alles, was war, es durchtrömt mich wie Zugluft das Haus.
Angst, sag, bist du es... oh, weiche von mir!“

Auch Sólyom horchte auf, hörte zu, aber auf ihn machten die Worte nicht den gleichen Eindruck wie auf mich. Ich hatte

¹ Drüse — Anm. d. Übers.

plötzlich jede Lust verloren, ins Kino zu gehen, alle bitteren Augenblicke meines Lebens, alle bösen Vorahnungen stürmten auf mich ein. Wie sollte ich Sólyom das erklären, ohne ihn zu kränken? Konnte ich ihm begreiflich machen, daß mich während der Vorstellung Gewissensbisse quälen würden, weil deine Abwesenheit mir bis ins Kino „nachging“? Da kam mir unser Klassenvorstand in den Sinn, und ich sagte zu Sólyom, mir sei einfach die Lust vergangen, wir sollten diesen Kinobesuch lieber bleibenlassen, um nicht während der Vorstellung von jemandem gesehen zu werden und womöglich vor dem Klassenvorstand als Lügner dazustehen. Sólyom war verstimmt, er gab widerwillig nach, schließlich beschlossen wir, uns ein andermal zusammen einen Film anzuschauen.

Ich ging nach Hause, auf dem ganzen Weg verfolgten mich die Verse, ein einziges Mal hatte ich sie gehört und kannte sie auswendig. Mir graute es, erschreckend schien es mir, daß ein Dichter mich gut genug kannte, um in wenigen Versen alles über mich auszusagen, über meine Vergangenheit und Zukunft; alles weiß er von meinem abwegig-einsamen Wesen, das in der Menschenmenge umherirrt.

Dreizehn Jahre später — ich war schon dreißig — sagte ich die Verse genauso her, wie der Lautsprecher sie mir damals ins Ohr gehämmert hatte:

„Großwachsen durfte ich nimmer, ein Kind bin ich ewig
geblieben,
doch hinter mir liegen dreißig vereisende, knirschende Winter
voll Weh,
nur weil ich klein bin und nicht gleich den anderen sitze
und geh;
dennoch — es zieht mich zu dir, und ich folg meinem Los
wie getrieben.“

Als unser Haus gebrannt, als der Hof voller Leute gewesen, hatte ich in meinem Winkel etwas Ähnliches gefühlt wie vor dem Lautsprecher. Damals war meine Stimme zur Alarmglocke geworden, jetzt schmetterte der Lautsprecher mein Los in die Welt hinaus. Und je mehr Menschen sich in mein Schicksal einmischten, desto einsamer würde ich werden! Und ich wollte doch selber Verse schreiben. Wozu, wenn

in einem einzigen Gedicht alles gesagt ist? Ich hätte mich gern in mich selbst verkrochen, immer hatte ich mich zu verbergen gesucht, nie war es mir gelungen, weder unter dem Krenblatt noch im Kornfeld noch hinter dem glattgesägten Baumstumpf, stets war alles, was ich erlebt, schallend zu den anderen gedrungen, Bombenexplosion, Alarmglocke, Lautsprecher hatten es der Welt kundgetan. Mit sechs Jahren bin ich von der Schaukel gefallen, und seither hat der Sturz Teil an meinem Leben, ich winde mich in Qualen, „weil ich nicht gleich den anderen sitze und geh“.

Um diese Zeit war ich eigentlich nicht traurig, aber sehr still. Mein Gewissen klagte mich an. Hatte ich auch unter dem Eindruck der Worte aus dem Lautsprecher auf den Kinobesuch verzichtet, so galten Sólyom und ich doch als „Paar“, mein Benehmen dem Frisörgehilfen gegenüber empfand ich noch immer als „Schuld“, ich fürchtete mich vor der Begegnung im Sommer, fürchtete mich, weil du seit zwei Wochen nicht geschrieben hattest.

Endlich kam dein Brief, doch er brachte mir statt Erleichterung eine unerklärlich beklemmende Unruhe. Ich verstand ihn anfangs nicht recht. So viele Erklärungen, Versicherungen und Beteuerungen standen drin, daß meine feinwitternden Hunde, die bösen Vorahnungen, hellwach wurden und das Verräterische herausschnüffelten: „Ich glaube, Du bist mir böse, daß ich Deinen Brief so spät beantwortete. Am Ende denkst Du gar, ich hätte Dir bisher bloß etwas vorgemacht. Es war kein Wortgeklingel, kein leeres Geschwätz, echtes Gefühl hat mir die Worte eingegeben. Sicher werden wir einander gehören, ich kann es mir gar nicht anders vorstellen... An eine Trennung denken wollen wir gar nicht, geschweige denn davon sprechen. Und nun etwas andres: schick mir die zweiundvierzig Gesetze des Kusses.“ Später stellte sich heraus, wie sehr meine feinwitternden Vorahnungen recht behalten hatten: so schreibt jemand, der sein Gewissen beschwichtigen will, so schreibt er, wenn die „Trennung“ Tatsache ist, er will sich entlasten, bleibt dabei, daß er weder geschwatzt noch leeres Stroh gedroschen, sondern daß „sein Herz ihm die Worte eingegeben hat“. Es war sonderbar, doch am beruhigendsten schien mir der salopp hingeworfene nichtssagende Satz, ich solle dir die zweiundvierzig Gesetze des Kusses schicken. Einzig dieser Satz warf keinen Schatten, bloß stand

er nicht wie ein böses Omen da, er glich einem schmalen besonnten Streifen zwischen Wolken. Das Ärgste war die Nachschrift: „Kannst Du nicht gleich antworten, so antworte mir erst auf meinen nächsten Brief.“ Was sollte ich mir dabei denken? Es klang wie das hastige Zuklappen des Koffers vor einer Flucht.

Ich antwortete gleich, doch war durch deine Nachschrift das Schloß des Koffers ja zugeklappt. Eine Woche verging, zwei vergingen, auch der Mai ging vorüber, da wußte ich schon, daß ich mich vor einer Begegnung im Sommer nicht mehr zu fürchten brauchte. Von dir kam keine Nachricht mehr, wir würden einander also im Sommer nicht begegnen, dies wußte ich, sonst nichts. Das Schuljahr war beendet, nun hieß es praktische Arbeit machen. Wir waren in einem Schloß untergebracht, das früher einem Baron gehört hatte, es gab da einen schönen Park mit hohen Bäumen und Alleen. Wir hatten viel mehr Freiheit als in der Schule, lernen mußten wir nicht, täglich wurde uns die Arbeit zugeteilt, doch nur so viel, daß wir uns nicht langweilten und daß uns nachmittags und abends die Spiele im Park oder die Spaziergänge umso größere Freude machten, als hätte man dies angeordnet, um mich aus meiner trüben Stimmung herauszuzreißen. Der Kampf, der mich seit deiner Nachschrift peinigte, hatte sich noch nicht gelöst, die Abendstimmung mich noch nicht mitgerissen — meist blieb ich im Schlafräum und las —, doch es zog mich immer mehr zu den anderen. Je brennender mein Wunsch wurde, mich ihnen anzuschließen, desto milder dachte ich über dich, allmählich ließ mein Groll nach, nur eins konnte ich dir nicht verzeihen: Warum bist du nicht verstummt, nachdem ich dir in meinem längsten Brief ohne Rand schrieb „dies ist alles, was war, so sollst Du mich kennen“; mußtest du mir von der „Bindung“ erzählen, vom jungen Bäumchen, das sich, an seinen Pflock gebunden, nicht fortbiegen kann? Aber du hast dich ja „weggebogen“, nicht ich, bloß ein paar Wochen lang hattest du dich nicht freimachen können.

Auch Sólyom war im Schloß, wir sahen einander täglich, wechselten aber nur hin und wieder ein flüchtiges Wort, Blicke wechselten wir; seine Blicke verrieten forschende Ratlosigkeit, die meinen allmählich schwindende Versunkenheit.

Eines Nachmittags hielt er mich an, und auf seinem Gesicht lag der gleiche Mißmut wie damals, vor zwei Monaten, als ich unsren Kinobesuch aufgeschoben hatte, wir waren auch nachher nie zusammen im Kino gewesen. Als erinnere er sich an mein Versprechen, rief er mir vorwurfsvoll zu:

„Warum verkriechst du dich immer im Schlafraum? Die anderen Mädchen bleiben bis neun Uhr draußen, du allein hockst oben. Worüber grämst du dich? Komm heute nach dem Abendessen trotzdem herunter, ich bitte dich schön darum.“

Es klang fast wie ein Befehl; er wartete keine Antwort ab, sondern ging weiter.

Gewiß hatte er meine Unentschlossenheit bemerkt und war darum gegangen. Ich wußte, daß ich nachgeben würde, dennoch zögerte ich bis zum Abend, nahm mich zusammen wie du in deinem letzten Brief und beteuerte in Gedanken: Hast du dich auch fortgebogen, so hält die Bindung auf andere Art, ich will das Bäumchen sein, das keinen Pflock mehr zur Seite hat und sich dennoch gebunden fühlt.

Ich zauderte und beteuerte, doch gegen Abend wurde ich schwach. Ist's nicht genug, fragte ich mich, daß ich mich fünf Jahre lang im Mieder nicht gebeugt habe, an wen binde ich mich jetzt noch immer fest und schnüre mich in das Mieder einseitiger Treue? Andererseits hatte ich auch ein angenehmes Vorgefühl — es gibt ja zum Glück auch solche Vorahnungen, nicht nur böse! —, daß sich dieser Tag von anderen unterscheiden, daß er mir etwas noch nie Erlebtes bringen werde.

Die Nachmittage verbrachten wir noch immer mit Pfänderspielen, die Pfänder wurden auch jetzt noch durch Gedichte ausgelöst; wenn aber die Mädchen um neun Uhr in den Schlafraum kamen, war es ihnen anzusehen, daß sie mit ihren Burschen im Dunkeln unter hohen Bäumen das Pfänderspiel anders gespielt hatten.

Beim Abendessen erwartete mich Sólyom, ich schämte mich ein wenig, ging aber mit ihm fort, wir wanderten im Park auf und ab, sprachen kaum miteinander. Anfangs wechselten wir ein paar nichtssagende Worte, dann schwiegen wir, doch keiner von uns beiden schien sich auf diesem stummen Spaziergang beengt zu fühlen, wir schritten lang-

sam, in Gedanken versunken, nebeneinander daher. Die anderen Paare sprachen gewiß mehr als wir, Stimmen hörten wir nicht, dennoch fühlte ich, daß wir alle in diesem feierlich-stummen Ritus, in dieser andächtigen Liebesprozession irgendwie miteinander verbunden waren.

Allmählich begann es zu dunkeln, das Grau nistete sich im Laub ein, unter den hohen Bäumen war es schon recht finster. Nur ein Schlehendornstrauch stand glänzend-weiß in voller Blüte da. Als wir zum Strauch kamen, griff Sólyom einfach nach meiner Hand, als wäre sie eine Blüte. Wir blickten einander nicht an, blieben auch nicht stehen, sprachen kein Wort, doch vom Kopf bis zu den Füßen durchströmte mich die streichelnde Berührung einer Hand, die Wärme der streichelnden Hand. Das dauerte kaum einen Augenblick lang, die Hände lösten sich, wir wollten nicht wieder von der Klasse als Liebespaar verbucht werden. Aber kaum waren wir im Schatten des nächsten Baumes verschwunden, faßte Sólyom nochmals nach meiner Hand, und dann gingen wir Hand in Hand dem dunklen Abend entgegen. Unter den Bäumen hielten wir einander an den Händen, im verräterischen Halbdunkel ließen wir die Arme sinken.

Bald wurde es ganz finster, wir gingen auch dort, wo die Bäume uns keinen Schutz boten, Hand in Hand. Ebenso wie uns, hatte die Nacht die anderen Paare verschlungen, Plötzlich erschrak ich. Vielleicht waren die anderen längst oben, und nur wir zwei noch draußen; käme ich als letzte, so würden die Mädchen meinen, ich sei beim Abendspaziergang in zu großen Schwung gekommen, und mich auslachen.

Ich entzog Sólyom meine Hand und sagte geradezu kleinlaut:

„Wir müssen hineingehen... die anderen sind schon drinnen...“

Doch Sólyom fing mich ein und ließ mich nicht los.

„Woher, sie sind nicht drinnen, alles sind noch draußen, bleib doch!“

Ich ging nicht, ich blieb: nicht Sólyom hielt mich zurück, es war eine unbekannte geheimnisvolle Macht. So etwas hatte ich noch nicht erlebt: nicht mein Mund, nicht meine Vorstellungskraft, nicht meine Sehnsucht; meinen ganzen Körper fühlte ich bis in die geheimsten Fasern erschauern.

Wieder kamen wir zum weißen Schlehdorn. Sólyom griff nach meiner Hand, zog mich an sich und küßte mich. Es gibt nichts, was diesem Gefühl gleichkäme, so etwas erfährt man nur einmal... Wir standen uns Aug in Aug gegenüber, von seinem Gesicht sah ich nichts, bloß die Augen, und noch nie hatte ich Augen so glänzen gesehen. Ich fürchtete, daß die meinen noch mehr strahlten, und schloß sie. Er hob meinen Kopf zu sich empor, küßte mich aber nicht; wir hatten Angst vor dem, was folgen könnte, trauten uns nicht, wieder zu beginnen, solche Angst hatten wir vor dem, was folgen und das Wunder vernichten könnte. Der Kuß dauerte lange, vielleicht hätten wir uns noch einmal geküßt, um die Blüte über uns nicht welken zu lassen, doch wie ein Blitz bei Tag die Hitze spaltet, so riß uns ein greller Lichtschein auseinander.

Ich lief davon. Erst später kam mir zu Bewußtsein, daß es elektrisches Licht und kein Blitz war, der Ingenieur, dessen Zimmer ausgerechnet über dem Schlehdorn lag, hatte das Licht angeknipst.

Der Schlafraum stand noch leer, rasch schlüpfte ich ins Bett. Wie ein Blitzschlag hatte mich das Licht getroffen, jeder, dachte ich, müsse uns gesehen haben, die Mädchen, die Burschen, der Ingenieur. Bei nüchterner Überlegung hätte ich mir sagen können, daß die Mädchen und Burschen nicht draußen geblieben waren, um uns zu beobachten, daß der Ingenieur aus dem erleuchteten Fenster nicht sehen konnte, was sich im Dunkeln unter den Bäumen abspielte.

Die Mädchen kamen zurück, ich stellte mich schlafend und schämte mich meiner „Hinterlist“. Das Geplauder beruhigte mich, die anderen kicherten spöttisch über mich, weil ich mich wieder so zeitig zu Bett gelegt, nur Icu, die aufgeweckteste von allen, die uns überdies im Park gesehen hatte, meinte, ich wäre sehr rasch heimgekommen und eingeschlafen. Wie gut, daß ich mit geschlossenen Augen dalag!

Da fiel mir Sólyom ein. Ich war ja wie ein im Gebüsch aufgescheuchter Hase davongelaufen, nicht anders als nach dem Geständnis, das ich dem Náznán-Burschen seinerzeit gemacht; und zu Sólyom hatte ich nicht einmal gesagt: „Du bist der Schönste“, nicht mal Abschied hatte ich von ihm genommen, hatte ihm mit keinem Blick für das Glück gedankt, obwohl Himmel und Erde, spielerisch wie unsere Körper, einander, begegnet waren. Ich schämte mich, wie

sollte ich ihm am nächsten Tag in die Augen schauen? Und nun kamst du mir in den Sinn, mir war's, als hättest auch du mich im Lichtschein gesehen oder gar selbst das Licht angeknipst, um mich bei meinem Treubruch zu ertappen, mich zu beschämen und uns die Freude am Kuß zu nehmen. Gewiß, sagte ich mir, sei das bloß die erste einer langen Reihe von Strafen, das Schicksal würde mir diesen Kuß noch heimzahlen.

Am Morgen blickte ich durchs Fenster, die Bäume schimmerten in der Morgenhelle; wie das Lampenlicht mich und Sólyom am Vorabend auseinandergerissen, so zerriß das Sonnenlicht den Schleier des Geheimnisvollen; der Schlehedorndornstrauch stand in Blüten, nicht das geringste war ihm vom Ereignis des Vorabends anzumerken. Wie gestern, hätte ich mich am liebsten auf und davon gemacht: ich wollte Sólyom nicht begegnen, ging nicht zum Frühstück hinunter, die Mädchen kamen und sagten, Sólyom habe nach mir gefragt, wolle wissen, ob mir etwas fehle. „Nichts“, gab ich zur Antwort, trat beim Ingenieur ein und bat ihn, mich allein zur Schäferei gehen zu lassen.

Er hatte nichts dagegen, fragte mich nicht aus, und so ging ich mit meinen Erinnerungen an den vorigen Abend, mit meiner Freude und mit meiner Schande, mit meinem Schuldbewußtsein und mit meinen Selbstanklagen. Und dann, auf dem Heimweg durch den Wald, brach das Gewitter aus, der Blitz zündete ein Licht über mir an und riß meine ganze Kindheit auf, ich büßte, weil ich Sólyom geküßt — zwei Jahre später sollte ich auf dem Bahnhof mein herzloses Spiel mit dem Frisörgehilfen abbüßen —, der Wald verwandelte sich in das Perpetuum mobile des närrischen Andris, Himmel und Erde neigten sich einander zu und prallten über meinem Kopf zusammen.

Während ich aus dem Wald trat, sah ich nur die Farbe deiner Briefe vor mir, weiße lilaumränderte Würfel, ineinander fließende lila Zeilen, lila Kreise.

Als ich den Park erreichte, war es vollkommen finster. Der Schlehedorndorn glänzte, im Zimmer des Ingenieurs brannte das Licht, auch im Schlafraum. Alle hatten auf mich gewartet, an diesem Abend gab es keinen Spaziergang unter den Bäumen des Parks. Sólyom war mit einem andern Burschen in der Schäferei gewesen, sie hatten mich gesucht,

mich weder dort, noch auf dem Heimweg getroffen. Erleichtert umringten mich alle und erzählten, was für Sorgen sie sich meinetwegen gemacht hatten. Ich lachte bloß, zitterte, ich fröstelte, der Ingenieur wollte den Arzt rufen lassen, ich beruhigte ihn, versicherte, daß ich nicht krank sei, daß ich bloß vor Kälte zittere. Man brachte mir heißen Tee mit Rum, steckte mich ins Bett, und so legte ich mich auch diesmal als erste nieder, obwohl ich als letzte heimgekommen war. Ein warmes, beglückendes Gefühl der Beruhigung durchströmte mich, es war trotz allem ein guter Tag gewesen. Ich zitterte, mit klappernden Zähnen biß ich mir in die Hand und sagte: „Deck mich zu, ich friere. Ich bin albern, kümmere dich um mich.“

*

Für mich kam ein schwerer Sommer, ein schwerer Herbst, ein schwerer Winter, bis zum Frühling dauerte die umwölkte, schmerzvolle Zeit. Diese neun Monate schienen mir düsterer und bedrückender als das Jahr im Gipsbett, länger als die fünf Miederjahre, ich war ja siebzehn, und mit dem Verstand einer Siebzehnjährigen erlebte ich den tiefsten Fall aus schwindelerregenden Höhen, das zerbrach mich ärger als der Sturz von der Schaukel, hielt mich unerbittlicher gefangen als das Gipsbett, verdammt mich zu einer hoffnungslosen Einsamkeit als das Mieder. Es schmerzte mich mehr als alles bis dahin Gewesene, mehr als alle früheren körperlich-seelischen Verletzungen und dennoch stand am Anfang der erste schwerste Sturz auf die Balken. Sechs Jahre alt war ich gewesen, da ich vor Glück taumelnd die Schaukel in Schwung gebracht hatte, um die ganze Erde mit mir zum glänzenden Sonnenknopf fliegen zu lassen; damals, als ich den Himmel mit den Zehen berühren wollte, wußte ich noch nicht, daß meine schwärmerische Veranlagung mich dazu trieb, begriff nicht, daß meine Glieder einer nach Träumen haschenden Leidenschaft blindlings gehorchten; der Wind, der in meinen Achselhöhlen gespielt, war vom Luftzug verursacht und hatte mich erschauern lassen; ich hätte höchstens ahnen können, daß man auch vor Liebe erschauern, daß man von überall abstürzen und sich körperliche und

seelische Verletzungen zuziehen kann; wie hätte ich voraussehen können, daß es mein Los sein werde, nicht gehen, nicht ruhig verharren zu können, daß mein Hang zur Schwärmerei mich immer wieder antreiben, daß er meine Sehnsucht hetzen, daß der Fall desto tiefer sein werde, je höher ich meine Wünsche schraubte, gesetzmäßig, schicksalhaft.

Und dieser Sturz, den ich als Siebzehnjährige erlebt, schien mir schrecklicher und schmerzhafter als jeder andere, nun wurde ich mir erst meines eigenen Schicksals bewußt: Ich darf die Sonne nicht als glänzenden Knopf sehen, meine Zehen dürfen den Himmel nicht berühren, denn die Schaukel muß abstürzen, und ich würde auf die Balken fallen, mir ist es nicht erlaubt, mich der Städte zu erfreuen, der glitzernden, gläsernen Auslagen, man würde mir einen Riemen um den Hals legen, Pferdehufe würden meine Glasstädte zerstampfen; ich kann als Lohn für mein heldenhaftes Ausharren im Gipsbett nichts andres erwarten als eine Rute und die Scheltworte des Nikolaus, ich darf mein Muttermal nicht mit rotem Papier färben, gleich wird es davon infiziert; bin ich auch noch so stark, bleibt es mir versagt, mich in die Kette des Spiels „König, gib Soldaten“ einzureihen, bei mir reißt die Kette, und ich werde aus dem Spiel ausgeschlossen; ich wußte, daß selbst rote Kirschen, sooft ich sie ansehe und es mich nach ihnen verlangt, für mich zu verführerischen, gefährlichen Fallen werden. Nicht erst als Siebzehnjährige, schon als Fünfzehnjährige war es mir bewußt geworden, daß ich mein schwärmerisches Wesen in ein Mieder schnüren, daß ich Verzicht und Opfer kennenlernen, daß ich allen kühneren Wünschen entsagen muß, damit sich die kleineren, die unbedeutenderen kraft meines Opfers erfüllen, und sie es mir erst möglich machen, auf das leidenschaftlich Erhoffte zu warten, als gälte es, von zwei Kirschen auf die eine zu verzichten, um die andere mit einer Gier, die selbst für drei zu groß wäre, hinunterzuschlingen.

Es folgten diese zwei Jahre, die zwei Jahre der Sehnsucht, ich wollte nur eine einzige Kirsche und zwängte mein schwärmerisches Wesen in ein Opfermieder, ich streckte die Hand eher nach kleineren als nach größeren Dingen aus, und was kam, war die berauschende Freude am nicht mehr Erwarteten, taumelndes Glück über nicht Verdientes. Ich

sehnte mich nach mehr, als mir zuteil wurde, doch wurde mir auch mehr zuteil als erhofft. Du warst das Unerhoffte, warst diese eine Kirsche, welche ich mit Gier verzehrte, mit einer Gier, die auch für drei gelangt hätte. Und in dieser Gier war auch die Sehnsucht, die immer mehr forderte, als ihr zuteil ward. Ich hatte die Liebeskirsche gegessen, das Gefühl getrunken, nun wußte ich, was unter den Achselhöhlen weht: alles in mir bebte vor Angst, bis in die letzte Faser meines Seins wußten meine „Jahresringe“, daß nach solchem Sprießen und Blühen, nach diesem Taumel ein Absturz folgen mußte; dennoch war ich in meiner Verzauberung glücklich und redete mir ein, daß mein Los kein außergewöhnliches sei: Ich bin wie die anderen, die Kette reißt nicht bei mir, man schließt mich nicht von dem Spiel aus, ich darf die Sonne als einen glänzenden Knopf betrachten, denn die ganze Welt schaukelt in einem riesigen gemeinsamen Netz, ich bin dabei, bin auch in diesem Netz, nicht in einer zerbrechlichen, schwachen eigenen Schaukel, dieses Netz kann nicht zerreißen. Böse Vorahnungen grinsten mich an, ich ließ mich nicht beirren, deine Briefe kamen, Sólyom kam, nach allem haschte ich wie nach trostpendenden Bissen, ich wollte nicht „abspringen“, taumelnd wiegte ich mich weiter. Deine Briefe blieben aus, du warst spurlos verschwunden. Dennoch stieg ich nicht hinunter, ich zitterte bloß vor dem Absturz. Begehrlich griff ich nach anderm, es kam zum Rausch unter dem weißblühenden Schlehdorn, es kam zum ärgsten, zum schmerzvollsten Sturz, vom Taumel betäubt, fiel ich ins Leere.

Ich war nicht auf die Balken gefallen, ich lag im Bett, man brachte mir Tee mit Rum, nicht Franzbranntwein, ich aber suchte Großmutters Gesicht, wollte mir von ihren rauhen Handflächen Rinnen in die Wangen kratzen lassen, wollte jemanden mit einem Brief von dir hereinkommen sehen und in lila Schrift deine Worte lesen: „Wenn man ein junges Bäumchen an einen Pflock bindet, so biegt es sich niemals fort.“ Doch bloß Éva trat mit nassem Haar in den Schlafraum, sie schien mir schön wie Icu, mir fiel auf, daß auch Sólyoms Haar naß war, gewiß hatte Borikanéni den Dünger weggewaschen, ich bin mit Sólyom abgestürzt, doch er ist dorthin und nicht auf den Schlehdorn gefallen.

Mich fror es, ich zitterte, zähnekammernd biß ich mir in die Hand, um nicht vor Schmerz das Bewußtsein zu verlieren. Albern bin ich, kümmere dich um mich!

Du hast dich nicht um mich gekümmert, ich mußte es selbst tun, doch wochenlang war ich dazu nicht imstande. Der kührende Wind, der mich auf der Liebesschaukel angenehm erschauern und taumeln ließ, hatte sich, seitdem ich dich verloren, in Zugluft verwandelt, und ich bebte vor Kälte. Wann hatte ich das Gedicht geschrieben: „Wie gerne möchte ich dein Becher sein...“, wie weit hinter mir lag mein närrischer Aprilrausch! Nichts war in meinem Innern als große Öde: „Unter mir ein Stein und Leere über mir“, später ein urtümliches Gejaul, als winselten und kläfften die Hunde meiner Kindheit in mir: Ich halte dich im Maul wie eine Hündin ihr Junges, ich möchte fliehen, um nicht erdrosselt zu werden. Ich frage dich nicht wie im April, ob du jemals einen Monat für dich entdeckt, ob du dieses Gefühl erlebt hast, du könntest noch glauben, ich würde dies wünschen, doch ich wünsche es gewiß nicht. Weder dir noch einem andern. Die ersten Wochen und Monate nach dem Krieg ist es den Frauen ähnlich ergangen. In abergläubiger Stille, von Verzweiflung verdummt, sind sie dagesessen, um Sonnenstrahlen mit dem Spiegel in einem Glas einzufangen, um im Ehering das Gesicht des Verschollenen zu sehen. Mein Sehnsuchtsbecher enthält nurmehr Bodensatz, nichts andres als dies. Ich will für dich keine Alarmglocke, will keine Glockenblume sein, auch nicht dein Tag. Ein dummer Aberglaube ist's, aus einem gebrochenen Sonnenstrahl zu weissagen; ich brauche weder Sonnenstrahl und Glas, noch Spiegel oder Ring, um dich, den „verschollenen Angehörigen“, vor mir zu sehen.

Es wäre mir genug gewesen zu wissen, daß du gerade damals nicht weniger littest als ich; wie sehr hätte dies meinen eigenen Schmerz gelindert, wie viel leichter hätte ich alles ertragen: Und wenn wir erst gemeinsam gelitten hätten, zusammen, nicht getrennt, und wenn sich doch der eine um den anderen gekümmert hätte: Wir aber wußten nichts voneinander, ich wenigstens erfuhr erst nach neun Monaten, daß auch du eine schwere Zeit gehabt hattest. „Diesen Béla, der Dir vor kaum einem Jahr Briefe geschrieben, gibt es nicht mehr. Der war einmal. Jetzt schreibt

Dir ein ganz anderer Béla ein paar schwarze Zeilen; und es wird niemals wieder so werden wie vorher.“ Wie viel leichter wäre es gewesen „dem Leben mit seinen Sorgen“ (dies sind deine Worte) gemeinsam ins Auge zu blicken, doch vielleicht war es trotz allem besser, daß jeder von uns beiden seine Kämpfe allein ausgefochten, daß er ohne Hilfe von außen mit allem fertig geworden war. In unserm Alter muß jeder auf diese oder jene Weise eine Krise durchmachen: selbst wenn kein besonderer Grund vorliegt, fühlt er, daß ihm eine Last aufgeladen wurde, er weiß, daß er den Schwierigkeiten allein ins Auge schauen muß, um sie zu überwinden, und es bleibt für viele Jahre entscheidend, auf welche Art man aus diesen Kämpfen als Sieger hervorgeht. Dies ist die erste Zeitspanne der Gärung, man wird sich dieser Zeit bewußt, sie birgt in hochtrabenden Worten Sorgen und Empfindlichkeiten. Mein Ich, das bisher ein Instinkt-Ich gewesen, ringt jetzt bewußt mit der Frage: Ich und die Welt? Alles in mir, das bisher natürlich wie ein Baum geatmet, forscht und will nun plötzlich erfahren: Was ist der Sinn des Daseins, warum werden wir geboren, was ist der Zweck unseres Lebens?

Das sind die ersten großen „Schicksalsfragen“, und vor allem ihr Jungen seid immer bereit, abstrakte, allgemeingültige, welterlösende Ideen zu verfechten. Wir Mädchen sind uns eher unserer Empfindungen bewußt, wir sind auch in unseren Empfindungen zumeist konkret, nicht abstrakt. Wir sagen seltener „ich und die Welt“, eher sagen wir „ich und du“. Ihr sucht euren Platz in der Gemeinschaft, wir suchen in unserer Gefühlswelt bewußt ein hohes Ideal.

Nachdem ich Wochen später aus meiner Verzagtheit, aus meinem Dämmerzustand erwacht war, nachdem ich den erneuten Sturz, den Schicksalshieb ein wenig überwunden hatte, begann ich mich zu besinnen. Ich zählte siebzehn Jahre, und es wurde mir klar, was zeit meines Lebens einzig und allein mir widerfahren war. Nicht die Krise irgendeiner Siebzehnjährigen stand ich durch, sondern meine eigene, nur das Alter hatte ich mit meinesgleichen gemein, ich erlebte alles viel heftiger und anders als diese, überdachte und erfuhrte meine Erfahrungen von Geburt an bis zum heutigen Tag.

Mir wurde bewußt: Nicht die Welt möchte ich erlösen, sondern mich selbst, ich will mit allem, das mich ein Leben

lang gequält, fertigwerden. Bis dahin hatte ich kaum etwas von der Zukunft erhofft, doch Künftigem wollte ich nicht entsagen. Ich wußte, daß es mir beschieden war, auf vieles zu verzichten, gab mir Rechenschaft, daß mein Leben bis zum Schluß düster sein und sich vom Leben der anderen unterscheiden werde. Wollte ich weiterleben, und wäre mir dies möglich, so mußte ich all meine Wünsche hintansetzen, mußte mich mit meinem Schicksal abfinden: als Sechsjährige bin ich ein für allemal von der Schaukel gestürzt. Und was ich nachher getan, ist alles vergebens gewesen; wie stark ich mich auch gefühlt, wie mutig ich jedes Opfer auf mich genommen, stets hat es zum fürchterlichsten Absturz geführt. Mit je heißerer Sehnsucht ich mich in der Schaukel gewiegt, desto schrecklicher habe ich den Fall empfunden. Was für einen Sinn hatte es gehabt, Hunderte von Injektionsstichen zu erdulden, ich mußte dann dennoch für ein Jahr ins Gipsbett gelegt werden. Wozu bin ich im Gipsbett gelegen, wenn ich nachher an einem Riemen hängen und dazu noch fünf Jahre lang das Mieder tragen mußte? Und was hat es mir geholfen, mit dem eisernen, fürchterlichen Pferdegeschirr herumzugehen? Trotz allem mußte ich nachher die Karikatur und den entzweigebrochenen Stock des närrischen Andris ertragen, Mutters abgewandtes Gesicht, die Schläge meiner Schwester, den Ausschluß von den Spielen und die Kirschproben. Gibt es einen Taumel, der einen solchen Sturz wert ist, einen Absturz, dessen schmerzhafter Anprall weniger heftig wäre als das Glück des Rausches? Es gibt keinen. Immer war mein Schmerz heftiger als die Freude am Taumel. Was soll ich denn noch wollen, wenn kaum jemals etwas nach meinem Willen geschieht? Das Gipsbett, das Mieder... Jaja, während jener Jahre hatte ich einen übergroßen Mut, eine gewaltige Willenskraft. Brauche ich sie heute noch? Wozu sollte ich sie mir wünschen! Das Glück, das Beglückende, ist ohne mein Dazutun gekommen. Habe ich das Bonbon des Náznán-Burschen, deine Briefe, Sólyoms Kuß durch meinen Willen erzwungen? Ich wollte das alles haben, gewiß, sogar mehr; war aber jeder Absturz eine verdiente Strafe? Hätte ich das Bonbon aus der Hand des Náznán-Burschen nicht nehmen, deine Briefe nicht beantworten, Sólyom Attila unter dem Schlehdorn nicht an mich heranlassen dürfen? Das einzig Häßliche, was ich wissent-

lich, aus freiem Willen begangen, war mein mitleidloses Spiel mit dem Frisörgehilfen. Habe ich dieser einzigen bösen Tat wegen so viele Abstürze verdient, so viele Schläge, so viel Spott? Und wollten die närrisch-verschrockenen Worte des alten Andris „Großwachsen, Zsuzsika!“, mich über alles hinwegtrösten? Was kann ich selbst noch wollen, wenn ich einem dunklen, furchterregenden, unbekannten Willen ausgeliefert bin? Will ich leben, so muß ich anders werden, ohne Willen, ohne Sehnsucht, ohne Träume, ich muß werden wie der moosbedeckte Stein, dem es genügt, dazusein und sich vom Wasser berieseln zu lassen.

Bei uns daheim gab es im Bett des Bachs einen solchen bemoosten Stein. Als ich von der praktischen Arbeit nach Haus kam, blieben meine Blicke an ihm haften. Schau, wie schön er in seinem samtigen Grün ist, sagte ich mir. Von nun an werde ich wie er sein, werde nichts mehr vom Dasein erwarten. Gutes will ich dankbar hinnehmen und Schlechtes geduldig ertragen. Wer ohne Sehnsucht lebt, wird nicht enttäuscht. Und jetzt bin ich leer, vielen Wünschen habe ich entsagt, die anderen sind mir verlorengegangen. Ich dichte und male nicht mehr, denke nicht einmal mehr daran, wie es wäre, vor Schülern über Malerei und Dichtkunst zu sprechen. Ich werde mich im Stall, im Schweinekoben herumtreiben, als wäre ich von der Schaukel in die Mistgrube gefallen, werde hunderte Injektionen machen, mehr als man mir gemacht hat, werde die Hebamme von Ferkeln, Kälbern und Fohlen sein. Als großes, starkes, gesundes Mädchen hätte ich mich kaum damit zufriedengegeben, da ich aber ein bemooster Stein bin, muß ich mich auch damit abfinden. Liebe, Mann, Familie, Kind? Darauf habe ich nicht verzichtet, verloren habe ich das, ich bin also endgültig von der Schaukel abgestürzt: dennoch weiß ich, daß niemand einen Mann mit mehr Liebe umhegen könnte als ich, niemand würde der Familie ein wärmeres Nest bauen, hab ich ja seinerzeit im Kornfeld ein Nest für meinen Kummer gebaut. Mutterschaft wäre für mich nicht bloß Gebären und Stillen, mit all meinen Bluttropfen und Nervenfasern würde ich einen warmen Bienenkorb für die Familie schaffen. Ich bin kein großes, starkes, gesundes Mädchen, dennoch wünsche ich mir dies mit meinem ganzen Sein; da ich aber ein bemooster Stein bin, so muß es eben weitergehen wie bisher.

Auf meinem Rücken hatte sich wieder eine Geschwulst gebildet, sie schmerzte, drückte meinem ganzen Wesen ihren Stempel auf. So ist es, laß jede Sehnsucht, jede Hoffnung fahren, vergiß nicht, daß du mit sechs Jahren ein für alle mal von der Schaukel abgestürzt bist! Die Schmerzen wurden von Tag zu Tag ärger, doch fühlte ich noch immer Kraft genug in mir, sie zu ertragen. Ich arbeitete Tag für Tag, meistens mit Vater, im Obstgarten oder in unserm Hausgarten, es gab ja auch die kleinen Schwestern, ich bemutterte sie. Hatte ich darauf verzichten müssen, selbst Mutter zu werden, so brachte ich ihnen all meine angeborenen mütterlichen Gefühle entgegen. Was mir an Willenskraft übriggeblieben war, vereinte ich mit dem starken Willen meines Vaters, mit seiner ungebrochenen Kraft, war er es ja, der immer wieder von vorn anfangen, aus dem Nichts etwas schaffen konnte, der stets aufs neue den Kampf aufnahm, auch wenn seine Pläne fehlgeschlagen hatten. Nur noch Sehnsucht nach einer eigenen Häuslichkeit war in mir, ich ließ dieses Gefühl meinen Schwestern zugute kommen, ich wurde ihre Spielgefährtin, ihre Mutter, manchmal betrachtete ich sie wirklich als meine Kinder, als hätte ich sie zur Welt gebracht. So innig lieben kann man nur sein eigen Fleisch und Blut. Márta mama begann schon eifersüchtig zu werden, weil sie mehr an mir hingen als an ihr, abends wollten sie nur von mir gebadet werden, vielleicht ahnten sie, was mir widerfahren war, weil Éva sich geweigert hatte, mich zum Baden mitzunehmen.

Ich vereinte so lang meinen schwachen mit Vaters starkem Willen, lebte so lang die hoffnungslose Sehnsucht nach Mutterschaft an meinen kleinen Schwestern aus, bis der geheime Wunsch, selbst Mutter zu werden, mit ganzer Kraft hervorbrach. Kann man denn so leben, fragte ich mich empört, ist solch ein Leben nicht wertlos? Hat es einen Sinn, überhaupt zu leben, wenn man auf alles verzichten muß? Ist solch ein Dasein nicht ganz zwecklos? Nicht die Frage „Ich und die Welt“ beschäftigte mich mit siebzehn Jahren, sondern einzig und allein: Soll ich meinen Wünschen entsagen oder dem Leben, das mir die Erfüllung jedes Wunsches vorenthält? Darf ein begeisterungsfähiges Wesen so nutzlos dahinsiechen, kann ein Mensch, der so lebt, sich noch für irgend etwas begeistern? Es gab Augenblicke, die mich bis

zur Grenze eines Entschlusses brachten, mir aber fehlte der Mut zum Sprung ins Nichts. An einem Dasein ohne Sehnsucht geht ein junges, zur Schwärmerei neigendes Wesen sowieso zugrunde, dann sind für das schwärmerische Wesen Hundehalsband oder Eisenmieder schon besser.

Doch ich sah meinen Vater, sah meine jüngeren Schwestern, ein unbeugsamer Wille, eine ungebrochene Kraft gingen von ihnen aus, dem Leben trotzende Hartnäckigkeit war im Wachstum der Mädchen, und ich schreckte stets beschämt vor dem letzten Schritt zurück. Ich dachte über Vaters Schicksal nach: sein einziger Sohn tot, die Familie auseinandergerissen, Mutter hatte ihn und die beiden Töchter verlassen, die eine war durch einen Unfall zu Schaden gekommen, die andere stand auf Mutters Seite, aber Vater hielt dennoch beide Mädchen fest bei den Händen, war das eine auch unglücklich und das andere der feindseligen Mutter ergeben, beide zog er mit festem Griff an sich. Er sorgte für die Verunglückte, ließ sie von Ärzten behandeln, erzog beide bis zu ihrem zehnten-vierzehnten Lebensjahr, und dann hatte er noch Kraft und Mut, eine zweite Ehe zu schließen, den Mut, eine zweite Frau zu nehmen, sein Leben von neuem aufzubauen, noch drei Kinder in die Welt zu setzen, er war stark genug, sie alle zu einer einzigen Familie zu verschmelzen, so daß es weder eine Stiefmutter noch Stiefschwestern gab. Er war außerdem noch stark genug gewesen, vielerlei Widerwärtiges zu ertragen: die Trennung von daheim, das fluchtartige Verlassen des Dorfs, den materiellen Zusammenbruch. Mag sein, daß er sich keine Gedanken darüber machte, daß er alles für Zufall hielt, doch in mir ist jedes Ereignis wachgeblieben, mir hat es Wunden geschlagen; Vaters Los, die Versteigerung unsres Hofs kann ich nicht vergessen; überdies hörten wir neulich, daß Mutter einen Geiger geheiratet hätte, der im städtischen Wirtshaus vor zechenden Gästen aufspielt...

Täglich ging ich mit Vater in den Obstgarten, ich fühlte etwas von seiner Kraft in mich einströmen, meine Sehnsucht nach Zärtlichkeit fand Erfüllung in den Schwestern, die anhänglich waren, mich streichelten und sich von mir streicheln ließen. Ich rief mir meine Heldenataten ins Gedächtnis, durchlebte sie nochmals bis in die letzte Einzelheit, dachte an die gewaltige Kraft, die ich aufgebracht hatte, um bei der Aasgrube den unbesiegbaren Fleischerssohn mit Tierknochen zu

verprügeln, an meine Entschlossenheit beim Brand des Hauses, das ohne meine Stimme zu Schutt und Asche geworden wäre, an die Rettung meiner kleinen Schwester, sie hatte nicht in den Flammen zugrunde gehen dürfen oder nur mit mir zusammen.

Vielleicht hätte dies alles nicht genügt, um mir wieder Kraft einzuflößen, meinen Willen erneut zu stärken, selbst gegen die zurückgekehrten Rückenschmerzen den Kampf wiederaufzunehmen; doch ich war aus meinem Dämmerschlaf erwacht. Zufällig hörte ich dann, was Éva in der Stadt herumgesprochen: Sie müsse die Familie erhalten, Vater sei untüchtig. Da war ich erstarkt, hatte Vaters Kraft in mir gefühlt, hatte Éva, als sie drauf und dran gewesen, sich Speck zu nehmen, angeschrieen, wie das denn zuginge, wie sie die Familie erhalte, wenn sie Speck aus dem Haus trägt. Ich hatte mich stärker gefühlt denn je, hatte zum erstenmal zurückgeschlagen, und in diesen Schlägen war alles enthalten gewesen, meine Kraft, die ich bis jetzt gehabt, mein Trotz, die Fähigkeit, nach jedem neuerlichen Absturz Schläge heimzuzahlen, alle Niederlagen zu überwinden und der Entschluß, über alle künftigen Abstürze hinaus Siegerin zu bleiben.

Ich weiß nicht, ob meine Willenskraft und meine Entschlossenheit auch ohne diesen Zwischenfall wiedergekehrt wären. Mir schien's, als hätte ich auch etwas von deiner Kraft dazugekriegt, ich fühlte, daß auch du jetzt viel Kraft aufwenden mußtest, um über deine eigene schwere Zeit hinwegzukommen, ich dachte an den aufmunternden Rat, den du mir erst nach einem Jahr gegeben hattest. „Weiche den Hindernissen, die sich dir in den Weg stellen, nie aus, sonst triffst du auf unzählige andere, die noch schwerer zu bezwingen sind. Sooft ich Hindernisse überwunden, hinter mich gebracht, sage ich mir glücklich: „Ich war stark und tapfer.“

Tapfer und stark war ich geworden; während ich Éva verprügelte, schlug ich auch dich wegen der unheilverkündenden Nachschrift, ich schlug dich, weil deine Briefe ausblieben, weil ich dich verloren hatte, meine durch die Prügel wiedergewonnene Kraft weckte den Wunsch in mir, dich zu suchen, ich befolgte deinen Rat und wollte Hindernisse nicht gelten lassen, so setzte ich mich hin und schrieb dir einen leidvoll-randlosen langen Brief. Es war in den Ferien, ich

schickte ihn zu euch nach Haus, ohne zu wissen, was sein Schicksal sein würde, nur eins wußte ich genau: ich trotzte meinem Schicksal.

Während ich, mit und ohne Hoffnung, auf deine Antwort wartete, stellte ich ein Lebensprinzip für mich auf: Wieviel du ersehnst, wieviel du dafür wagst, wieviel du davon erkämpfst — soviel bist du selber wert.

Ich sammelte alle meine Wünsche ein, auch diese, denen ich schon entsagt hatte, auch jene, die mir verlorengegangen waren, ich zeichnete wieder, schrieb Gedichte, schrieb Briefe an dich, um dich zu suchen und zu finden, ich kämpfte ums Ganze, auf gar nichts wollte ich opferfreudig verzichten, ich wollte wissen, wieviel ich wert war, denn soviel wert würde mein Leben sein. Doch die Wochen vergingen, und von dir kam keine Zeile. Und meine Rückenschmerzen wurden immer heftiger; als der Unterricht begann, fiel mir das Gehen schwer. Wieder suchten wir den Arzt auf, er schrieb eine Behandlung vor. Schule und Arzt waren weit, ich hätte täglich sechs bis acht Kilometer zu Fuß gehen müssen. Obwohl wir es damals schwer hatten, fand Vater für mich Kost und Quartier bei einer Familie in der Nähe der Schule. Der Arzt wohnte auch in der Nachbarschaft, und ich ging das ganze Jahr hindurch zu den Unterrichtsstunden und zur Behandlung.

Dies alles brachte mich wieder in die alte trübselige Stimmung. Mein Lebensprinzip hatte ich nicht aufgegeben, doch was taugte es mir, ich war unbeholfen, war den Rückenschmerzen ausgeliefert, lag Vater auf der Tasche, und von dir kam keine Nachricht. Ich wurde schwermüdig, wünschte mir nichts andres, als die Schule recht und schlecht zu beenden, um mir mein täglich Brot zu verdienen und Vater nicht mehr zur Last zu fallen.

Bis zum Frühling dauerte diese Stimmung an; nach Hause, zu den Meinen, zu den jüngeren Schwestern kam ich nur auf Besuch, bei jedem Schritt fühlte ich einen Stich im Rücken, manchmal konnte ich mich kaum bis zur Schule schleppen. Tagelang sprach ich mit niemanden, brach grundlos in Tränen aus und war mir selbst zuwider. Vergebens rief mich der Professor um diese Zeit auf, selbst wenn ich gut vorbereitet war, schwieg ich verstockt, steckte lieber eine Vier ein als zu sagen, was ich wußte; in der Bank saß ich mit hängendem Kopf,

während der Pause ging ich nicht hinaus. Anfangs wunderten sich die Professoren und die Mitschüler über mein Benehmen, sie fragten, kannten sie mich ja aus dem vorigen Jahr als lustiger und besser aufgelegt. Die Professoren sahen, daß ich immer unter Tränen antwortete, und da ließen sie mich in Ruh und riefen mich nur auf, wenn sie mir ansahen, daß ich imstande war, zu sprechen. Es gab auch bessere Tage, plötzlich heiterte sich meine Miene ein wenig auf, ich nahm mich zusammen, sonst wäre es ja ganz unterträglich gewesen. Mein einziger Trost war das Paket mit deinen Briefen, ich hatte sie der Reihe nach, wie ich sie bekommen, geordnet und auf jeden den Empfangstag vermerkt. Jetzt gab es nichts für mich, woran ich mich freuen konnte, ich kostete also die Freuden des vergangenen Jahres aus, ich las deine Briefe von neuem der Reihe nach, doch dies bekam mir nicht, es war ein bitterer Trost. Ich versuchte mich an deinen Worten aus den alten Briefen zu berauschen, aber so gelang mir nicht; las ich sie, so traf mich dein Schweigen umso härter. Hattest du mir vor einem Jahr geschrieben und seither kein Wort, so war's, als hätte ich nie Briefe von dir bekommen.

Auch Sólyom war da, wir sahen einander täglich: oft merkte oder fühlte ich, daß er mich anblickte, daß er, wenn wir unbeobachtet waren, meine Hand, mein Haar streichelte, ich aber ging ihm aus dem Weg, traute mich kaum, ihn anzuschauen. So rasch wie damals, als das Licht auf den Schlehdorn gefallen, wäre ich auch jetzt am liebsten vor ihm davongelaufen, ich mied ihn, jener Abend war mir in zu bitterer Erinnerung geblieben; viel beglückender, obwohl mit noch mehr Bitternis getränkt, schien mir der Gedanke an dich. Eines Tages kam Sólyom auf mich zu, es war kühler geworden, der Herbst nahte, ich strickte gerade an einem roten Pullover. Sólyom stand vor mir, sagte, wie gut ihm der Pullover gefiel und fragte mich, ob ich nicht auch für ihn einen solchen stricken wolle. So versuchte er in mir die Erinnerung an unsern Spaziergang durch den schönen Sommerabend, an unsere Umarmung wachzurufen. Ich würde einen Pullover für ihn stricken, sagte ich, doch müsse dies jetzt und später ein Geheimnis zwischen uns bleiben. Er versprach's mir, und ich begann für ihn zu stricken. Die Arbeit ging mir leicht von der Hand, ich kam gut vorwärts, aber Sólyom schien es, daß

ich viel zu langsam arbeite, jeden Augenblick trat er auf mich zu, war neugierig, ungeduldig, trieb mich an, wollte wenigstens sehen, wie weit ich gekommen war. Ich zeigte ihm einen Teil, sagte ihm, dies sei der einzige, die anderen hätte ich aufzutrennen müssen. Außer uns beiden wußte nur noch Icu vom Pullover, sie war meine Banknachbarin, meine Freundin, lachend flüsterte sie mir zu: „Erbarm dich doch seiner, Zsuzsika! Siehst du nicht, wie sehr er ohne deinen guten, warmen Pullover friert?“ Nach einer Woche hatte ich mich Sólyoms erbarmt, ich trug den fertigen Pullover in die Klasse hinauf, um ihn Sólyom im geheimen zu überreichen. Während der Pause wollte ich ihm zuflüstern, vor Beginn des Unterrichts in die Klasse zu kommen; ich fand ihn nirgends, aber noch ehe es geläutet hatte, sah ich die Kollegen in die Klasse verschwinden. Da ging auch ich hinein, blieb in der Tür stehen, alle Mitschüler waren da — und Sólyom stand im roten Pullover vor mir. Ich wurde über und über rot, mein Gesicht brannte wie Feuer, noch nie zuvor hatte ich mich so geschämt. Ich lief hinaus, rannte davon wie an dem Abend, da das Licht auf den Schlehdorn gefallen, diesmal war ich Sólyom böse, aber ganz anders als damals. Ich wollte zur nächsten Stunde nicht einmal mehr in die Klasse gehen, doch was blieb mir andres übrig! Ich lief hinein, setzte mich in die Bank, und nun kam Sólyom auch noch auf mich zu, machte feierlich vor meiner Bank halt und sagte:

„Danke schön, Zsuzsika.“

„Schäm dich“, unterbrach ich ihn leise, aber sehr böse.

Nur Ärger gab es deswegen. Ich nahm Icu den Streich übel, schließlich hatte sie Sólyom verraten, daß der fertige Pullover in meiner Tasche steckte. Vielleicht hatte sie es sogar gut gemeint, auch Sólyom, doch ich schämte und ärgerte mich, daß die Geschichte allen zu Ohren gekommen war. Mit solch einer Freude hatte ich am Pullover gearbeitet, hatte auch einen kleinen weißen Falken draufgestickt, in Erinnerung an den weißen Schlehdorn und aus Dankbarkeit, daß Sólyom mir auch jetzt, in diesen traurigen Tagen, verstohlen das Haar und die Hand streichelte. Ebenso unbemerkt hätte er den Pullover entgegennehmen sollen, dann wäre der noch wärmer gewesen, und alles wäre ohne Mißstimmung abgelaufen.

Wie sehr wünschte ich mir einen warmen Pullover von dir, wie oft zitterte ich seit dem Sommer und bat dich:

„Deck mich zu, ich friere. Albern bin ich, kümmere dich um mich!“ Ich rief es nicht laut, schrie es nicht in die Welt hinaus, nichts erzählte ich von dem warmen lila Pullover, den du mir aus deinen Briefen gestrickt hattest, nichts vom jungen Baum, der an seinen Pflock gebunden wird. „Wann werde ich Dich an mein Herz drücken und mit Dir mündlich, nicht schriftlich, über drei Gedankenstriche sprechen?“ Es jährte sich gerade der Tag, da du mir diese Zeilen geschrieben, der Winter war gekommen, es fror mich sehr, alle deine Worte wurden zu Gedankenstrichen, und da setzte ich mich hin, schrieb den zweiten Brief, schickte ihn zu euch nach Haus und wartete, erwartete den Frühling und fürchtete im vorhinein die närrischen Apriltage, die sich für mich jähren würden.

Es kam der April, ich wurde wieder zur April-Närrin, diesmal so sehr, daß es mir schien, das Gipsbett sei der richtige Platz für mich.

Eines Nachmittags besuchte mich Márta mama in meiner Unterkunft. Sie grüßte nicht, ihre ersten Worte waren:

„Ich hab dir was mitgebracht, Zsuzsika, mir scheint, du wirst dich darüber freuen.“

Mir wurde schwindlig, ich erblaßte. Márta mama trat erschrocken auf mich zu, sie hatte mir eine Freude machen wollen, statt dessen brachte sie Leid über mich. Ich blickte den Briefumschlag an und brach in Tränen aus, alle Kraft hatte mich verlassen. Als ich die Schrift anschaute, flossen vor meinen Augen die Buchstaben ineinander. Bloß eins sah ich, sie waren schwarz, nicht lila wie damals, als ich aus dem Wald gekommen war.

*

Lange Zeit saß ich am Fenster, den ganzen Nachmittag.

Wilder Aprilwind wehte. Ich blickte auf die Gasse hinaus, sah die Vorübergehenden an, die Häuser, den Himmel, den Magura-Berg. Männer hielten ihre Hüte, Frauen ihre Röcke fest. Mir gegenüber stand ein halbfertiges Haus, es hatte nur einen Teil des Dachs und eine Feuermauer. Die Mauer glich dem Mann mit dem zur Seite geblasenen Hut. Im kalten Schatten der Feuermauer blühte ein Aprikosenbäumchen: es war die Frau. Die Ziegel der Mauer verwehte der Wind nicht,

mir schienen die zarten Blütenblätter kräftiger, sie wirbelten im Wind, verwandelten sich in weiße, duftende Wolken und verschwanden über dem Blau des Magura-Gipfels. Der Aprilwind jagte Licht und Schatten, Staub, Blütenblätter und Schneeregen, alles wirbelte er durcheinander; den Hut des halbfertigen Hauses riß er nicht fort, weil dieser Hut am Straßenrand an zwei Pfosten, auf welchen schneeweisse Porzellantöpfchen glänzten, mit zwei Drähten befestigt war.

Dieses Bild werde ich mein Lebtag vor Augen sehen, eine Vision, die sich mir für immer eingeprägt hat. Ich gehörte nicht in das Bild, ich schaute es mir aus der warmen Stube durchs Fenster an, und mir schien es das schönste Gemälde, das schönste Gedicht meines Lebens, so brennendrot war dieses Gefühl, doch hätte man es nur durch schwarze Farbe ausdrücken können. Es ist nicht wichtig, empfand ich, daß irgendwo irgendwer irgendwen liebt: ich bin es, die an eines jeden Statt liebt. Irgendeinmal wurden die drei Worte für mich erdacht, um meinetwillen, damit ich sie meinem ganzen Sein einverleibe: „Meine liebe Zsuzsika“. Und jetzt liebe ich alles an diesen mir allein anvertrauten Worten. Warme Aprilsonne streichelte die Bäume, sämtliche Blüten brachen auf, selbst die zwerghaften Baumstümpfe schmückten sich auf ihre Art mit Laubkronen. Ein Jahr lang hatte ich deine drei Worte vermißt. Im Gipsbett bin ich zum erstenmal draufgekommen, was ein „volles“ Jahr bedeutet, jetzt erfahrt ich es zum zweitenmal, doch ist mein schönstes Bild, meine schönstes Gedicht, mein Blütenblatt stärker als ein Ziegelstein, das Staubkörnchen kräftiger als die Magura, ich möchte jedem meine Zeichnungen zeigen, meine Verse vorlesen, wünsche mir, meine Gedichte durch den Lautsprecher in die Welt zu schicken, wie im vorigen Jahr ein Gedicht von meinem Schicksal, ich möchte meine Verse hinausschreien und jeden, der das Selbstvertrauen verloren hat und das Leben wegwerfen will, aus dieser farbenfrohen Dichtung neue Hoffnung schöpfen zu lassen. Auch ich glaube wieder fest, ohne Furcht und ohne böse Vorahnungen: nimmer werde ich mehr abstürzen, im vergangenen Sommer war mein letzter Absturz gewesen. Haben neun Monate drückenden Leids jene drei Worte wieder ans Licht gebracht, verbergen sich noch andere geheimnisvoll und verschämt hinter drei Gedankenstrichen, so darf auch ich nicht länger

mißtrauisch sein; eher springe ich aus der Schaukel, als daß ich mich hinausschleudern ließe; verlieren will ich nichts mehr, eher will ich entsagen und alles zu einer schönen Erinnerung werden lassen. Wundschlagen will ich mich nicht mehr.

Dein Brief lag vor mir, und mir schien es, als sei auch er mit dem Aprilwind gekommen, nicht mit der Post, als sei er aus dem Gemälde da draußen zu mir hereingewirbelt: Ich sah ihn auf dem Magura-Gipfel gleich einer weißen Wolke im blauen Briefumschlag des Himmels, er näherte sich und blieb an den beiden nackten Drähten hängen, fiel vor dem roten Ziegeldach der Feuermauer zu Boden, verfing sich einige Minuten später in den blühenden Zweigen des Aprikosenbaums, von dort aus machten sich die Blütenblätter in die entgegengesetzte Richtung, aber auf den gleichen Weg, dann flog der Brief durchs Fenster herein, damit auch ich ein Blütenblatt habe. Die schwarzen Zeilen brachten deine weiße Nachricht: „Diesen Béla, der Dir vor kaum einem Jahr Briefe geschrieben, gibt es nicht mehr. Der war einmal. Jetzt schreibt Dir ein ganz anderer Béla diese paar schwarzen Zeilen — und wird nie mehr der selbe sein, der er früher gewesen ist.“ Ich weiß nicht, wie oft ich mich im Leben gefreut habe, trotz allem so oft, daß ich die Augenblicke der Freude gar nicht zählen kann. Freude genug war's, ich hatte dich zurückbekommen, und doppelt groß war die Freude, ich hatte einen ganz andern Béla zurückbekommen, einen, den ich jetzt hüten werde, damit er mir niemals wieder verlorengeht. Nimmer wieder kann ich das zulassen, was mir widerfahren ist; es soll keinen Absturz in traurige Einsamkeit mehr geben, keine Klagen, keine endlosen Selbstgespräche, sondern Zwiegespräche, lange Zwiegespräche, bei denen ich, Wunder über Wunder, die stärkere sein werde, die dir, sooft dich Schwäche befällt, ihren Arm helfend entgegenstreckt, sie, an der du Halt findest.

Zu zweit saßen wir in der Stube, dein Foto warst du selbst, dein Brief sprach. Wir redeten miteinander.

Seit vier Monaten esse ich Kommißbrot.

Bist du Soldat geworden?

Ja. Freiwillig habe ich die Uniform angelegt, später werde ich dir erzählen, warum. Hier ist das Leben viel ernster. Einmal muß man mit dem Spiel Schluß machen.

Mit welchem Spiel?

Mit dem Spiel der fröhreifen Gedanken, die jeden Augenblick andere sind. Während der Schulzeit dachte ich, daß ich noch Zeit hätte, mir über das Leben den Kopf zu zerbrechen, als Schüler wollte ich mein Leben genießen. Obwohl ich nur neunzehn Jahre alt bin, ist es Zeit für mich, damit Schluß zu machen.

Hast du meinen Brief bekommen?

Ja. Beide Briefe.

Ich schrieb sie in äußerster Verzweiflung, besonders den zweiten. Für mich gab's viele Gründe, verzweifelt zu sein, doch ich erwartete keine Antwort. Bloß eins wollte ich dich wissen lassen: deine Briefe bedeuten mir mehr, als du denkst. Durch ihr Ausbleiben wurde meinem Leben etwas entrissen, das durch nichts ersetzt werden kann. Ich muß dir das sagen. Für dich war alles ein übereiltes Spiel ohne Bedeutung, ein vorübergehendes Aufflackern, drum ließest du es bleiben, doch ich empfand es nicht als Spiel. Soll ich deine Worte, daß man mit dem Spiel Schluß machen muß, auf uns beide beziehen?

Nicht das habe ich gemeint. Und ich habe nicht nur geschrieben, weil es sich gehört, auf Briefe zu antworten. Meine Antwort wird eine entscheidende Rolle in unserem Leben spielen.

Du weißt gar nicht, wie entscheidend.

Ich weiß. Jetzt entscheidet sich's, ob wir das Vergangene zu neuem Leben erwecken, oder für immer vergessen.

Ich muß nichts wecken, denn ich habe nichts vergessen.

Aufrichtig will ich sprechen.

Wenn du nicht aufrichtig sprechen willst, so sprich lieber gar nicht.

Ich muß dir gestehen, daß ich *damals* begonnen habe, einem Mädchen den Hof zu machen.

Ich weiß es. Deine beiden letzten Briefe haben mir alles verraten. Solche Versprechungen schreibt nur ein Mensch nieder, der sein Gewissen beschwichtigen will.

Ja. Nachher hab ich noch zwei Briefe geschrieben, nicht, weil ich mein Gewissen beschwichtigen wollte, sondern weil sie mir von Herzen gekommen sind.

Warum schriebst du seither keine Zeile mehr? Ich hatte dir doch gleich auf deine Nachschrift geantwortet.

Ich wollte dich nicht belügen, und was ich dir angetan, konnte ich nicht zu Papier bringen... Dann sind die Streitereien gekommen, und bald ist Schluß gewesen. Ich hab bedauert, was ich dir angetan... den Mut zum Schreiben verloren, richtiger gesagt, ich hab mich geschämt...

Um mir erst zu schreiben, nachdem die andere dich verloren hat.

Ich war leichtfertig. Doch die Erinnerung an dich ist auch nach einem Jahr wachgeblieben. Ich hab gewußt, daß du nicht auf Antwort wartest, dennoch antwortete ich, ist's doch für mich kein Spiel gewesen. Ich liebe dich.

Willst du, daß ich weine? Sag es nicht noch einmal, sonst heule ich los wie ein Kind.

Ich war's, der dir in meinem, mir scheint, vierzehnten Brief geschrieben: „Was taugt es, wenn jemand äußerlich schön und fehlerfrei ist, aber innerlich verdorben?“ Hast du den Brief noch, so lies ihn.

Den Brief habe ich aufgehoben, habe ihn wieder und wieder gelesen. Doch nicht das steht darin. Das sagst du jetzt, nachdem du dich in jemandem, der äußerlich fehlerfrei und innerlich verdorben war, getäuscht hast. Deine Worte waren: „Nicht die äußere Gestalt ist wichtig, sondern das, was sie birgt.“ Es war die erste große Freude meines Lebens, die zweite wird mir jetzt zuteil. Verzeih, daß ich dir soviel Unrecht getan, nun weiß ich, daß du mir nicht ferngerückt bist. Du hast die Wahrheit geschrieben, die Worte von der Bindung waren kein hohles Wortgeklingel.

Wir verstummtten und blickten einander lange an. Du schlugst die Augen nicht nieder, du schaustest aufrichtig drein, du hattest nicht gelogen. Das empfand ich als besonders wohltuend, ich zweifelte nicht an dir, obwohl ich noch nicht wissen konnte, wie tief deine Augen in Wirklichkeit sind. Mir schienen sie schön, ohne daß mir klar wurde, warum, ich habe dich ja noch nie gesehen. Ich wußte nicht, wie schön du in Wirklichkeit bist, um wieviel schöner als ich es mir vorgestellt, deine Augen, dein Kinn und dein Mund sind, wie dicht und schwarz dein Haar ist. In Gedanken stellte ich mich neben deine hundertfünfundsiebzig Zentimeter, vielleicht reichte ich bis an dein Herz. Wie sehr werde ich mich zu dir emporstrecken, wie tief wirst du dich zu mir niederbeugen müssen, wenn wir uns küssen. Küssen, das wird die Bindung

stärken, wir wollen im Brunnen unserer Küsse versinken. Vielleicht ging dir das durch den Kopf, als du vom „stürmischen Wachsen“ schriebst, gewiß dachtest du, daß ich mich bemühen würde, mich zu strecken. Du aber wirst vom vielen Niederbeugen einen runden Rücken bekommen, also auch einen Körperschaden... Es ist nicht gut, daß du so hochgewachsen und so schön bist. Wie mag dein Gang sein, wie deine Stimme? Wie hältst du die Feder und wie sitzt du, wenn du Briefe schreibst? Wie siehst du aus, wenn du lachst? Was für eine Handbewegung machst du beim Anzünden einer Zigarette, es ist ja möglich, daß du dein Versprechen nicht gehalten hast und wieder rauchst. Wie ist deine Hand? Groß, rauh, schwer, wenn sie streichelt?

Lange saß ich am Fenster, es begann schon zu dunkeln. Und da war es mir, als säbest du bei mir. In der Dunkelheit konnten wir einander kaum sehen, ich fühlte bloß deine Lippen und das heiße Streicheln deiner Hand auf meiner Haut, als streichelten mich Weizenähren. Meine Haut leuchtete, und du schlossest die Augen. „So eine blendend-weiße Haut habe ich noch nie gesehen“, sagtest du, „sie gleicht einer Schlehendornblüte.“

Zum erstenmal hörte ich deine Stimme, sie berauschte mich. Wir machten das Licht nicht an, saßen beim weißen Schlehendornblüten-Licht meiner Haut.

Den ganzen Abend über zündete ich das Licht nicht an, ich kleidete mich im Dunkeln aus und legte mich zu Bett. Dich sah ich nicht mehr, ich weiß nicht, wohin du verschwunden warst.

Und dann hörte ich in der Kaserne am Stadtrand den Zapfenstreich blasen. Gewiß hatte man ihn auch ein andermal geblasen, ohne daß es mir aufgefallen war. Jetzt kam er mir zum erstenmal richtig zum Bewußtsein und ich verstand, wohin du verschwunden warst, du hattest vor dem Zapfenstreich in die Kaserne zurückkehren müssen. Verklärte lauschte ich dem Hornton. Die Posaunen am Jüngsten Tag würden sicher nicht schöner klingen...

Von nun an horchte ich abend für Abend auf die Trompete. Engel bliesen, nicht Soldaten in Engelsgestalt, und nachts hatte ich schöne Träume. Selbst der Rücken tat mir nicht mehr so weh, und wenn auch, so war ich trotzdem guter Dinge, nichts betrübte mich mehr, alle Trauer war von

meinem Gesicht verschwunden. Ich schrieb dir einen Brief; während ich auf Antwort wartete, ging ich täglich bis zum Rand der Wiese, wo die Soldaten ihre Übungen abhielten, und das Gehen fiel mir nicht mehr schwer. Dort, in der Ferne, waren die Soldaten, ich konnte ihre Gesichter nicht sehen, auch dich habe ich ja mein Lebtag nicht gesehen. Ich suchte mir den größten Soldaten aus, und da war's mir, als sähe ich dich. In den darauffolgenden Tagen erkannte ich dich schon von weitem am Gang.

Eines Nachts brach in der Stadt Feuer aus, die Bank brannte. Feuerwehr und Soldaten löschten den Brand, für mich war die Reihenfolge umgekehrt; Soldaten und Feuerwehr; ich fühlte, daß ich meine jüngere Schwester Jutka noch oft aus den Flammen retten könnte, und ich könnte auch, wenn du brennen würdest, noch vielemal Alarmglocke sein.

Einige Tage später kam dein Brief. Ich zitterte vor Freude, aufs neue erlebte ich den Rausch unserer Liebe. „Ich habe nicht gehofft, vom Schicksal mehr zu erhalten als das, was es mit der linken Hand austeilt. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin. Das Dunkel um mich hat sich plötzlich in Licht verwandelt, und, wie Du siehst, ist auch meine schwarze Tinte grün geworden. Hoffnung erfüllt mich, ich habe ein Mädchen wiedergefunden, das wirklich lieben kann! Du schreibst so vieles, was ich Dir schreiben wollte, und nun werde ich es erst recht niederschreiben: Ein Mädchen, das mir treu ist, werde auch ich sehr lieben, nun habe ich ein Lebensziel, nun habe ich jemanden, an den ich mit Sehnsucht denke. Auch bisher hat es einen Frühling gegeben, doch zu mir ist er erst jetzt gekommen, erst jetzt ist der Schnee in meinem Herzen geschmolzen; ich bin wie neugeboren, von heute an wird alles anders sein. Sooft man den Zapfenstreich bläst, werde ich fühlen, daß ich von Dir gekommen bin. Hab keine Angst, daß mir das Hinunterbeugen beim Küssen schaden könnte, das wird mich schon nicht zum Krüppel machen, und Krücken werde ich auch keine brauchen.“

Du scheinst erraten zu haben, daß ich die Schwankungen unserer Liebe nach der Farbe der Tinte erkenne. Erst war sie lila, das ging vorbei, dann schreibst du mit schwarzer Tinte. Jetzt häuften sich die grüngeschriebenen Briefe unserer hoffnungsfröhen Verliebtheit, und ich fragte mich in spiele-

rischer Besorgnis, wann die Flasche mit der grünen Tinte leer sein würde.

Spielerisch war meine Angst davor, doch Ende Juni hatte ich Grund genug, bekümmert zu sein und mich vor dem Sommer zu fürchten. Zuerst erhielt ich von einem Unbekannten, von einem deiner Kameraden, einen Brief, darin hieß es, daß du bei einer Übung einen Unfall erlitten hättest und mit Gehirnerschütterung im Spital lägest. Fast einen Monat lang kam keine Nachricht mehr. Dann hielt ich einen beschädigten Briefumschlag in der Hand und las die wenigen mit Tintenstift hastig hingeworfenen Zeilen: „Diese Nacht bin ich aus dem Spital entlassen worden, wir ziehen gleich weiter. Wie gern würde ich Dich sehen! Nachts auf dem Bahnhof habe ich Dich in einemfort zwischen den vielen, in Zivil gekleideten Menschen gesucht und mir gesagt, da müßtest auch Du sein, und wir könnten einander bloß nicht entdecken. In unserm Regiment gibt es einen Burschen, der Dich kennt. Das nenne ich Glück. Nachschrift: Antworte ja nicht, ehe ich wieder schreibe.“

Es sollte eine witzige Nachschrift sein, wir scherzten ja häufig miteinander in der Schulsprache, doch dies hattest du nicht zum Spaß geschrieben, ich faßte es auch nicht als Scherz auf; ich hatte Grund genug, mich vor deinen Nachschriften zu fürchten. Wer an einer chronischen Krankheit leidet, bemerkt die ersten Anzeichen einer Verschlimmerung, Anzeichen, die der Gesunde gar nicht beachten würde; der Kranke weiß, was das eisstarre Gefühl in der Magengrube, in der Kehle, der kalte Schweiß zu bedeuten haben. Dies alles fühlte ich beim Lesen dieser Nachschrift, die sich so harmlos-heiter gab. Und ich hatte nie das Glück gehabt, jemandem, der dich kennt, zu begegnen; wenn ich dich schon niemals zu Gesicht bekommen habe, wäre es gut, jemanden zu treffen, der dich nicht bloß aus Briefen kennt, jemanden, der dich nicht mit meinen Augen sieht, vielleicht würde ich da sicherer in die Zukunft blicken und wäre Enttäuschungen nicht mehr ausgesetzt.

Eineinhalb Monate verstrichen, der Sommer war vorbei. Der blaue September war da, die Nuß löste sich aus ihrer grünen Hülle, mit roten Weintrauben-Augen blickte die Magura dem Herbst entgegen. Ich schaute zum Magura-Gipfel empor. Kein Wind wehte, keine Blütenblätter fielen, kein

Brief flatterte vom blauen Himmel zu mir herab, traurig sagte ich mir: Die Blüte verweht, das Leben vergeht. Doch warum wurden meine Wünsche nicht mit verweht, warum blieb die Qual, die unausrottbare Sehnsucht nach einer Umarmung, nach einer streichelnden Hand, nach einem Kuß? Wie gern hätte ich mich von diesem Gefühl losgesagt, doch es war da, und wer weiß, wie lang es noch anhalten würde. Was kann den Menschen so stumpf machen, daß er zur Frühlingszeit nicht schon in der duftenden Blüte des Birnbaums, die reife, die von Saft überfließende Frucht ahnt? Hast du mich zum Erblühen gebracht, mir von der Süße des Lebens zu kosten gegeben, um die Blüte nachher zu knicken und nagende Würmer in die reifende Frucht einzulassen?

Die Abende waren schon recht kühl, dennoch verbrachte ich alle späten Nachmittage beim glattgesägten Baumstumpf unter dem Wald. Ich beobachtete die jungen, heranwachsenden Obstbäume — jeder hatte seinen Pflock —, sie bewegten sich und wechselten die Farbe, an ihnen sah man, wie Tag für Tag verging, bald würde der bunte herbstliche Garten, geplündert und kahl, in frostige, graue Wintereinsamkeit versinken.

Einmal ging ich gegen Abend am Wald vorbei, auf meinem Baum-Tisch lag dein Brief, bedeutungslos wie irgendein gewöhnliches Tischtuch. Als ich den Brief in die Hand nahm, schaute ich nach, ob er auf dem Tisch ein Staubkorn hinterlassen, ganz unfeierlich war mir zumute, weil ich dein Schreiben nicht selbst in Empfang genommen hatte.

Ich öffnete es und sah schwarze Zeilen.

„Vielleicht weißt Du nicht mehr, wer Dir diesen Brief schickt, es kann schon sein, daß Du denjenigen vergessen hast, daß Du ihm unversöhnlich-böse bist. Seit fast zwei Monaten habe ich Dir nicht mehr geschrieben. Drei Wochen lang bin ich auf Arbeit gewesen, man hat uns bis zum Aufbruch keine Post gebracht, nach unserer Rückkehr mußten wir augenblicklich packen und weiterziehen, wir sind woandershin geschickt worden. Trotzdem hast Du allen Grund, mir böse zu sein, ich bin's nicht wert, daß Du meinen Brief überhaupt annimmst. Was mußt Du Dir von mir gedacht haben... Daß ich ein unverlässlicher Mensch bin, eine Art Hochstapler, der Dich mit verlogenem Zeug zum Narren halten wollte. Ganz bestimmt hast Du Dir nur Schlechtes von mir gedacht. Ich bin auf alles gefaßt, seit

wir uns kennen, fürchte ich mich davor, das Liebste zu verlieren. Ich sage gar nichts weiter, ich verteidige mich nicht, ich überlasse mich meiner verzweifelten Stimmung. Fühlst Du, daß Du mir nichts verzeihen kannst, so ist es vielleicht besser, Du schreibst mir kein Wort mehr.“

Du — und mich verlieren! Ich könnte dich noch und noch verlieren, und sooft du zurückkehrst, wirst du mich wiederfinden. Vielleicht verschwindest du wieder einmal für Monate, für ein Jahr, wie ein „unverläßlicher Mensch“, wie ein „Hochstapler“, nun, ich könnte an dir zweifeln, deine zur Beschwichtigung deines Gewissens geschriebenen Briefe mißtrauisch lesen, ich selbst aber werde nicht einmal für einen Tag verschwinden, nie werde ich dich deiner Verzweiflung überlassen, immer werde ich dir verzeihen, niemals werde ich dir böse sein.

„Ich war gerade im Klub, als mich der Diensthabende rief, und ich sah einen weißen Briefumschlag in seiner Hand. Ich konnte mich vor Freude gar nicht fassen, über die Tische springend rannte ich dem Diensthabenden entgegen, ich war wie von Sinnen. Tische flogen um, Bücher sausten zu Boden, Schachfiguren lagen durcheinandergeworfen auf den Schachbrettern, dem Burschen, der am letzten Tisch saß, fiel ich um den Hals. Der Boden unter mir schien mich emporzuschleudern, niemand wußte, was in mich gefahren war. Ich entriß dem Diensthabenden den Brief, lief weiter, rannte aus dem Klub hinaus. Es ist wirklich wahr, könnte man in die Zukunft sehen, blieben einem viele Enttäuschungen erspart, doch eine solche Enttäuschung ist besser, es ist gut, daß wir nichts im vorhinein wissen. Unter einer jungen Eiche legte ich mich ins hohe Gras, ich blieb für alle verschwunden. Meine Freunde kamen, suchten mich, wollten wissen, was mich denn gepackt hatte, aber sie fanden mich nicht. Ich las deinen Brief, konnte mich von dem verschwiegenden Plätzchen gar nicht losreißen, am liebsten hätte ich es umzäunt, um es nicht von unbefugten Schritten entweihen zu lassen. Gewiß lag ich mehrere Stunden im Gras. Der Trompetenruf schreckte mich auf, es fiel mir schwer, fortzugehen, immer wieder blickte ich zurück: ich hatte das Gefühl, daß Du dort warst und daß ich Dich verlassen mußte, wie seit eh und je, wenn die Trompete rief. Ich rannte zu meiner Abteilung, alles stand aufgestellt, ein Ge-

summ von Stimmen empfing mich: Wo warst du? Was ist geschehen, Béla? In Reih und Glied wird nicht gesprochen, sagte ich streng, und da ließen sie mich in Ruh. Ich blickte zu den Bäumen hinüber und war besorgt, weil ich Dich dort alleingelassen hatte.“

Die jungen Eichen, der Schlehdornstrauch, die Bäumchen unseres Obstgartens, der Kirschbaum des närrischen Andris, so viele Bäume wuchsen um mich herum, mein Leben wurde zu einem Wald. Alle Blätter fielen, auch die Blätter deines Briefs sanken herbstlich zu Boden, als hätten die Bäume sie abgeworfen. Und die Blätter fielen auch im Winter, als es auf den Bäumen längst keine mehr gab, oft kamen deine grüngeschriebenen Briefblätter, selbst in der kalten Jahreszeit schneiten sie herein, sie deckten das welke Laub zu, sie wurden zum zweiten keuschen Bett für die rosigen Winterträume meiner Nächte.

Im März blickte ich die Knospen an, ich wollte nicht mehr wissen, wie viele Blüten jeder Baum hat, wie viele Blätter er tragen würde.

Es gab keine Ereignisse in meinem Leben, außer daß der Briefträger ein-zweimal die Woche mit dem Fahrrad angesaust kam und spaßte: „Ihr kritzelt was hin, und ich muß das Pedal treten.“

So wartete ich eben auf den Postboten, doch nebenbei begann mich auch das Schicksal unseres Klassenvorstands zu beschäftigen. Während des Winters und des Frühjahrs dachte ich viel über ihn nach. Gewiß hat er Sólyom und mich einmal so streng angeblickt; er hält uns Schüler durchwegs für leichtsinnig. Wahrscheinlich hat ihn seine Frau schon damals betrogen. Ich schrieb dir ja einmal über Mirigy, doch heute will ich nicht seinen Spitznamen gebrauchen, also im Herbst wird sich Sanyibácsi von seiner Frau scheiden lassen; er ist sehr traurig. Er liebte seine schöne Frau sehr, sie haben eine kleine Tochter, und die Mutter hat dem Vater das Kind dermaßen entfremdet, daß es kaum mit ihm spricht. Sanyibácsi ist unser liebster Professor, eigentlich unser Freund, in allem Möglichen kannte er sich aus; brauchte man beim Fußballspiel einen Schiedsrichter, so zog er sein Pfeifchen hervor und pfiff, gab's eine Tanzunterhaltung, so spielte er auf der Geige und sang dazu. Jetzt fühlte die

ganze Klasse mit ihm, nirgends hätte seine Frau, und war sie auch noch so schön, einen derart außergewöhnlichen, einen wertvolleren Mann finden können; jeder in unserer Klasse wäre mit gutem Gewissen bereit gewesen, darauf einen Eid zu leisten. Hin und wieder kamen wir bei ihm zusammen, er spielte uns etwas vor, doch jetzt waren's meist traurige Weisen und am häufigsten das Lied: „Dem einen glückt's, dem andern nicht“ — ich weiß nicht, ob du es kennst. Dann überließ er sich einer rührseligen Stimmung, diese teilte sich uns mit (besonders den Mädchen). Wir räumten seine Wohnung auf, brachten ihm aus der Kantine das Essen, in allem und jedem suchten wir ihm zu beweisen, daß wir anders waren als seine Frau und nicht werden wollten wie sie. Schließlich brach er sich bei einem Fußballspiel auch noch das Bein und mußte mit einem Gipsverband im Krankenhaus liegen. Unheimlich, beinahe gespenstisch, begann sein Schicksal dem meines Vaters und meinem eigenen Los zu gleichen. Nicht einmal im Krankenhaus besuchten ihn Frau und Tochter, dies tat ihm sehr weh, umso ungeduldiger erwartete er uns, er nannte uns seine Familie. Nie werde ich vergessen, wie er zum erstenmal auf Krücken in die Klasse heraufhumpelte: ein Freudengejohle brach aus, wir umringten ihn, stellten gleichzeitig so viele Fragen, daß ihm vor Lachen die Tränen über die Wangen kullerten.

Als wir ein Jahr darauf nicht mehr zur Schule gingen, sagte er uns „Sie“, begegnete er uns, so grüßte er uns mit „Küß die Hand“, uns, seine ehemaligen Schülerinnen! Vielleicht dachte er, wir würden bald nicht um vieles anders sein als seine Frau.

Icu, der Schönheit unserer Klasse, traute ich es auch zu. Nach unserm gemeinsamen Weg zum Bahnhof und allem, was sich dort abgespielt hatte, schien mir die schöne Icu abstoßend, schmutzig, von Ruß verschmiert. Wir waren gerade von unserem Lehrer aus dem Krankenhaus gekommen, als sie mich bat, sie zum Bahnhof zu begleiten. Es war April, mein Monat, es jährte sich der Tag, den ich nachmittags wartend am Fenster zugebracht. Kurz vorher hattest du geschrieben: „Wie schön wäre es für uns, einander zu begegnen, unzähligemal habe ich darüber nachgedacht, wie es sein würde, wenn es dazukäme.“ Es ging mir durch den Kopf, daß du mich auch auf einem Bahnhof zwischen den

vielen Zivilisten gesucht hattest. Kein Wunder, wenn es mir schien, ich ginge dorthin, damit wir beide einander endlich treffen... Und dann, als Icu an ihrem Brieffreund keinen Körperschaden entdeckt und mich fortgeschickt hatte, war ich verwirrt, wie vor den Kopf gestoßen. Was hatte mir diesen Schlag versetzt? Doch nicht der Puffer des Waggons, der Waggon stand ja, ohne sich zu rühren, neben mir.

Tagelang ging ich wie betäubt umher, kein Wort konnte man aus mir herausbringen. Ich war stumm, sprachlos, war wie gelähmt, meine Gedanken waren verworren wie bei einer Gehirnerschütterung. An nichts konnte ich mich richtig erinnern, bloß daran, daß auch ich mich vor zwei Jahren — ein einziges Mal — abscheulich benommen hatte. Warum mußte ich auf den Bahnhof gehen? Mir schien's, als hätten wir zwei einander schon vor einem Jahr getroffen, hinter irgend einem Fenster, und dort miteinander gesprochen... Noch heute höre ich dich sagen: „Was hilft's, wenn jemand äußerlich schön und fehlerfrei, innerlich aber verdorben ist und nichts taugt...“ Woher hattest du Icu schon damals gekannt? Und kanntest du sie, so hättest du mir abraten müssen, mit ihr zum Zug zu gehen. Oder hattest du von ihr gesprochen und mich vor ihr gewarnt? Vielleicht war gerade sie die Fehlerlose gewesen, in der du dich getäuscht hattest. Oder Sanyibácsis Frau? Wer ist sie, was hat sie damit bezweckt, Sólyom zuzuflüstern, wo sein Pullover liegt?

Wir gingen mir die Erinnerungen durcheinander, ich wußte nicht einmal, ob wir beide einander wirklich begegnet sind, ob du an meiner Seite gesessen bist, nur an deine streichelnde Hand erinnere ich mich und an deine Worte: „Eine so weiße Haut habe ich noch nie gesehen. Wie eine Schlehdornblüte.“ Warum sagtest du gerade „wie eine Schlehdornblüte“?

*

„Warum meidest Du alle Unterhaltungen? Warum bist Du traurig, wenn die anderen lustig sind? Ein so zurückgezogenes Leben bringt nichts Gutes. Seitdem ich aus dem gemeinsamen Kessel esse, weiß ich eins: Wer sich zurückzieht, macht sich lächerlich, und es ist schwer, sich wieder einzugliedern. Ich wäre froh, von Dir zu hören, daß Du Dich

einmal unterhalten und einen angenehmen Abend verbracht hast. Ich habe Vertrauen zu Dir und bitte Dich geradezu, Zerstreuungen nicht aus dem Weg zu gehen, Du wirst sehen, daß dann alles anders wird. Warum sollte sich ein junges Geschöpf gerade in diesem wunderschönen Monat nicht unterhalten? Eine Neunzehnjährige? „Mai“ — schon dieses Wort hat einen feierlichen, romantischen Klang.“

Ja, ich bin neunzehn, gehe dem zwanzigsten Lebensjahr entgegen, in zwei Monaten „werde ich einen Beruf in der Hand haben“, werde mir selbst mein Brot verdienen können. Wie für dich ein Jahr zuvor, als wir „miteinander sprachen“, ist auch für mich die Zeit nüchterner Überlegungen gekommen... Jetzt muß ich mit der feierlich-romantischen Musik Schluß machen. Mir fällt es schwer, mich „ins Leben einzugliedern“, ich habe die Verwarnung auf dem Bahnhof nicht vergessen; wie gern ich auch möchte, es ist mir nicht erlaubt, aus dem gemeinsamen Kessel zu essen, mein Absturz, meine Unbeholfenheit, hindern mich daran. Mir ist es bestimmt, einsam, in Zurückgezogenheit und Verbannung mein Dasein zu fristen, während du dich vergnügst, dich aus dem lustig brodelnden gemeinsamen Kessel satt ißt, damit du später einmal sagen kannst: Ich habe gut gelebt. Ich wiederum kann mir die Romantik nur bewahren und meine Jugend erfüllen, indem ich meine Erinnerungen hüte und ihnen keinerlei Bitternis beimenge, um sie vor dem Zerbröckeln zu bewahren; steige ich mit zwanzigjähriger Nüchternheit von der Schaukel, ehe ich abstürze, gebe ich mir über die Zerbrechlichkeit der glitzernden, gläsernen Scheiben Rechenschaft, ehe die Pferde sie zerstampfen, ja, dann behalte auch ich meinen Anteil an Geglitzer und Glanz und Lust und Frohsinn. Der Himmel strömt bei Tag Hitze, bei Nacht Kälte aus; die Erde saugt tagsüber Wärme ein, nachts gibt sie sie frei; auch ich habe Wärme in mich aufgenommen, sogar mehr als erhofft, nun kann ich sie ausstrahlen, bis es mir kühl wird.

Du hast dem Brief dein Foto beigelegt. „Wenn Du mich nicht siehst, so denk an mich, denkst Du aber an mich, so schau mich an.“ Ich sah dich an. Du standest auf einer Wiese, allein, verlassen, traurig, außer der schief aufgesetzten Kappe ist nichts Soldatisches an dir. Der Horizont ist eigentlich eine Blickgrenze: genau in der Höhe deiner Augen

liegt die Grenzlinie zwischen Erde und Himmel. Minutenlang überließ ich mich meinem Rausch. Siehst auch du, wie Himmel und Erde einander in Liebe begegnen, kann ich von dort nicht abstürzen, es gibt weder Tiefe noch Höhe, sondern beides zugleich, da ist an einen Zusammenprall nicht einmal zu denken, höchstens an eine Umarmung. Und was du mir über dein Foto schreibst! „Für die Dauer eines Augenblicks hätte ich mir schließlich ein herbes Lächeln abringen können, aber ich wollte es nicht, wollte, daß Du mir ansiehst, wie ich meine Tage verbringe, verlassen, traurig, allein.“ Da war's mir, als wäre dies der entgegengesetzte Pol meiner Einsamkeit, eine Ermunterung, mich nicht zu ängstigen, an dir nicht zu zweifeln, dir zu vertrauen. Ich hatte ja auch früher nicht gezweifelt, nicht an dir und auch nicht an dem, was du darstelltest, doch zweifelte ich an deinen Worten: „Wichtiger als die Gegenwart ist unsere gemeinsame Zukunft.“ Dem aber konnte ich keinen Glauben schenken, es geht nicht nach unserm Willen, man muß sich dem Schicksal fügen. Für mich gibt es diese Zukunft nicht. Doch sehe ich darin keinen Grund zur Trauer, ich freue mich, daß mir das Leben so viel geschenkt hat, und alles, was war, wird unversehrt-schöne Vergangenheit werden.

Habe ich Schluß gemacht? Wäre ich Icu, so könnte ich wie damals sagen, als ich verrückt genug gewesen bin, den Frisörgehilfen zum besten zu halten: Ich geh zum Stelldichein, ich mache Eroberungen. Icu und ihresgleichen können sagen, sie gingen zum Stelldichein, sie machten Eroberungen, sie machten „Schluß“, sie könnten jetzt und später dies und jenes erzählen, ich aber hüte die Vergangenheit und Gegenwart vor künftigen Zusammenbrüchen, unversehrt will ich mir das Schöne bewahren. „Ich halte an der Grenze zwischen Wald und Feld Wache, im Mondschein sieht die Gegend schwarz aus — ein Bleiklumpen könnte mein Leben auslöschen... Trotzdem denke ich nicht an den Tod, ich frage mich bloß, wie lange wir noch auf gleichgültig-kühlem Papier von unserer Liebe reden werden? Ich sehne mich danach, einen echten Mai zu erleben. Ein schwerer Bleiklumpen ist das Wort Geduld. In wenigen Monaten wirst Du einen Beruf haben, ich schwimme wie ein Stück Holz an der Oberfläche des Wassers. Die Schulzeit ist vorbei. Sei

mutig und stark! Weiche nie vor Hindernissen zurück... Teile Deine Schmerzen und Schwierigkeiten immer mit mir. Sobald ich von hier fort kann — ich werde langsam ungeduldig — komme ich zu Dir nach Haus.“

Als hättest du gefühlt, was sich in mir vorbereitet! Du flößt meinem Herzen Mut ein, als wüßtest du, daß ich schwach geworden bin. So wie ich dich sehe, will ich dich bewahren: Wache haltend an der Grenze zwischen Himmel und Erde, vor dem Horizontstreifen, den du mit den Blicken aufnimmst, alles, Himmel und Erde, Tod und unsere Liebe, die auch im hellen Schein schwarze Gegend, dich als die unauslöschliche Sehnsucht eines schwimmenden Holzstücks nach dem Mai, die Geduld, die du allmählich verlierst, und daß du zu mir nach Haus kommen möchtest — wäre es nicht am schönsten, dich so zu erhalten, wie Fossilien die Hochzeiten verstorbener Lebewesen und das Gras im Maul des Mammuts durch Jahrtausende bewahren?

Auf diese Art wollte ich „Schluß“ machen, nicht mit dir, sondern mit meinen Abstürzen.

Ich dachte nicht, daß mein letzter Brief eine solche Wirkung auslösen würde.

„Dies ist der fünfte Brief, den ich zu schreiben versuche, doch weiß ich nicht, ob er Dich erreichen wird, ob ich in meiner seelischen Verfassung imstande sein werde, ihn zu schreiben. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie Dein Brief auf mich gewirkt hat, wie vernichtetend deine Worte für mich waren. Gibt es etwas Vernichtenderes als Demütigung? Denn Du demütigst mich. Du bist kleingläubig geworden, zweifelst an mir, hast kein Vertrauen. Was soll ich tun, damit Du mir wieder vertraust, damit Du wieder an mich glaubst? Ich weiß, es ist vergeblich, um Vertrauen zu bitten. Du selbst mußt fühlen, daß Du mir vertrauen kannst. Verstört, wie ich jetzt bin, bleibt Dein Foto mein einziger Trost, das Bild ist mir durch all meine Nöte treugeblieben. Oh, könnte es doch sprechen! Ich würde es Dir schicken, damit es Dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugt und Du nie wieder an mir zweifelst. Das Foto lebt Stunde um Stunde mit mir (heute morgen werde ich mich noch zum Götzenanbeter entwickeln und mir nach Deinem Foto ein geschnitztes Bild machen). Wärest doch Du selbst an seiner Statt bei mir! Du würdest mich sprechen hören und mir vielleicht auch

dann nicht glauben. Bringt man denn mir nichts, dir nichts Unwahrheiten zu Papier? Dort bleiben sie bestehen, man kann sie nicht wegwischen. Ich habe Deine Stimme noch nie gehört, dennoch klingt sie mir in den Ohren, sooft ich Deine Briefe lese, Du sprichst mir die Zeilen vor. Was ist in Dich gefahren, daß Du mir so Kränkendes sagst? Du hast viele Schicksalsschläge und Enttäuschungen durchgestanden, wenn Du aber glaubst, daß Du Dich in mir getäuscht hast, so täuschest Du dich selber.“

Dieser Brief bedeutete mir mehr als alle früheren, mehr als der nach meinem ersten „Schlußmachen“ — dies war nun alles, du solltest mich kennen, wie ich war — damals hattest du von einem Bäumchen geschrieben, das an einem Pflock gebunden werden muß und als ein ganz anderer Béla mit mir „gesprochen“. Bisher fühlte ich, daß ich dich brauchte, jetzt empfand ich zum erstenmal im Leben, daß ich jemandem notwendig war. Du brauchtest mich. Das war schon eine lebensfähige Wurzel: ein Netz haardünner Wurzelfäden, kein Anbinden an einen Pflock. Schon bei meinen Schlägereien hatte ich etwas Ähnliches gespürt: man bekommt oft mehr als man gibt; diesmal aber handelte es sich ja um Gutes. Auch bisher hatte ich etwas bekommen, wieviel es schon gewesen war, doch diesmal sollte ich mehr zurückbekommen, als ich gab.

Meine nüchternen Überlegungen hatten Schiffbruch erlitten, die Besonnenheit meiner zwanzig Jahre hatte mich im Stich gelassen, das war Liebe, kein Fossil, Leben, das heute gelebt werden wollte, nicht in Jahrtausenden.

Ich glaube, dies ist der schönste Brief gewesen, den ich dir je geschrieben, und ich hatte dir viele geschrieben: schön war auch deine Antwort.

„Zwischen Eichen und Pappeln, mitten in einem großen Wald, ist unsere Kaserne, hier lagern wir, fern von der Welt und von den Menschen. In die Stille des Waldes hinein dröhnte gestern die Stimme des Briefträgers wie ein Lautsprecher: La-ka-tos Bé-la! Nie hätte ich gedacht, daß man beim Hören des eigenen Namens solches Herzklopfen bekommen kann. Mir schien's, als stündest Du neben mir, als hörte ich Dich sprechen. Ich erlebe schon meinen einundzwanzigsten Sommer, aber noch nie vorher habe ich so stark empfunden, daß das Leben lebenswert ist. Vorge-

stern pfiffen mir vierzehn Kugeln am Kopf vorbei, ganz vergeblich, und das war nicht einmal recht, da hätte ich mir am liebsten an meinem eigenen Gewehr zu schaffen gemacht. Wenn sie mich wegen meiner Herzerweiterung nicht ausmustern, werde ich ja doch immer Soldat bleiben. Das Leben der Zivilisten kommt mir schon wie etwas Seltsames vor, warum sollte der Soldatentod nicht auch seltsam sein. Doch gestern mittag, wie ich so im kühlen Schatten stand und dir zuhörte, hätte ich sogar eine Kanonenkugel aus dem Rohr herausgenommen. Nachts auf der Wacht war es stockfinster, man konnte ebensogut mit geschlossenen wie mit offenen Augen herumstehen, man sah sowieso nichts. Man hatte Zeit zu denken, zu träumen, und müßte ich auch mein Lebtag Wache schieben, gäbe es genug, woran ich denken, wovon ich träumen könnte, bloß möchte ich dann und wann meinen Namen im Wald widerhallen hören wie heut um die Mittagsstunde. Sei nicht traurig, wohin sie mich auch schicken, Dich werde ich immer finden, Du wirst ja nicht vom Erdball verschwinden. Fremden werde ich Dich als meine jüngere Schwester vorstellen, da darfst Du mich vor aller Augen umarmen und küssen; ich könnte mich auch als Deinen Vetter ausgeben, so wie es in meinem Traum war. Denn gleich nachdem ich mich schlafen gelegt hatte, träumte ich ungefähr das, was ich mir während des Wachdienstes ausgedacht hatte. Ich lag im Bett und hörte im Hof, unter dem Fenster, meinen Namen rufen. Man würde mich wieder irgendwohin schicken, sagte ich mir und stellte mich schlafend. Doch der Posten rief mir durchs Fenster zu, ich solle schnell aufstehen, jemand frage nach mir. Gleich wußte ich, wer mich suchte, augenblicklich sprang ich aus dem Bett und ich erkannte Dich sofort, Du warst, wie ich Dich immer vor mir gesehen, Dein zu Leben erwachtes Foto. Meine erste Bewegung war, dich in die Arme zu schließen, mein erstes Wort war ‚Schwesterchen‘. Ich kümmerte mich nicht um die anderen Soldaten — ein ganzer Haufen hatte sich vor dem Fenster angesammelt —, ich küßte dich und trug dich in den Wald, wir saßen lange, lange Zeit im grünen Gras, im kühlen Schatten der Eichen. Wann wird sich dieser oft geträumte Traum erfüllen? Ich bin ein sehr vernünftiger Mensch geworden, habe gelernt

auszuharren, doch meine Geduld wird auf eine zu harte Probe gestellt. Im verborgenen Winkel der Welt würde ich Dich suchen, am liebsten ginge ich schon jetzt auf die Suche. Vergeht aber auch dieses Jahr, ohne daß wir einander treffen, so soll wenigstens aufs vierte Jahr kein fünftes folgen. Schon jetzt sehne ich mich so sehr nach Dir, wie schön hatte es geklungen, als Du mich nach Hause, zu Dir riebst, was wird erst nach unserer Begegnung sein!"

Da wurde ich eben deine jüngere Schwester Zsuzsika, in meinem zwanzigsten Lebensjahr hast du mich so getauft, und dies ist jetzt mein wahrer Name, geschaffen aus Liebe und Traum, aus allem, was Menschen erträumen, aus allem Guten und Schönen und Menschlichen, wofür es sich zu leben lohnt. Und auch ich habe dir einen neuen Namen gegeben; bin ich deine jüngere Schwester Zsuzsika, so bist du mein älterer Bruder Béla geworden: ich aus dem Traum, du aus dem Echo des Waldes. Wir waren Verliebte, und zugleich auch Geschwister. Vielleicht sind wir, dies fühle ich oft, die ersten Menschen, die, ohne einander von Angesicht zu Angesicht zu kennen, Bruder und Schwester werden. Es könnte uns bestimmt sein, als Paar die Welt zu bevölkern und gerade aus unserer Einsamkeit heraus eine Gemeinschaft zu gründen. Waren Adam und Eva, die legendären Ahnen des Menschengeschlechts, nicht auch einsam? Und muß seither nicht jeder von uns seinem einsamen Ich ins Auge schauen, muß er sich nicht selbst unzählige Fragen stellen? Und werden viele einsame Menschen nicht doch zur Menschheit?

Diese Gedanken umschwirrten mich, ich wollte in Versen niederschreiben, wollte den Traum, den Mythos von der Welterschaffung im Gedicht festhalten, doch ich brachte es nur bis zur Überschrift und zu wenigen Zeilen. Zu zwerghaft waren meine Worte, sie gaben meine Gefühle nur entfernt wieder, unbefriedigt sagte ich mir, daß wir im Vergleich zur Legende bloß Zwerge seien. „Wir leben im Traum“ sollte der Titel sein, der umspannte vieles, er vermochte Gefühle einzufangen, doch das Gedicht ist in der achten Zeile steckengeblieben: „Ich lebe im Traum und ich fühl deine Hand, / Sie streichelt so weich wie die Ähren des Weizens. / Auch du lebst im Wunschtraum und spährst nach mir aus, / Umarmst mich und siehst nur das sonnige Heute, /

Sinnst niemals Vergangnem und Künftigem nach, / Du willst mich umarmen als tiefdunkler Abend, / Der blind eine ruhende Wiese umarmt, / Und drum hinterläßt deine Hand einen Ölfleck / Auf dem paradiesischen, makellos-reinen Gewand.“

Die letzten zwei Verszeilen schrieb ich dazu, nachdem ich deine Fingerabdrücke, die Ölflecke in deinem nächsten Brief, auf dem Papier bemerkt hatte. Dies erinnerte mich daran, daß heute der Mensch zwischen dröhnen den Motoren und Maschinen und nicht im Garten Eden lebt.

„Ich bin Verwalter des Elektrizitätswerks geworden, und so gut ich mir die Hände auch abwische, läßt manchmal mein Finger doch einen Ölfleck auf dem Papier zurück. Noch nie war ich im Sommer seltener an der Sonne als heuer. Schwarz wie ein Zigeuner bin ich hergekommen, jetzt ist meine Haut weiß. Ich hocke allein im Maschinenraum, alle schlafen, nichts stört mich, nicht einmal das fürchterliche Dröhnen des Motors. Ich habe eine Hunderter-Birne an den Tisch montiert, sie scheint direkt auf Dein Bild. Die hellste Birne soll meinen bestgehüteten Schatz beleuchten, und so leuchtend wie sie soll die Zukunft sein. Dabei lasse ich mein Gerät nicht aus den Augen, ich muß gut aufpassen, damit kein Brand und keine Explosion vorkommen. Umso heftiger brennt es in mir, es explodiert geradezu. Dich nicht zu sehen, wird für mich immer unerträglicher. Dieses ewige Warten halt ich nicht mehr aus. Während ich schreibe, schaue ich Dein Bild an. Lies nur, was ich zu ihm sagte: Los, Junkers, los! (Junkers ist die Marke des Motors, der es auf tausendfünfhundert Drehungen in der Minute bringt, ein Relikt aus dem Weltkrieg). Also rasch, noch rascher, gib alle Kraft her, die in dir steckt! Verginge doch die Zeit so geschwind, wie dieser Motor sich dreht! Ich, liebes Schwesternchen Zsuzsika, genannt ‚die jüngere‘, will, sobald ich nur kann, eine noch höhere Geschwindigkeit einschalten, um bis zu Dir zu sausen. Erscheine ich bei Euch, so werden wir den Leuten sagen, daß ich Dein Vetter sei, für Dich werde ich jemand sein, den Du seit langem erwartest, für mich wird es etwas ganz andres bedeuten; es wird eine Art Heimkehr sein. Zuerst komm ich zu Dir, obwohl ich meine Eltern seit zwei Jahren nicht gesehen habe

(so lange ist's her, daß ich nicht zu Haus gewesen bin, aber Du gehst vor). Mag es auch im Herbst oder im Winter sein, das Bäumchen mit den dreijährigen lebenskräftigen Wurzeln wird in voller Pracht stehen, und wir wollen keine Blüte verwelken lassen. Hier drinnen hab ich's warm, doch durchs Fenster kommt kühle Luft: der Sommer ist vorüber, der Herbst ist da. Der dritte Sommer — und wir sind einander noch nicht begegnet! Unsere erste Begegnung wird einst im Herbst oder im Winter stattfinden. Und dann soll selbst das Eis schmelzen, die Wärme unserer Begegnung wird dem Winter die Kälte nehmen, wird uns für die lange, quälende Wartezeit entschädigen. Wie sich an den Spitzen der stachlichen Zweige die Knospen öffnen, so soll sich die Blüte unserer Liebe erschließen. Mein Sang übertönt den ohrenbetäubenden Lärm des Motors. Einmal werden die Würfel anders fallen, und dieser Tag wird uns alles bringen, was wir erhoffen. Hab Geduld, nun mußt Du nicht mehr lange allein kämpfen. Denke in schweren Augenblicken immer daran, daß Du ihn, den Du nicht kennst, ihn, der vielleicht nicht so ist, wie du ihn Dir vorstellst, sondern vielleicht rauher, vielleicht sanfter, nicht vergeblich erwartest, daß er bereit ist, sein Leben lang für Dich zu leben und Dir zu geben, was Dir von anderen vorenthalten wurde. Ich habe eine Zigarette geraucht und dabei alles bis zu Ende gedacht, aber eins weiß ich nicht: Wann wird das sein? Wenn bloß dieses Fragezeichen nicht wäre! Der Gedanke an die Begegnung bereitet mir Kummer... Es ist schon spät, der Morgen graut, ich muß den Motor abstellen.“

Erst dein Brief hat es mir so recht zum Bewußtsein gebracht: der Sommer war vorbei, der Herbst war gekommen. Der Himmel leuchtete so blau, als hätten ihn Pflaumenbäume erschaffen; die vielen einzelnen Pflaumenbäume bildeten ein riesiges pflaumenblaues Himmelsauge. Wurde dieser Himmel von Lämmerwölkchen geteilt, so schien er das Ebenbild der gespaltenen, rissigen Septembererde zu sein.

Schön war dein Brief: mein von der Hunderter-Birne beleuchtetes Foto, die Geschwindigkeit, der brennende, explodierende Motor, dein Lied, das den Lärm des Motors übertönt, schön war es auch zu hören, daß in der Nähe öliger Motoren so viele Blumen wachsen.

Trotz allem mußte ich allein weiterkämpfen. Ich stand mit dem Abgangszeugnis und mit der Zuteilung da und hatte Angst vor meinem Beruf. Das war kein Beruf für mich, war nichts für meinen schmerzenden Rücken, nichts für meinen behinderten Gang. Dies alles hatte ich seit eh und je gewußt, dennoch erschrak ich erst jetzt davor, da es galt, eine Arbeit zu übernehmen, bei der man sommers und winters auf den Beinen sein, zum Vieh gehen und, sooft es nötig ist, auch nachts aufspringen und in die Stallungen laufen muß. Es graute mir geradezu vor solchen Aussichten, so empfand ich es als wahre Erlösung, daß an einer Schule eine Stelle freigeworden war. Ich sollte ein Jahr lang jemanden vertreten, sollte Ungarisch und Zeichnen unterrichten. Vor Freude wurde mir schwindlig. War es mir also doch nicht bestimmt, allem zu entsagen? Dies hatte sich gut getroffen, ich hatte nicht dafür kämpfen müssen, es war mir nach vierjährigem Kampf, nach vierjährigem Opfer als Geschenk in den Schoß gefallen. Anstatt des Stalls — die Schule; anstatt krankem Vieh Spritzen zu verabreichen — Gedichte; statt lahme Pferde zu behandeln, würde ich gesunden Kindern Zeichenunterricht geben. Da würde ich gern auch nachts aus dem Schlaf auffahren, aber wer wird dies schon von mir verlangen?

Die Kinder wußten, an welchem Tag ich in der Schule erscheinen würde, und erwarteten mich neugierig. „Kommt schnell, sie ist da“, riefen sie einander zu; als ich in den Korridor trat, beguckten sie mich mit gespannter Aufmerksamkeit, kichernd, ein wenig frech, gerade als sei eine neue Spielgefährtin gekommen, der man auch eine Karikatur an den Rücken heften darf. Es ist schwer zu sagen, was diese wenigen Minuten für mich bedeuteten, eine Flut von Zweifeln und Fragen ergoß sich über mich, in diesem Augenblick wurde es mir wieder bewußt, daß ich von der Schaukel gestürzt, daß ich hilflos bis hierher gestolpert war; statt in die Kanzlei zu treten, fiel ich beinahe durch die Tür hinein.

Alle Schwierigkeiten mußte ich wieder auf mich nehmen, da waren die Kinder, meine eigene Kindheit, mein Gebrechen, für mich wurde das zu einer großen Kraftprobe; ich dachte an dich, ich erinnerte mich der Heldenataten, die ich als Kind vollbracht, und betrat den Klassenraum. Die Tür war hinter den Bänken, beim Aufstehen drehten sich alle

Schüler nach mir um. Während ich zum Katheder ging, fühlte ich, daß es mir unmöglich sein würde, ein Wort hervorzubringen. Ich blieb den Schülern gegenüber auf dem Podium stehen, wir blickten einander an. Dieses stumme Einander-Betrachten dauerte ein wenig zu lang, mehrere Kinder machten Anstalten, sich niederzusetzen.

„Habe ich euch erlaubt, euch zu setzen?“ fragte ich. Daraufhin standen sie alle stocksteif vor mir. Die Kinder sahen mich an und ich sie.

„Setzt euch“, sagte ich lächelnd.

Ich las das Namenverzeichnis, und dann schaute ich mir jeden Schüler einzeln an. Sie erwidereten meine Blicke, es freute mich, daß sie die Augen nicht niederschlügen: jedes Kind sah mich anders, auf seine eigene Art an, dies war besser, als dem gemeinsamen Blick aller Augen ausgesetzt zu sein.

Über Mikes Kelemen¹ sollte ich sprechen. Nur die wichtigsten Daten hatte ich im Buch nachgeschlagen, nun sprach ich frei von Mikes' Verbannung, von seiner Einsamkeit, von seinem Heimweh, ich erzählte von den herrlichen Briefen an seine ältere Schwester, die es gar nicht gegeben, die nichts als ein Phantasiegebilde gewesen, ich ließ meine Schüler nachempfinden, daß in diesen Briefen alles zu Dichtung geworden war. Grabesstille herrschte nach meinem Vortrag, ich aber konnte kaum die Tränen unterdrücken, so überwältigt war ich von der Stille, von dem Eindruck, den das Gehörte bei allen hinterlassen hatte.

„Wer will sagen, was er aus dieser Unterrichtsstunde im Gedächtnis behalten hat?“

Die Kinder wechselten Blicke. Die halbe Klasse meldete sich zu Wort. Ich rief einen Jungen auf, stellte Fragen, alle beantwortete er richtig. Ich trug eine Zehn ins Klassenbuch ein. Es läutete. Ich ging nicht hinaus, ich blätterte im Klassenbuch. Die Klassenordnerin war noch im Schulraum geblieben. Ich spürte, daß die Kleine mich neugierig ansah, doch es war eine andere Neugier als vorher im Korridor. Das Mädchen blieb länger und fragte: „Hat Kelemenbácsi wirklich keine ältere Schwester gehabt?“

Als ich hinaustrat, war niemand mehr im Korridor zu sehen, umringt von den anderen, standen die Schüler der

¹ Ungarischer Schriftsteller und Dichter — Anm. d. Übers.

Siebenten im Hof und wurden ausgefragt: „Na, wie war's, was hat's gegeben?“

Mich aber fragten die Kollegen: „Na, wie ist's gegangen?“

„Ich weiß nicht, vielleicht gut. Fragt doch die Kinder. Ich wüßte gern, was sie denken.“

Ein Kollege ging in den Hof und kam zurück.

„Du, die Kinder sprechen schön von dir, sie sagen, die Stunde sei so gut gewesen und so rasch vergangen.“

Das beruhigte mich. Wir gewöhnten uns aneinander und gewannen einander lieb. Nur gegen Ende des Schuljahrs gab's Krach, damals, als ich dem Jungen die gewaltige Ohrfeige versetzte. Immerhin — die Karikatur, die er statt der Schularbeit „geschrieben“, war gut, dafür hätte ich Lob verdient. Die Kirschen aber, die er mir gebracht und die wir zu zweit aufgegessen hatten, waren noch besser. Dafür wäre der Junge zu loben gewesen.

In dem entlegenen, morastigen Dorf fühlte ich mich wohl. Ich ging kaum aus dem Haus, las viel, zeichnete und schrieb Briefe an dich. Fast alle Kollegen klagten über Vereinsamung, sie brachten mir einen Zeitvertreib bei, der die Verlassenheit erträglicher machte, ich solle, rieten sie mir, in meiner ruhigen Stube ein leeres Glas ans Ohr halten, da würde ich die Stille wie eine Fliege summen hören. Aus Neugier versuchte ich es, konnte aber dieser Art „Unterhaltung“ nichts abgewinnen. Ich war ja gar nicht einsam, hatte keinen Grund, mich über Einsamkeit zu beklagen, ich lauschte deinen Worten und dem Dröhnen deines Motors.

„So rasch mich meine Stiefel trugen, rannte ich in die Wachstube, aber kein Brief war für mich gekommen, dabei wußte ich von andern, daß einer da sei, auch ein Vorgefühl sagte es mir. Die Burschen sahen mir an, wie niedergeschlagen ich war. „Dem Lakatos fehlt was...“ Aus der andern Ecke hörte ich eine Stimme sagen: „Gleich werde ich ihn kurieren.“ Ein Soldat hielt den Brief in der Hand, und davon wurde ich augenblicklich gesund. Schreibe mir so lange Briefe wie möglich, damit ich lange darin lesen kann, und nicht immer von vorn beginnen muß! Der Briefumschlag braucht nicht weiß zu sein, darauf kommt es nicht an. Der Wald ist mir schon zuwider. Ich habe überhaupt keine Ge-

duld mehr. Trotzdem wir viele sind, fühle ich mich so einsam, als wäre ich allein in diesem Wald eingeschlossen. Mein Dienst ist eintönig, bloß das Dröhnen des Motors macht ihn geräuschvoll. Ich weiß nicht, wann ich zum letztenmal Musik gehört hab. Wer Geld hat, kann Wein trinken, wer keines hat, mag Speichel schlucken. Es gibt im nächsten Dorf (Cote ti) guten und billigen Wein, man könnte ihn literweise in sich hineingießen, aber so zahlungsfähigen Leuten wie mir bleibt nichts anderes übrig, als Trübsal zu blasen. Die Preise steigen mit so schwindelerregender Schnelligkeit, daß meine Taschen davon ganz durchlöchert sind. Gestern hatten wir Ausgang, ich sah glückliche junge Pärchen engumschlungen Spazierengehen. Meinen Rücken umarmte der harte Lederriemen. Es fehlt einem eben immer etwas, um glücklich zu sein. Nicht umsonst heißt es in einem Sprichwort, das hier oft gebraucht wird: „Wenn ich den Sack hab, fehlt's an Weizen, und hab ich Weizen, fehlt der Sack.“ Die Zeit vergeht so langsam, als wäre sie angebunden. Das lange Warten, diese große Geduldprobe, empfindet man wie einen Schmerz. Wir haben immer wieder gehofft, wir haben Geduld über unsere Kräfte aufgebracht, und nun heißt es weiterwarten, weiter Geduld zeigen.“

„Sylvesterabend. Den würde ich, so hatte ich mir's vorgestellt, bei Dir feiern. Auch dieses Jahr ist zu Ende und ich hocke allein und verlassen im Maschinenraum. Na ja, allein und verlassen hier zu hocken, wäre noch nicht das Ärgste, obendrein werde ich von bewaffneten Soldaten bewacht. Schöne Aussichten! Wärst auch du Soldat und hättest auch du etwas angerichtet, so würden wir einander vielleicht begegnen — beim Militärgericht. Prosit Neujahr: beim Militärgericht! Der elektrische Strom ist zu stark gewesen, unzählige Birnen sind kaputtgegangen, die Sicherungen sind durchgebrannt, ich hab kein Geld, um Entschädigung zu zahlen. Auch deine Hunderter-Birne leuchtet nicht mehr, dennoch schaue ich das Foto hoffnungsvoll an. Vielleicht wirst du trotz allem in mein verpfuschtes Leben Klarheit und einen beglückenden Tag bringen, dann könnte ich auch die dreijährige, trostlose Wartezeit vergessen; Warten, wie oft ist dieses Wort in meinen Briefen vorgekommen, ich kann's kaum mehr niederschreiben. Verlassen wie jetzt bin ich noch nie vorher gewesen. Anscheinend gehört zum Ver-

lassensein auch, daß ein Verlassener gut bewacht wird... Um halb eins hat der Motor versagt. Ich hab den Brief unterbrechen und den Motor wieder in Gang bringen müssen. Dies schreibe ich schon im neuen Jahr. Also wird doch auf die vier Jahre ein fünftes folgen. Zwei solche Fünfen sind wie zwei erstarrte Augen. Und so schaut es auch innerlich in mir aus.“

„Im letzten Moment ist Dein Brief gekommen. Jeden Tag, beinahe ständig, hat man mich auf die Kommandantur rufen lassen, man hat mich in die Enge getrieben, mich angehalten, den Schaden zu ersetzen, man hat mir mit dem Militärgericht gedroht. Schwester Zsuzsika, was soll ich sagen! Sag ich, daß ich glücklich bin, so ist's zu wenig. Und Du fragst noch, ob Du's verdienst, daß ich zu Dir komme! Du hast mir aus einer argen Klemme geholfen und dadurch zu unserer Begegnung beigetragen; mit berechtigter Hoffnung erwarte ich diese Begegnung, ich will alles tun, damit sie mich fortlassen. Dein Brief traf ein, nachdem ich wieder einmal von der Kanzlei zurückgekommen war. Du kannst Dir denken, daß man mich nicht hingerufen hatte, um mir ein Ehrendiplom auszuhändigen, sondern um mich zu fragen: ‚Was willst du? Willst du für den Schaden aufkommen oder sollen wir dich vors Militärgericht stellen?‘ Verbittert, dieses Lebens überdrüssig, antwortete ich: ‚Schickt mich vors Militärgericht.‘ Sie wechselten Blicke. Diese Antwort hatten sie nicht erwartet. Einer von ihnen sprang zornig auf und ging zum Schrank. ‚Vor deinen Augen stelle ich deinen Dossier zusammen.‘ Ich antwortete nicht, schweigend ließ ich sie über meine Zukunft entscheiden. Als der Dossier fertig war, fragte ich bloß: ‚Wann soll ich mich melden?‘ Und weil ich gefragt hatte, sagten sie: ‚Morgen früh.‘ Ich machte kehrt, ging geradeswegs in den Schlafräum, legte einen Bogen und einen Briefumschlag vor mich hin. Ich schrieb an Dich. Was, kannst Du Dir denken. Als ich gerade fertig war, hörte ich im Hof meinen Namen rufen. Ich glaubte zu wissen, warum man mich rief, und das Blut erstarrte in mir. Jetzt würde man mir die Waffe und alles andere abnehmen. Sowie ich aus der Tür trat, prallte ich mit dem Briefträger zusammen, er brachte die heutige Post und sagte mir, daß auch für mich etwas da sei. Erst wollte ich den Umschlag gar nicht öffnen, wozu auch, mein Abschiedsbrief

an Dich war ja schon geschrieben. Ich war entschlossen. Wirklich und wahrhaftig, liebes Schwesternchen, mit Deinem Brief hast Du mich für Dich gerettet. Dir, und sonst niemandem, habe ich meine klägliche Lage geschildert, doch nie hätte ich auf Deine Hilfe gezählt. Warum bist Du nicht hier, damit ich Dich abküssen und an mich drücken kann! Aufgrund Deines Versprechens lief ich augenblicklich zu den anderen Burschen und borgte mir von ihnen Geld, soviel ich eben brauchte. Am nächsten Morgen meldete ich mich zur festgesetzten Stunde in der Kanzlei. Man erwartete mich schon. Ich bat um meinen Dossier, ich wollte, sagte ich, bloß etwas darin nachlesen. Mit Müh und Not gab man ihn mir, und nun war er von mir mit Beschlag belegt. Stell Dir vor! Kaum hatte ich den Dossier in der Hand, riß ich ihn auch schon mittendurch entzwei und warf die beiden Hälften in den Holzkorb. Die Offiziere rissen Mund und Augen auf. Dann zog ich das Geld aus der Tasche und zählte es auf den Tisch. Schweigend, ohne sich zu regen, schauten die Offiziere mir zu. Nach einer langen Pause fragte mich der eine: „Woher hast du das Geld?“ „Glauben Sie, daß ich keine Gönner habe, Genosse Hauptmann?“ warf ich gleichgültig hin, machte kehrt und verließ die Kanzlei. Alles ist gegen uns, doch jetzt will ich alle Schwierigkeiten bezwingen, damit wir zwei einander so rasch wie möglich begegnen können. Diesmal darf nichts auf der Welt unsere Hoffnungen zerstören. Nur wenige Tage werden uns für die drei Jahre langer Sehnsucht entschädigen, doch diese Tage sollen dermaßen mit Glück geladen sein, daß wir sie zeit unseres Lebens nicht vergessen. Und wir sollen sie als Ausblick auf unser künftiges Glück betrachten. Im Maschinenraum wird die elektrische Birne wieder brennen und heller als die frühere leuchten. Um wieviel hat's Dein Foto besser als Du, es ist immer bei mir! Ich sehne mich sehr nach ein wenig Wärme. Wie ist eine Mädchenhand, wie streichelt sie? Sei nicht traurig. Wenn ich abrüste, und das werde ich, soll Dein Foto Dich beneiden! So zärtlich bin ich mit ihm umgegangen... Aber jetzt muß ich abschließen, ich merke, daß der Motor nicht ordentlich funktioniert und will nun besser aufpassen, sonst verschlingt mich wieder die Finsternis.“

„Diesen Brief wird Dir ein Bursch aus Deinem Nachbardorf — er stammt von dort her, wo du jetzt lebst — überbringen, er wird Dich aufsuchen und Dir den Brief geben. Der Bursch hat Krankenurlaub, ich beneide ihn, möchte gern in seiner Haut stecken, obwohl das für mich nicht sehr bequem wäre, er ist kleiner als ich. Er ist noch nicht einmal fort, dennoch warte ich schon jetzt auf seine Rückkehr. Er wird von Dir kommen, Dich gesehen und gesprochen haben. An seiner Uniform trägt er, wie ich, ein rotes Schulterstück, doch verwechsle ihn nicht mit mir; das meine ist ein wenig anders. Ich trage den gleichen Mantel, das gleiche rote Schulterstück, doch auch eine gelbe Schnur ist dabei, die bezeichnet meinen Dienstgrad; erschrick nicht, es sind keine Generals-epauletten. Mein Kamerad ist mittelgroß (in der ganzen Kaserne sind nur vier Soldaten größer als ich), und hat kastanienbraunes Haar. Wir beide, Du und ich, würden einander ohne Vorstellung, ohne besondere Kennzeichen erkennen. Deiner Hausleute wegen mußt Du Dir keine Sorgen machen, in ihrer Anwesenheit würden wir uns wie Vetter und Base benehmen. Was wir fühlen, bleibt unsere Sache, das geht sie nichts an. Unzähligemal und stets aufs neue habe ich mir vorgestellt, wie ich ankommen, was ich sagen werde, doch mein Wunsch ist noch immer nicht in Erfüllung gegangen. Schreib mir, zu welcher Stunde Züge bei Euch eintreffen, auf welcher Seite der Fahrtrichtung der Bahnhof liegt. Wie heißt er? Ich werde Dich von meiner Ankunft verständigen, doch Du mußt mich nicht abholen, brauchst auch keinen Leiterwagen um mich zu schicken, ich habe lange Beine und würde vor dem Leiterwagen bei Dir ankommen. Mir ist schon die Lust vergangen, durchs Fenster zu schauen, ich bin gar nicht mehr hier, so zuwider ist mir alles, was ich sehe. Wie schön der Wald im Sommer auch war, so langweilig und trostlos steht er jetzt da — kahle Bäume, Schnee, Kälte. Du schreibst mir, daß Du nicht mehr viel Holz hättest; es soll nur reichen, bis ich bei Dir bin. Ich rate Dir verheize es, bis ich komme hast Du entweder anderes, oder Du brauchst kein Brennholz mehr; ich bringe Dir Wärme mit!“

Der Bursch aus dem Nachbardorf ist nicht gekommen, der Postbote brachte mir deinen Brief.

Ich erwartete dich, erwartete, daß du dich ansagst, alles Mögliche erwartete ich, nur diesen Brief nicht, den ich im März erhielt.

„Schwer entschließe ich mich, Dir zu schreiben, doch es muß sein. Bis vor kurzem hatte ich noch Hoffnung, dachte ich noch voller Vertrauen an die Zukunft, nun ist's damit vorbei. Ich glaube an nichts mehr, selbst was der nächste Augenblick bringt, bleibt ungewiß. Ich habe schon die Tage gezählt, doch auch diesmal kann ich nicht fort. Gegen ein solches Mißgeschick läßt sich nichts machen. Ein Leutnant ist in den Maschinenraum gekommen, um mit Benzin einen Fleck von seiner Uniform zu entfernen. Ich habe den Leutnant hinausgeschickt, er hat eine abweisende Handbewegung gemacht und ist dageblieben. Es ist zu einer Explosion gekommen, die Maschinen sind beschädigt, der Leutnant ist verwundet, doch der am meisten Geschädigte bin ich. Mir schiebt man die Schuld in die Schuhe. Die gleiche Komödie, die ich schon einmal durchgemacht, hat begonnen, und wieder kann ich nicht zu Dir kommen. Es ist zum Verrücktwerden. Du warst meine ganze Hoffnung, dank Dir hatte ich Freude am Leben, nun aber darf ich Dich nicht weiter hinhalten. Die schönsten drei Jahre Deiner Jugend hast Du mir geopfert, es war zwecklos. Also überlasse ich Dir die Entscheidung, ich will Dich nicht länger an mich ketten, ich gebe Dich frei. Glaubst Du, daß Du nicht warten kannst, bis ich abrüste, so such Dir einen andern, der Dich für alles schadlos hält, was Du durch mich eingebüßt hast. Ich bin jung und dennoch ein verlorener Mensch, mein Leben hat seinen Tiefpunkt erreicht, es übersteigt beinahe meine Kraft, diesen Brief zu schreiben, aber ich muß es tun, muß verlieren, was mir das Teuerste war. Kein Geschöpf auf Erden liebt mich so sehr wie Dich. Du bist die Blume meines Lebens und wirst es bleiben, selbst wenn Du für einen andern blühst. Dies ist nicht mein letzter Brief, ein zweiter steckt im Umschlag. Von Deiner Antwort hängt es ab, ob ich ihn abschicke oder zerreiße.“

Ich antwortete, ich würde die Bindung nicht lösen. Meine Antwort war klar, du mußt den zweiten Brief zerreißen und einen andern schreiben; meine Antwort konnte nicht mißdeutet werden: Ich habe dir meine schönsten Jahre nicht zum Opfer gebracht, sondern du hast sie zu den schönsten gemacht.

In diese Zeit fiel mein Geburtstag, der zwanzigste. Das Holz war aufgebraucht, der Frühling kam und mit ihm die Wärme. Es wurde April, mein Monat. Seit Jahren hatte sich im April immer etwas für mich ereignet, stets hatte dieser Monat eine Wende in mein Leben gebracht. Alles kam, doch kein Wort, keine Zeile von dir, nichts, und dein Schweigen mochte ich mir auslegen, wie ich wollte.

*

Morast, Regen, Sonntag. In den Boden sickernde Langeweile.

Niemand kehrt die Straßen, keine feiertäglich gekleideten Spaziergänger ziehen am Fenster vorbei, kein Mensch sitzt vor dem Haustor. Ausdauernd, ohne Unterlaß, strömt der Regen herab, wie ein Abgesandter schlammiger Tiefen verwandelt er das Dorf in Morast, ich wünsche mir Storchenbeine, um aufs Dach zu steigen, aber auch droben hätte man sich vor dem Nest unsres Hausstorchs die Schuhe gründlich an der Fußmatte abwischen müssen.

Man hat keine Lust auszugehen, keine Lust daheimzubleiben, legt man sich hin, so möchte man gleich wieder aufstehen, steht man auf, so möchte man sich gleich wieder hinlegen. Am liebsten nähme ich einen Besen und fegte einen blauen Streifen in die schmutzigen Wolken, nur um mich zu überzeugen, ob von der Bläue etwas übriggeblieben ist, ob Hoffnung besteht, daß die Wolken dennoch einmal zerreißen und daß sich trotz allem statt der grauen Schwaden wieder der blaue Himmel zeigt. Wenn es doch wenigstens für die Dauer einer Minute zu gießen aufhörte, wenn die Sonne auch nur eine Minute lang scheinen wollte — wie erleichternd wäre das, es würde mehr bedeuten, als sie von früh bis abend leuchten zu sehen. Ein handbreiter heller Spalt, solch ein Bündel Glanz, vermag die ungetrübte Bläue des ganzen Himmelsgewölbes aufzuwiegeln, kann einen über den endlos langen Tag strömenden Regens hinwegtrösten.

Zu gar nichts hatte ich Lust, ich wollte nirgends hingehen, am liebsten hätte ich, wenn schon nicht den Besen, wenigstens den Pinsel hervorgeholt, hätte den ganzen Tag genügend blaue Farbe gemischt, um einen großen Pappdeckel damit anzustreichen. Nichts als grettes Blau sollte das Zeichen-

blatt bedecken, abends würde ich es an die Wand heften und darunter schreiben: „Regensonntag im Dorf.“

Aber ich mußte ja zur Nachmittagsvorstellung ins Kulturheim gehen, um den Kindern „einzusagen“. Da zog ich eben die plumpen Gummistiefel an und machte mich auf den Weg. Der Morast spritzte und klatschte auf meine Stiefel, glückste und schnalzte dabei wie ein alter Feinschmecker. Ich trottete weiter und blickte, ich weiß nicht warum, plötzlich zurück — es ist nicht meine Art, mich umzudrehen, auch nicht, nachdem mich jemand angeschaut hat —, nun aber wandte ich den Kopf und blickte zurück, stand ein Weilchen unentschlossen da wie jemand, der gleich weitergehen will; doch zurückschauen mußte ich: ein Soldat kam den Abhang herunter und trat in den Garten meiner Hausleute, ein Soldat im Mantel, hinter ihm eine Frau in einem abgetragenen, nur noch für Regenwetter brauchbaren Mantel. Mich überkam eine plötzliche Schwäche, ich blieb endgültig stehen. Könnte nicht er es sein? Nein, ganz ausgeschlossen, er ist es nicht! Nach allem, was er mir geschrieben, kann er es unmöglich sein. Sicher ist's Árpádbácsis — meines Hauswirts — Sohn; ich kenne ihn nicht, doch ich weiß, daß auch er beim Militär dient — oder der Bursch aus dem Nachbardorf, von dem mein älterer Bruder in seinem Brief erzählt hat.

Ich zog die Stiefel aus dem Morast, machte ungefähr zwei Schritte, um meines Weges zu gehen, doch ich blickte zweimal zurück. Árpádbácsi und der Soldat traten zusammen in den Hof, dann gingen sie auf das Haus zu, und ich sah nichts mehr von ihnen. Beruhigt ging ich weiter. Hier bog die Straße ab; als auch ich hinter der Ecke verschwinden wollte, hörte ich von weitem die laute Stimme meines Hauswirts. Nur deswegen drehte ich mich um, so laut hatte ich den stillen, hageren Árpádbácsi rufen hören.

„Fräulein Zsuzsika, kommen Sie zurück, ein Soldat sucht Sie!“

Ich stutzte, mein Herzschlag setzte aus. Ist er es dennoch? Nein, das ist ganz unmöglich! Es wird bloß sein Freund sein. Der hat den Brief nicht selber bringen können, doch nun holt er die Antwort ab, um sie persönlich zu überbringen. Sicher hat mein älterer Bruder ihm ans Herz gelegt, mich aufzusuchen.

Schwer wurde mir das Gehen, doch ich kehrte zurück, und noch immer wußte ich nicht, was ich denken sollte. In mir war die lange, die drei Jahre lange Wartezeit, die Furcht vor der Begegnung, ich war bis ins Innerste aufgewühlt; unzähligemal hatte ich die Fotos betrachtet, hatte aus Bélas Gesicht, aus seinen Zügen alles herauszulesen versucht, um ihn, käme es jemals zu einer Begegnung, ja zu erkennen; es ging mir durch den Kopf, daß ich in einem Gespräch mit den Hausleuten meinen Vetter erwähnt hatte, der Soldat war und mir schrieb und der mich vielleicht während meines Urlaubs besuchen würde; doch auch der letzte Brief kam mir in den Sinn, seit einem Monat glaubte ich zu wissen, daß Béla nicht kommen würde, ich war traurig, enttäuscht und dennoch erleichtert, die Furcht vor der Begegnung bedrückte mich kaum mehr. Käme er nicht, so wäre dies kein unerwarteter Schlag, dieser Schicksalshieb wäre nicht imstande mich zu zermalmen. Ich war ja schon im vorigen Jahr bereit gewesen „Schluß zu machen“, und bloß, weil er mich noch brauchte, hatte ich es nicht getan.

An all dies mußte ich denken, während der Regen auf mich niederpeitschte, während der Morast an mir zerrte und ich mich mühsam zurückschleppte; ich sagte mir mit immer grösserer Gewißheit, dieser Soldat sei nicht er, könne unmöglich er sein. Ich ging auf das Tor zu, dahinter standen der Soldat und Árpádbácsi. Es war ein niedriges Lattentor, die beiden überragten es. Sie blickten mich an, und ich sah den Soldaten an. Der lächelte immerfort, doch ich konnte sein Lächeln nicht erwidern. Er war mir fremd, ich kannte ihn nicht. Und wie sollte ich ihn — nach dem ermüdenden Weg bis zum Tor — eigentlich anreden? War er, was ich für unmöglich hielt, mein älterer Bruder, so mußte ich ihn, schon um Árpádbácsi nicht in Verwunderung zu versetzen, kennen; war er der Bursch aus dem Nachbardorf, so konnte ich ihn auf keinen Fall mit „Servus, willkommen, Vetter“ begrüßen. Aber ich würde ja nichts dergleichen sagen müssen, ich schaute dem Soldaten ins Gesicht, ohne einen bekannten Zug darin zu entdecken, vergeblich blickte der Soldat mich lächelnd an. Es war nicht mein älterer Bruder Béla. Es war ein Fremder. Selbst wenn mir nie ein Foto meines älteren Bruders unter die Augen gekommen wäre, so hätte ich ihn erkennen müssen. Ich hätte fühlen müssen, daß er es war, dem ich drei Jahre

lang geschrieben, um ihm die geheimsten Regungen meines Herzens anzuvertrauen.

Nun aber blieb mir keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, der Weg führte nicht weiter. Noch drei Schritte, und es mußte sich entscheiden. Stunde wenigstens mein Hauswirt nicht dort! Das Tor öffnete sich. Der Soldat hatte es für mich aufgemacht und begrüßte mich mit freudiger Ungeduld.

„Servus, Base Zsuzsika! Erkennst du mich vielleicht nicht?“

Das Wort blieb mir im Hals stecken, mein Körper zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb, vergebens schaute ich den Soldaten an, er war nicht der Erwartete. Vater mochte damals, als ihn der „Eisenbahner-Schwager“ in die Arme geschlossen, Ähnliches empfunden haben. Ebenso wenig, wie jener meines Vaters „Schwager“ gewesen, war dieser Soldat mein „älterer Bruder“. Und ebenso zweifelnd, wie der Grenzer seinerzeit meinen Vater angeblickt haben mochte, schaute uns nun Árpádbácsi an.

„Was ist mit dir los, Schwesterchen? Erkennst du mich wirklich nicht?“

„Servus“, antwortete ich unsicher, mechanisch, mir war's, als sagte mir jemand den Text einer schlecht gelernten Rolle ein, irgendwelche Worte, die ich ohne Betonung abhaspelte. „Du bist so ‚verändert‘, seitdem ich dich das letzte Mal ‚gesehen‘, daß ich dich nicht gleich erkannt habe. Na komm, wir werden doch nicht draußen im Regen herumstehen.“

Wir gingen weiter, keiner von uns beiden brachte ein Wort hervor. Ich konnte meine Verlegenheit nur schlecht verbergen, wußte noch immer nicht, was ich von all dem halten sollte, mir war's, als spiele mir jemand einen bösen Streich.

Ich führte den Soldaten in meine Stube. Kaum hatte ich die Tür geschlossen, als er seinen Koffer auch schon auf den Boden stellte und sich mir mit offenen Armen zuwandte, ich wußte nicht recht, ob er mich umarmen oder ob er sich mir auf diese Weise zu erkennen geben wollte.

„Na, da bin ich! Auch das haben wir erlebt! Es ist mir endlich gegückt, dich zu sehen!“

Er stellte sich nicht vor, statt dessen schloß er mich in die Arme und wollte mich küssen. Ich wandte das Gesicht ab.

Er ließ die Arme sinken.

„Was ist mit dir los? Freust du dich nicht mit mir? Wie schaust du drein? Ich bin's, bin Béla, dein älterer Bruder.

So empfängst du mich nach der langen Wartezeit, so sieht deine Freude aus! Oder bist du vielleicht nicht meine jüngere Schwester Zsuzsika?“

Unglücklich stand ich da und blickte zu Boden.

„Seien Sie nicht böse... Ich habe draußen nichts sagen wollen, mein Hauswirt war dabei... Aber versuchen Sie nicht, mir weiszumachen, Sie wären mein älterer Bruder.“

Er blickte mich an und zog ein so langes Gesicht, als hätte ich ein Todesurteil ausgesprochen.

„Bitte, seien Sie mir nicht böse... Aber Sie sehen ihm gar nicht ähnlich aus... Das Ganze ist ein schlechter Scherz. Sagen Sie mir doch wenigstens jetzt, daß Sie sich einen Spaß gemacht haben.“

„Zsuzsika, ich trau meinen Ohren nicht. Ich hab dich gleich erkannt, wo immer hätte ich dich erkannt.“

„Mich zu erkennen, ist nicht schwer. Ich hab ein ‚besonderes Kennzeichen‘.“

Er wurde traurig.

„Sprich nicht so... ich meine dein Gesicht.“ Er wurde noch trauriger. „So gut hast du dir meine Züge eingeprägt? So gut hast du mich kennengelernt? Zweifelst du noch immer, daß ich Béla bin, so hol mein Foto und schau es dir genau an.“ Er lächelte müde. „Nie hätte ich gedacht, daß du es nach dreijähriger Bekanntschaft für nötig halten würdest, mein Bild hervorzu suchen, aber nimm es und vergleiche es mit mir! Muß ich bei einem solchen Empfang nicht ebenso betrübt dreinschauen wie auf den Fotos?“

Ich nahm das Soldatenfoto und auch das Schülerbild in die Hand; alle drei blickten traurig drein, er und die Gesichter auf den Bildern, eine andere Ähnlichkeit konnte ich nicht herausfinden. Ich legte die Bilder vor ihn auf den Tisch.

„Hier sind die Fotos. Welchem von ihnen sehen Sie ähnlich? Hat Ihr Freund, mein älterer Bruder, mir nicht geschrieben, daß Sie mich besuchen würden? Ich danke Ihnen, daß Sie den Brief an mich weiterbefördert haben, ich danke Ihnen für Ihren Besuch, aber treiben Sie den schlechten Scherz nicht zu weit, setzen Sie sich lieber — er stand noch immer im durchnäßten Mantel vor mir, ich schob ihm einen Stuhl hin — und erzählen Sie von meinem Bruder.“

Er setzte sich nicht und lachte.

„Das ist gut! Verwechselst du mich immer noch mit einem andern? Hab ich dir nicht in meinem Brief ans Herz gelegt, mich mit niemandem zu verwechseln? Das finde ich nicht schön von dir.“

„Und von Ihnen war es auch nicht schön, den Brief zu lesen.“

Hilflos stand er da und schwitzte in seinem Mantel. Noch nie zuvor hatte ich jemanden dermaßen verlegen und peinlich berührt gesehen. Gequält wischte er sich Schweißtropfen von der Stirn.

„Aber wie soll ich dir's nur beweisen, daß ich es bin? Hab ich deswegen zuerst den Weg hierher, nach Haus gemacht, statt zu meinen Eltern zu fahren? Na... schau mich gut an!“

Wir schauten einander in die Augen, lang und prüfend betrachtete einer den andern. So scharf sah er mich an, daß jeder Tropfen meines Blutes in Wallung geriet. Erschrocken wandte ich den Blick ab und stolperte an ihm vorbei bis zur Tischkante.

„Wissen Sie was, schreiben Sie etwas auf ein Stück Papier, die Schrift würde ich erkennen.“

Ich konnte seinem fest auf mich gerichteten Blick nicht standhalten, meine Beine zitterten, ich mußte mich an den Tisch klammern, während ich hinüberlugte und zusah, wie er, im nassen Mantel schwerfällig über das Papier gebeugt, schrieb. Er konnte es nicht sein, so schön konnte er nicht sein!

Ich fuhr zusammen, als er mir das Papier reichte. Ich weiß gar nicht, wie ich überhaupt imstande war, die grünen Buchstaben zu lesen: „Zweifelst du noch immer, daß ich es bin?“ Doch bevor ich den Sinn der Worte erfaßt hatte, flossen sie ineinander. An nichts erinnerte ich mich mehr, ich klappte zusammen, um mich sah ich einen Wirbel von Farben; nichts als Farben sah ich, grüne Wälder und Wiesen, einen blauen, einen lila Himmel, gleißende, zuckende Blitze; mit dem Mund hielt ich mich am Wirbel fest, die Kehle tat mir weh, mir schien es, als sei mein ganzer Körper im Mund, als zöge man mich am Hals, als presse man mich ins Mieder; es schmerzte, dennoch wollte ich mich nicht entwinden, dem Gezogenwerden, dem Druck, dem süßen Taumel der Farben.

Wieviel Zeit darüber vergangen war, könnte ich nicht sagen, mich brachte strömender Regen zur Besinnung, mein Gesicht und meine Handflächen waren naß, alles an mir war durchnäßt.

Ich strich über die Nässe und merkte zu meiner Verwunderung, daß der Regen nicht den Wald peitschte, sondern das grüne Tuch eines Soldatenmantels; doch es regnete ja gar nicht; worüber weinte ich? Ich weine gern, wenn es regnet, ich mag es, wenn sich meine Tränen mit den Regentropfen vermischen, es tut mir wohl zu sehen, wie sehr Tränen und Regentropfen einander gleichen, so daß man nicht weiß, welcher Tropfen vom Himmel und welcher aus den Augen gekommen ist. Aber nun regnete es ja gar nicht — beschämte ich mir die Tropfen vom Gesicht.

„Du bist so naß... woher kommst du, wie hast du hergefunden?... Und was sucht denn dieser Koffer bei dir?“ Erst jetzt hatte ich bemerkt, daß mein eigener Koffer auf dem Fußboden stand. „Der gehört doch mir.“

Erleichtert und glücklich lachte er auf.

„Alles werde ich schön der Reihe nach erzählen, gut, daß es mir schließlich gelungen ist, dich zu überzeugen, daß ich's wirklich bin. Ich fürchtete schon, mir bleibe nichts andres übrig als dorthin zurückzukehren, woher ich gekommen bin. Nie hätte ich gedacht, es sei so schwer, jemandem zu beweisen, daß man wirklich der ist, für den man sich ausgibt. Habe ich mich denn sosehr ‚verändert‘, seitdem du mich ‚gesehen‘ hast?“

„Du bist ganz anders... Unzähligemal hätte ich auf der Straße an dir vorbeigehen können.“

„Du brauchst mir nichts mehr zu erklären, ich glaub's dir ja, aber ich will endlich meinen nassen Mantel ausziehen, siehst du denn nicht, daß ich bis auf die Haut durchnäßt, über und über mit Morast bespritzt bin? Und da hältst du mich obendrein noch an, etwas auf ein Stück Papier zu kritzeln. Nicht genug, daß ich seit neun Uhr früh (jetzt ist's fünf), also acht Stunden lang, auf Schusters Rappen durch den strömenden Regen ziehe. Ich dachte schon, daß es dieses Dorf, in dem du lebst, nicht gäbe und dich auch nicht. Der Empfang hätte mich in dieser Vermutung bestärken können. Aber trotz allem wußte ich, du bist da, ich komme von deinen

Eltem, und wenn ich von deinen Eltern komme, so ist's der gerade Weg.“

„Warst du bei uns daheim?“

„Ja, zuerst war ich bei euch auf Brautschau, von der bring ich den Koffer, aber hängen wir doch diesen Mantel irgendwohin zum Trocknen auf...“

Ich vermochte mich kaum zu rühren, konnte mich noch immer nicht fassen.

„Gib ihn her, ich trag ihn in die Küche.“

Ich wollte den Mantel nehmen, Béla sollte sich endlich bei mir zu Haus fühlen, wenn ich ihn schon „nach Haus“ gerufen hatte; aber schwer war dieser Mantel, er zog mich hinunter, ich konnte ihn nicht tragen.

Béla brach in ein befreiendes Lachen aus.

„Glaubst du, der ist irgendein gewöhnlicher Zivilistenrock? Zwei Jahre schon lastet er auf meinen Schultern, Schwesternchen. Ich trag ihn hinüber.“

Zu zweit trugen wir ihn in die Küche, legten ihn über einen Draht am Herd. Gleich einer schweren Fahne hifsten wir ihn für einige Tage — für wie viele wohl?

„Na schön“, sagte mein Bruder und blickte den Mantel befriedigt an. „Vier Tage lang rühr ich mich nicht aus dem Haus, der kann hier hängen, ich werd ihn nicht brauchen.“ Béla warf auch einen Blick in die Holzkiste. „Wie stehst du mit dem Brennholz?“

Wäre doch nicht alles in mir so steif und gespannt gewesen... Gern hätte ich mich dieser häuslichen, aufgelockerten Stimmung überlassen, aber noch immer stand ich wie in einem wildfremden Haus erstarrt und beklossen da.

„Ich habe es verheizt... ich dachte, du würdest nie und nimmermehr kommen... du hast mich nicht verständigt... Wie ist es dir gelungen, dich trotz allem freizumachen?“

„Wart, Schwesternchen, wir haben, dem Himmel sei Dank, Zeit genug. Ich werd dir der Reihe nach alles erzählen, aber jetzt... du kannst dir gar nicht vorstellen, wie hungrig ich bin. So ist eben der Soldat. Wenn er Hunger hat, sagt er's grad heraus, du brauchst deswegen nicht so entsetzt dreinzuschauen. Seit dem Morgen hab ich keinen Bissen in den Mund genommen, und wie weit ist doch der Weg zu dir gewesen! Ich bin fast blind vor Hunger, ein Wunder, daß ich dich überhaupt erkannt hab. Hast du mich nicht erkannt,

so ist dies das kleinere Wunder. Und auch jetzt machst du ein Gesicht, als wärst du nicht sicher, daß ich's bin.“

Wahrscheinlich sah ich so aus, ich schaute und staunte und konnte es noch immer nicht fassen. Er sollte es sein, er, der mir das Teuerste auf Erden ist? Mein älterer Bruder Béla, den ich mehr liebe als alle anderen Menschen, er, von dem drei Jahre lang jeder Augenblick meines Lebens erfüllt gewesen? Er war es, war da, war gekommen? Er? Zu mir? Das alles schien mir so unglaublich, so sonderbar, so unerwartet, er war so anders als ich ihn vor mir gesehen, die Begegnung so anders als ich sie mir unzähligemal und stets auf neue Art ausgemalt; und am unwahrscheinlichsten und merkwürdigsten mutete es mich an, daß alles, was drei Jahre lang ein kaum greifbarer Traum gewesen, sich zu einem Mann aus Fleisch und Blut verkörpert hatte. Wie alltäglich: morastige Stiefel, das Trocknen eines Mantels, Essenfordernder Hunger... Wo waren die Sehnsuchts-, die Traumgedichte, wo das Gedicht, das ich über Gemälde geschrieben hatte, und warum kommt mir jetzt die Wirklichkeit wie ein Traum vor?

„Mir ist's ganz gleich, ob du mir glaubst. Laß mich nur nicht Hunger leiden! Nichts demütigt den Menschen mehr als Hunger. Nicht einmal Mißtrauen.“

Er hatte dies witzig, halb im Scherz gesagt, doch ich fühlte den Vorwurf hinter seinen Worten und gab mir Mühe, meine linkische Kraftlosigkeit, meine Erstarrtheit zu überwinden.

„Nun erst beginne ich zu glauben, daß du es wirklich bist, niemand außer dir könnte so gierig nach Essen verlangen. Es gibt Nudelsuppe. Magst du die gern?“

„Was immer, Zsuzsika, gib's nur her, sonst sterbe ich Hungers und du bleibst Witwe.“ Er kam auf mich zu, umarmte mich und begann mich zu küssen. Das aber war nicht gut, gerade jetzt war's nicht gut.

Er hatte wirklich großen Hunger, und mit solch einem Hunger küßte er mich. Erschrocken blickte ich mich um, erst jetzt bemerkte ich — vorher war es mir nicht aufgefallen —, daß meine Hausleute nicht in der Küche saßen, sie hatten sich irgendwohin zurückgezogen. Trotzdem fürchtete ich, daß sie hereinkommen, uns überraschen, daß sie sehen könnten, wie heftig Vetter und Base einander küßten. Ich trat zurück, wichen ihm aus, er kam mir nach.

„Muß ich nicht krumm werden und einen Körperschaden kriegen, wenn du mir immer ausweichst?“

„Mach keine Dummheiten, Béla — mir kam es sonderbar vor, diesen Namen auszusprechen —, laß mich los, damit ich die Suppe aufstellen kann, geh in die Stube; wenn die Suppe heiß ist, bringe ich sie dir.“

„Du wärmst die Suppe, und den Menschen legst du ins Kühle“, sagte er entrüstet, „du schüttelst ihn einfach ab.“

Aber er ging, zog die Hose straff, streifte mit einem Blick die schmutzigen Stiefel, sie störten ihn sichtlich; in der Kaserne mußte man sie blankwichsen, hier, bei mir, klebte Morast an ihnen, dennoch glaube ich, daß Béla bei mir strammer und schmucker war als in der Kaserne.

Ich stellte die Fleischbrühe und das Paprikasch auf den Herd. Hin und wieder hätte ich ja einen Blick in die Stube werfen können, doch war ich froh, allein zu sein, ich wollte das Gleichgewicht wiedergewinnen, nachdenken, ruhiger werden, wollte mich bemühen, all das zu begreifen, was sich ereignet hatte, und mir so unglaublich schien: eine Vorstellung, bei der ich den Text einsagen mußte und dennoch wußte, daß es nichts andres war als Spiel, Theater, Gaukelei; der Vorhang fiel, wir drängten einander stoßend dem Ausgang zu, draußen im Morast und Regen gaben wir uns Rechenschaft, daß alles Traum und Täuschung gewesen war. Die Flügel des Mantels bildeten den offenen Vorhang, vier Tage lang sollte er offen bleiben, so lange wir unsere idyllische Geschichte vorführten: Es kam einmal ein nasser, morastbespritzter, schmucker, ungemein schöner Soldat des Weges, ein Märchenbild; acht Stunden lang war er auf Schusters Rappen durch Regen und Morast zu einem unglücklichen Mädchen mit schmerzendem Rücken gegangen, zu einem Mädchen, auf dem seit seinem sechsten Lebensjahr der Bannfluch der Eisennasigen Hexe lastete. Der Soldat hatte sich vor drei Jahren auf die Wanderschaft begeben, um das Mädchen zu befreien, drei Jahre lang wartete das Mädchen, die beiden hatten einander liebgewonnen, ohne sich von Angesicht zu Angesicht zu kennen. Doch halt, hier bricht das Märchen ab, und wir sind in der Gegenwart. Das verzauberte Mädchen wärmt Fleischbrühe und Paprikasch auf, es versucht, sich in die Rolle einzuleben, denn jetzt ist der sehnsgütig erwartete Augenblick der Befreiung gekommen, es fällt dem Mädchen schwer, der Rolle gerecht

zu werden, es fühlt sich unbeholfen, auch unwürdig, einen so traumhaft-schönen Burschen bei sich zu haben, die Erfüllung ist zu romantisch-schön, die märchenhaften drei Jahre wollen sich noch immer nicht in einen der unzähligen Augenblicke des Alltags verwandeln, da ein Mantel trocknet und eine Fleischsuppe dampft.

„Ist die Suppe noch immer nicht warm?“ rief der Soldat durch die halboffene Tür, und das Mädchen fuhr zusammen.

„Gleich bringe ich sie!“

Die Suppe war wirklich schon heiß, man konnte sie hineintragen.

Ich trug sie in die Stube, füllte seinen Teller, Béla stürzte sich auf die Nudelsuppe, als hätte er seit eh und je bei mir gegessen, als hätte ich ihn mindestens drei Jahre lang gefüttert.

„Wie lang ist's her, daß ich keine Nudelsuppe gegessen hab!“

Gierig aß er, schlürfend löffelte er die Suppe. Ich sah ihn bloß an, ließ ihn nicht aus den Augen. Ich blickte diesen großen, starken, lustigen Burschen an. Und der hatte aus Lebensüberdruß eine Kugel ins Flintenrohr stecken wollen? Ich hatte ihn „gerettet“? Diese Hand, die den Löffel hielt, hatte jene unzähligen Zeilen geschrieben? Ich suchte in allen seinen Bewegungen, in seiner Art, den Löffel zum Mund zu führen, die vielen schönen Zeilen aus den Briefen.

„Bin ich erst bei Dir, so werden Dir die Hunde abends nichts mehr anhaben können... Wir werden einander angehören, etwas andres ist für mich gar nicht auszudenken... Wenn Du nur wüßtest, wie viele Pläne ich in Gedanken an unsere Begegnung gemacht habe...“

Jetzt nahm er eine Möhre auf den Löffel, salzte sie ein wenig, und während er sie hinunterschläng, blickte er mich an.

„Glaub ja nicht, daß dies ein hohles Wortgeklingel ist... Mag jemand auch noch so schön sein und einen fehlerlosen Körper haben — was nützt es, wenn derjenige innerlich verdorben ist und nichts taugt... Ich weiß, daß Du mir alles Schlechte zutraust und bin darauf gefaßt, das Liebste, was ich besitze, zu verlieren.“

„Gib mir zu essen, ich hab Hunger...“ Ist das die Hand, die mich drei Jahre lang mit so vielen schönen Zeilen gefüttert hat? Drei Jahre lang Buchstabe um Buchstabe, ununter-

brochen, Foto-Anschauen, geschnitztes Bild, wir sind schon ‚Götzenanbeter‘ geworden, auch ein sinniges erlösendes Wort aus dem Wortstrom von tausend und aber tausend Zeilen. So hatten wir einander von unserer Liebe geschrieben, nicht aus Erfahrung, nicht aus der Wirklichkeit heraus, in der ein Mantel trocknet und eine Fleischsuppe dampft.

Die Nudeln hatte er bis zum Schluß auf dem Teller gelassen. „Wie lang ist's her, daß ich keine Nudelsuppe mehr gegessen hab!“

„Ich sehne mich danach, einen echten Mai zu erleben!“

„Meine erste Bewegung war, dich in die Arme zu schließen, mein erstes Wort — Schwesterchen.“

Ja, dem Traum, dem Traum unserer Liebe verdanke ich meine romantische Taufe: Schwesterchen Zsuzsika.

„Mag's Herbst oder Winter sein — wie sich eine Knospe auf starrem Zweig öffnet, so wird die Blüte unserer Liebe sich erschließen. Denke in schweren Augenblicken daran, daß jemand, den Du gar nicht kennst, jemand, der vielleicht rauher, vielleicht sanfter ist als Du ihn Dir vorgestellt, Dir alles geben wird, was die anderen Dir vorenthalten haben. Aber wann wird das sein, wann? Wenn doch nur dieses heimtückische Fragezeichen nicht wäre!“

Die Gabel in seiner Hand! Ein sichtbares, greifbares Fragezeichen.

„Warum kann ich nicht bei Dir sein, um Dich zu umarmen und zu küssen? In wenige Tage hineingepreßt, wird sich die Sehnsucht von drei Jahren erfüllen, doch es sollen Tage sein, an die wir unser Leben lang denken. Und diese Begegnung wird uns den Ausblick in eine glückliche Zukunft auftun.“ Er spießte ein Klößchen auf die Zinken der Fragezeichen-Gabel. „Ich weiß nicht, was mir der nächste Augenblick bringt, ich will Dich nicht länger hinhalten. Ich muß das Liebste verlieren...“

Ich schaute ihm zu, wie er Paprikasch aß, sah nichts als lila Worte, grüne Worte im Teller, meine Erinnerungen legte ich als Beilage neben das Paprikasch. „Seitdem ich aus dem gemeinsamen Kessel esse, weiß ich noch besser als vorher: Wer sich selbst abseits stellt, macht sich lächerlich.“

Ich fürchtete mich vor den Speisen wie ein Ausgehungerter, der das Essen stehen läßt, um nicht daran zu sterben.

Ein gemeinsamer Kessel? Nein, nein, ich will nicht in einem gemeinsamen Kessel mit der ganzen Welt brodeln! Ich will mich in einem gemeinsamen großen Netz wiegen, wenn die ganze Erde sich so stark wiegt, daß der Sommerwind aufgescheucht wird.

Warum hatte ich Béla nicht erkannt?... „Meine Haarfarbe gleicht der Deinen, meine Augen haben die gleiche Farbe wie die Deinen“... Kannte ich ihn jetzt? War er rauher als ich ihn mir vorgestellt oder sanfter?... Wie streichelte er?... Wie ist er über die Tische hinweggesprungen, weitergerannt, wie hat er alles umgeworfen? Wie hat er am Grenzstreifen zwischen Wald und Wiese, zwischen Himmel und Erde, Wache gehalten? Wie hat im Maschinenraum sein Sang das Gedröhne des Motors übertönt, wie hat er am Sylvesterabend, unter Bewachung, die Jahresschwelle überschritten? Hat er den Dossier mit der gleichen abschließenden Handbewegung zerrissen, mit der er jetzt die Gabel niederlegt?

„Wohin hast du gehen wollen, als ich gekommen bin? Hast du irgendwo was zu tun?“

Schwer kam es mir zum Bewußtsein, daß er hier saß und nicht, vor den Offizieren stehend, das Geld auf den Tisch warf. „Glauben Sie, daß ich keine Gönner habe?“

Was hatte er eigentlich gefragt?

Bloß meine Ohren bewahrten seine Worte. In meinem Trommelfell zitterten sie nach, ich mußte gut hinhören, um ihren Sinn zu erfassen.

„Nein... das heißt, ja, ich müßte ins Kulturheim gehen, ich habe in der Nachmittagsvorstellung eine Rolle.“

„Eine Rolle?“ Er hob den Blick, sah mich an, schien sich zu wundern. „Trittst du am Ende gar auf?“

„Ich? Was soll denn auf einer Bühne suchen... Für mich gibt's nur eine Rolle, diese, über die du mir einmal geschrieben hast.“

„Und warum mußt du denn hingehn? Ich bin hier, nicht dort.“

„Ich muß den Text zuflüstern... Ich bin die Einsagerin.“

„Na, dann sag ein.“ Er faßte mich an der Hand. „Auch mir kannst du einsagen.“

„Zuerst müßte ich das flüstern... sie werden mich ja bald holen kommen.“

„Also geh ruhig hin. Ich bleib hier, trockne meine Sachen und unterhalte mich mit den Hausleuten.“

„Möchtest du dich nicht lieber niederlegen? Sicher bist du müde.“

„Siehst du, das ist kein schlechter Einfall! Hungrig war ich — ich hab mich sattgegessen, müd bin ich — ich leg mich nieder. Ich hab nichts zu tun, und wenn ich nicht ich wäre, so würde ich mich beneiden. Und wie gut wäre es erst, wenn du hierbleiben könntest!“

„Ich bin bald wieder da, werde mich beeilen, gleich nach der Vorstellung werd ich weggehen.“

Reuig, wie es mir schien, wies er auf eine Zigarette.

„Siehst du, was mein Versprechen wert ist?“

„Glaub ja nicht, daß ich auch nur hinschau!“ Ich kam in Verlegenheit, er hatte vielleicht, während er die Suppe und das Paprikasch gegessen, meine Gedanken erraten. „Du mußt nicht jedes Versprechen, das du mir gegeben hast, halten.“

Er stand auf und lächelte mich an.

„Also mach mir ein weiches Bett, ich werde mich ausstrecken. Ich bin wirklich müd. Mit deinem Vater hab ich bis zwei Uhr nachts gesprochen und den Frühzug verpaßt. Ich hab deinen Vater gebeten, mich zu wecken, falls ich nicht von selber erwache. Um neun Uhr bin ich aufgewacht, du hättest sehen sollen, wie ich aus dem Bett gesprungen und in die Kleider gefahren bin, grad als hätte es Alarm geblasen. Dein Vater hat mir lachend gesagt, daß er's nicht übers Herz bringen konnte, mich zu wecken, so gut hätte ich geschlafen, den Nachmittagszug würde ich auch schön langsam erreichen, der Frühzug sei längst fortgefahren. Da hätte ich bis Nachmittag bleiben müssen, ich hab aber nicht mehr warten wollen, hab mich zu Fuß auf den Weg gemacht. Die ganze Zeit hat es gegossen, und ich bin über und über mit Morast bespritzt, gradso als käme ich von einer Übung, doch die Hauptsache ist, ich bin hier, drei Jahre lang hab ich auf diese Übung gewartet.“

Unterdessen war ich tätig: ich breitete ein frisches Laken über das Bett, überzog Decke und Kissen, klopfte sie zurecht. Dann blickte ich ihn forschend an.

„Erkälte dich nur nicht! Zieh die Stiefel aus, ich trage sie in die Küche.“

Er zog die Stiefel aus und schaute dabei ein wenig betrübt drein.

„Nicht wahr, so hast du dir's nicht gedacht. Das seh ich dir an, so hast du dir's nicht vorgestellt.“

Solch ehrliches Bedauern lag in seinem Blick, daß ich auflachen mußte.

„Nein, das ist schon wahr. Du bist schöner, als ich mir's gedacht, aber die Begegnung ist morastiger. Ich wäre froher, wenn du viel häßlicher gewesen und mir statt der schmutzigen Stiefel einen Blumenstrauß überreicht hättest.“

Ich nahm die Stiefel entgegen, faßte sie an den Struppen, hängte sie an zwei Finger und schwenkte sie, während ich aus der Stube ging. Unterdessen waren auch meine Hausleute zum Vorschein gekommen. Rákinéni gab mir ein Glas Glühwein mit, mein älterer Bruder solle ja trinken, sonst würde er noch krank werden.

Er lag schon im Bett, als ich hineinkam; es schien mir so seltsam, einen Mann in meinem Bett zu sehen, ich wurde verlegen. Ich weiß nicht warum, für die Dauer eines Augenblicks stieg die Erinnerung an den Schlehdornstrauch in mir auf, der Tee mit Rum fiel mir ein und auch, daß ich damals vor Kälte gezittert und mich in die Hand gebissen hatte. Er freute sich über den Glühwein, aber während er trank, ließ er mich nicht aus den Augen, er verfolgte alle meine Bewegungen, ich geriet in immer ärgerle Verlegenheit und konnte es kaum erwarten, fortzugehen.

„Endlich etwas Feierliches“, sagte er und zeigte auf den dampfenden Wein im Glas. „Nach so langer Zeit hätte ich in einem blumenbekränzten Zug, an einer ausgeschmückten Haltestelle mit blitzblanken Stiefeln ankommen müssen...“

„Auch dann wäre ich nicht zur Haltestelle gegangen“, fiel ich ihm ins Wort. „Du hast mir doch geschrieben, daß ich dich nicht auf dem Bahnsteig erwarten muß, und ich wär' auch nicht gekommen. Ich wußte längst: kein Bahnhof würde der Ort unserer Begegnung sein... und es ist auch besser so.“

Natürlich wußte er nicht, woran ich dachte, er freute sich, daß ich mich mit der „morastigen Begegnung“ auszusöhnen begann. Rasch goß er den Wein hinunter. Ich sah Icu vor mir, die ihren Glockenrock hin und her schwenkte, bis sich ihre Knie zeigten.

„Gut war das! Nicht wahr, du füllst mein Glas wieder?
Damit ich mich nicht erkälte...“

Ich goß das Glas voll, sah es an (wie gerne möchte ich dein Becher sein, des Bechers Rand, berührt von deinem Mund!) und fühlte, daß Béla mich anblickte. „Eigentlich könnte ich mir auch etwas andres denken, um mich zu erwärmen, und zu berauschen.“ Ich füllte das Glas (Es ist ein Rausch, der Sehnsucht aufglühn läßt), er griff danach und faßte mich bei der Hand, er blickte mich ununterbrochen an, seine Augen glühten, als hätten meine Lippen den Rand des Glases schon vor dem ersten Einschenken berührt.

Ich wich zurück. Gern hätte ich Tür und Tor im Rücken gewußt, hier könnte meine Stimme noch versagen.

„Ich werde mich sehr beeilen... gleich nach der Vorstellung bin ich wieder da“, versprach ich, um ihn zu trösten, aber meine Stimme war beinahe tonlos.

Ich schlüpfte in meine Gummistiefel und machte mich auf den Weg. Es regnete ohne Unterlaß. Wie zuvor ging ich durch den Morast. Nichts hatte sich geändert. Wäre die Straße wenigstens trocken. Staub, Sonnenschein, Wind, der den Duft blühender Bäume und Blütenblätter mit sich trägt. Die Magura lag unsichtbar hinter den Nebelschwaden, Wolken hatten sich auf dem Berg niedergelassen. Das Ganze schien so unwahrscheinlich. Warum ist die Wirklichkeit so ganz anders als die Träume? Nicht besser oder schlechter, darum geht es nicht, nur *anders*. Wir hatten einander geschrieben und geschrieben, drei Jahre hatten wir voller Sehnsucht, in der Furcht, wir würden ihn niemals erleben, auf diesen Augenblick gewartet, und jetzt war er da, natürlich, nüchtern, mit den Dingen des Alltags angefüllt, wie ein zum Trocknen ausgebreiteter Mantel, wie ein Paar schmutzige Stiefel. Der Augenblick hatte nichts Außergewöhnliches, Unglaubliches an sich, der Mühe wert, drei Jahre lang darauf zu warten, und dennoch schien es außergewöhnlich und unglaublich, daß dies Wirklichkeit und kein Traum war. Ich ging, um Rollentexte einzusagen, er lag in meinem Bett, trank Glühwein, um sich nicht zu erkälten. War das möglich? War's möglich, daß es sich so und nicht anders zugetragen hatte? Vom Augenblick seiner Ankunft an hätten wir einander vier Tage lang in den Armen liegen und uns küssen sollen, ununterbrochen, ohne an Speise

und Trank zu denken, ohne morastige Stiefel und Bettüberziehen. Wir hätten die Sehnsucht dreier Jahre in diese vier Tage pressen müssen, dann wären auf drei dornigen Zweigen vier Blüten der Liebe ersprossen, die Menschen hätten sie zeit ihres Lebens nicht vergessen und später die Früchte gepflückt.

Die Vorstellung wurde nicht abgehalten, zu wenige Leute waren gekommen. Schneller, als ich gedacht hatte, konnte ich mich davonmachen. Auf uns beide wartete unsere „Vorstellung“, eine sonderbare „Rolle“ war mir zugeteilt worden, sie war mir fremd, für meine Träume zu wirklich, als Wirklichkeit zu traumhaft...

„Willst du denn schon gehen, Zsuzsika? Bleibst du nicht, um dir den Film anzusehen?“

Ich blickte auf, sehr hoch hinauf mußte ich schauen, Eduard, der Buchhalter des Volksrats, war noch größer als Béla, nun konnte ich mich davon überzeugen. Eduard war mein bester Freund in diesem Dorf, wir arbeiteten oft zusammen. Hieß es beim Volksrat aushelfen, so schickte der Schuldirektor immer mich hin, als „Zeichnerin“, wir machten Diagramme, Fotomontagen, Aufschriften. Eduard kümmerten Mädchen nicht, er zeichnete gern, wir befreundeten uns. Er besuchte mich, kam ziemlich oft, ganze Nachmittage lang zeichneten wir, sprachen miteinander und gingen auch zusammen ins Kino. Ich fühlte mich in seiner Gesellschaft wohl. Er war ernst, ruhig, ein wenig linkisch, kein Mann, der den Mädchen gefällt. Vielleicht klatschte man deswegen nicht über uns, oder man ließ es bleiben, weil ich ihm nur bis zum Ellbogen reichte, so groß war er. Kam er zu mir, so setzte er sich gleich nieder, es störte ihn, daß ich so klein war und er so groß. Sitzend paßten wir besser zueinander. Er wußte, daß ich viele Briefe bekam, ich hatte ihm von meinem „älteren Bruder“ erzählt und wie sehr ich an ihm hing, hatte ihm versprochen, sie einander vorzustellen; jener würde ja einmal zu Besuch kommen. Nachdem ich Eduard vieles über meinen „lieben Bruder“ anvertraut, hatte er mit mir auch über seine eigene Herzensangelegenheit gesprochen: mit einer lieben Schwester, einer Krankenschwester. Die war als Krankenpflegerin in die Stadt gezogen, und als sie ihr Vater einmal besuchte, gerann ihm vor Entsetzen das Blut in den Adern. Seine Tochter stillte ein

Baby. „Was soll das heißen“, fragte der Vater, „du stillst?“ „Warum denn nicht, Vater? Zeit hab ich, Milch hab ich, warum soll ich nicht stillen?“ Einmal kam die Krankenschwester auf Urlaub heim. Eduard fand Gefallen an ihr, weil sie so geschickte Hände hatte und weil sie ihre „Schande“ so nüchtern, so natürlich trug, daß es bald im ganzen Dorf hieß: „Zeit hab ich, Milch hab ich, warum soll ich nicht stillen?“ Eduard besuchte das Mädchen, immer besser gefiel ihm die schöne, sanfte Krankenpflegerin, die auch mit ihm so lieb umging wie mit einem Kranken; das rührte ihn, er war von ihr ganz hingerissen, betrachtete das Mädchen als seine künftige Frau, sah sie schon im Vorflur mit ihren Pflegerinnenhänden Blumen begießen. Eines Sonntags aber, als sie Eduard mit Nudelsuppe und Hühnerpaprikasch bewirten wollte, bekam er etwas andres zu sehen. Die schöne, sanfte Krankenpflegerin fing ein Huhn, zwängte es zwischen die Knie, riß ihm die Halsfedern aus, hielt ihm den Schnabel zu und begann mit einem stumpfen Messer an seiner Kehle herumzuschneiden, es spritzte, es floß Blut, das Huhn zappelte, schlug mit den Flügeln, und das Mädchen säbelte weiter, die gleiche Güte und Sanftmut lag auf seinem Gesicht, die gleiche Natürlichkeit, mit der es das Kind gestillt. Ernüchtert und dennoch mit einem Hoffnungsschimmer fragte Eduard: „Tut dir das Unglückshuhn nicht leid, wenn du es so quälst?“ „Was soll mir da leid tun, Eduard?“ lachte das Mädchen, „wenn es einen Magen gibt, so gibt es auch Blut. Ich würde das Tier mit einem besseren Messer rascher schlachten, aber ich hab eben nur dieses bei der Hand; niemand isst schluchzend Fleischsuppe...“ So war Eduards Traum von einer schönen, sanften Frau zerronnen, von einer Frau, die im Vorflur mit weißen Pflegerinnenhänden Blumen begießt.

Und nun stand dieser gute Bursche, dessen Kopf bis in die Wolken reichte, wie ein großes Stück Wirklichkeit vor mir.

„Nein, Eduard, ich bleib nicht hier, ich muß sehr rasch heimgehen... ich hab zu tun.“

Vorher wäre es mir nie eingefallen, ihm eine Lüge anzubinden, ich sah ihm an, daß meine Antwort ihm sonderbar vorkam, er blickte forschend zu mir herunter. Ich wurde

verlegen, doch konnte ich ihn unmöglich nach Hause mitnehmen, um ihn schon jetzt meinem „älteren Bruder“ vorzustellen. Sogar Béla wäre es verdächtig vorgekommen, daß ich es so eilig hatte, sie beide miteinander bekanntzumachen, er würde sich mißtrauisch fragen, was sich hinter solch einer Hast verbarg. Bei diesem Gedanken packte mich der Schreck, und ich log weiter.

„Ich wasche.“

„Du wäschst? Heute? Am Sonntag?“

Das Ganze war mir so peinlich, daß ich kaum zur Tür hinausschauen konnte.

„Das ist kein Sonntag, das ist ein gräßliches Wetter.“

Anscheinend hatte dies überzeugend geklungen, auch er sah durch die Tür hinaus und nickte verständnisvoll.

„Das ist schon wahr, ein abscheuliches Wetter... Na, dann schau ich gegen Abend einen Augenblick zu dir hinein.“

„Ich weiß nicht... ich werde vom Waschen müde sein und mich bald niederlegen.“

Meine Ohrenspitzen glühten, ich konnte mich so schwer herauslügen, es war mir nichts andres eingefallen, als Müdigkeit vorzuschützen.

„Also ein andermal, ja?“ rief ich hastig und trat in den Regen hinaus, um mir weitere Lügen zu ersparen. Ich eilte nach Haus, doch meine unvermeidlichen Ausflüchte waren mir peinlich und verfolgten mich auf dem ganzen Heimweg. Mein Bruder war also da, der langerwartete Augenblick gekommen, und schon mußte ich lügen, mußte mich verstellen. Ist denn die Liebe so kompliziert, warum bringt sie so viele Verwirrungen in meinen Alltag? Die Fleischsuppe schmeckt gut, aber hat vorher Blut fließen müssen? Muß man dem Huhn die Halsfedern ausrupfen und ihm den Schnabel zuhalten? Ich beneidete Eduards Krankenschwester; weshalb konnte nicht auch ich die Welt sehen wie sie: „So ist es. Zeit hab ich, Milch hab ich, warum soll ich nicht stillen? Wer ißt schon schluchzend Fleischsuppe!“

Die vielen Erregungen hatten mich hergenommen, der unablässige Regen, der dichte Morast; müde kam ich heim, ich mußte nicht erst schmutzige Wäsche zusammensuchen, auch so fühlte ich mich übermüdet. In der Küche roch ich

den trocknenden Mantel, natürlich, den hatte ich ja gewaschen und das war über meine Kräfte gegangen... Ich lächelte, Árpika, der Sohn meiner Hausleute — mein Schüler — war gerade mit dem Blankwichsen von Bélas Stiefeln fertig geworden. Meine Hausleute mochten mich gern, und jetzt sollte ihre Sympathie für mich auch „meinem Bruder“ zugute kommen, sie wußten ja, wie sehnsgütig ich ihn erwartet hatte, nun sollte ich — dies wünschten sie mir — mich so recht vom Herzen mit ihm freuen. Der hagere, ruhige, wortkarge Árpádbácsi war die Güte in Person, doch er kam gar nicht dazu, auch nur die Hälfte seines Wohlwollens zu zeigen, die dicke, immer lachende, redselige Rákinéni wollte ihn im Entgegenkommen übertrumpfen, und da ihre Gutmütigkeit es zuließ, legte sie doppelt so viel Güte an den Tag wie er. Dies hatte ich schon bei anderen Anlässen bemerkt, und so kam es wohl, daß viele den stillen, fleißigen Árpádbácsi für unbeholfen und weltfremd hielten, die stets hin und her wirbelnde, redselige Rákinéni für tüchtiger und gutherziger als ihren Ehemann. Und dabei war es sicher Árpádbácsis Einfall gewesen, Wein zu bringen, gewiß hat er selbst den Wein geholt, aber Rákinéni hatte ihn gesüßt, aufgekocht und durch den Dampf lächelnd gesagt: „Bitte, Zsuzsika, da ist was Warmes für den armen Soldaten, sonst holt er sich noch eine Erkältung und muß die paar freien Tage das Bett hüten.“

Freilich, er war ja auch da, nicht nur der trocknende Mantel und das gewichste Stiefelpaar — ich mußte die Wirklichkeit wieder zur Kenntnis nehmen —, er selber lag jenseits der Tür in meinem Bett. Ich wollte zu ihm, so streifte ich die schmutzigen Gummistiefel ab, stellte sie neben seine reinen glänzenden Lederstiefel und ging. Unwillkürlich kloppte ich an die Tür: gefühlsmäßig wußte ich, daß meine Stube von einem Fremden bewohnt war. Ich hörte an seiner Stimme, daß er darüber lachte: ich hatte an „meine eigene Tür“ geklopft.

Ich nahm mir vor, keinerlei Verlegenheit in mir aufkommen zu lassen; vergebens betrat ich mit diesem Vorsatz die Stube; was ich zu sehen bekam, schien mir denn doch zu seltsam. Dort, in meinem Bett, lag er, auf dem weißen Kissen lag ein schwarzer Kopf. Wieder wurde ich verlegen, aber zum erstenmal hatte ich das gute Gefühl: Er ist da, er ist

gekommen! Ich schaute ihn an wie jemanden, der wirklich angekommen war, und da sagte er, in meinem Bett ausgestreckt, den Kopf auf meinem Kissen, lächelnd zu mir:

„Ich hab überlegt, ob ich dich hereinlassen oder ob ich dir zu verstehen geben soll, daß draußen mehr Platz für dich ist.“

Langsam fand ich mich zurecht.

„Nicht wahr, ich bin schnell zurückgekommen? Erstaunlich schnell, was? Aber bilde dir ja nicht zu viel darauf ein, die Vorstellung hat nicht stattgefunden, darum bin ich wieder hier.“ Ungewohnt war mir dieser spielerische, „katzenhafte“ Ton, mein „kokettes Haben“ paßte so wenig zu mir wie die Lügen, mit denen ich Eduard abgespeist hatte; in Gedanken an die entfallene Vorstellung fiel mir die andere ein und die „Rolle“, die ich mir in unserer beider „Vorstellung“ zugeteilt hatte. Ich wurde ein wenig rot. „Nicht einmal Zeit zum Einschlafen hab ich dir gelassen... ich geh hinaus, wenn du schlafen willst.“ Auch das sollte kokett klingen, doch ich wäre am liebsten wirklich hinausgegangen, um ihn aufzustehen zu lassen, ich konnte mich zu schwer damit abfinden, einen Burschen in meinem Bett liegen zu sehen, und mich einfach auf den Bettrand zu setzen.

„Gott behüte, ich bin nicht hergekommen, um zu schlafen! Was tut's, wenn ich vier Tage und vier Nächte kein Auge schließe. Ich will dich anschauen, mit dir sprechen und — wozu darum herumreden — dich umarmen, dich küssen! Ich verkaufe nicht die Katz im Sack. Komm näher, setz dich her!“

Er strich die Decke glatt und machte mir Platz; ich blieb stehen.

„Was werden meine Hausleute dazu sagen? Du liegst im Bett, und ich bin bei dir...“

Er setzte sich auf und lachte.

„O du Neunmalkluge! Halten mich die Hausleute denn nicht für deinen Bruder?“

Sicher. Er galt ja als mein „Bruder“. Wieder war ich aus der Rolle gefallen, ich konnte nicht so gut schauspielern wie er.

Ich lachte betreten, setzte mich, jedoch nicht auf den Bettrand, ich zog einen Stuhl näher. Er sah mich an, wir

sahen einander an. Mir schien es, daß auch er verlegen geworden war und seine Worte, die er mir vor drei Jahren geschrieben, Lügen strafte: „Glaub ja nicht, daß ich so leicht in Verlegenheit gerate.“

Er faßte mich an der Hand, schaute sie an. Es war, als lernten wir einander erst jetzt kennen, als prüfe einer den andern in Erinnerung an die mit lila Tinte geschriebenen Träume, als vergleiche nun jeder von uns beiden die „Bilder seiner Seele“ mit der Wirklichkeit. Es ging darum, viele „Papier-Küsse“ zu tilgen.

„Ich möchte dich etwas fragen“, sagte er ernst und nachdenklich, „warum fürchtest du dich vor mir?“

Mich überraschte die Frage und Bélas Ernst.

„Ich fürchte mich nicht“, gab ich unsicher zur Antwort.

„Doch, du bist enttäuscht. Irgendwas ist anders, als du es dir gedacht hast.“ Er fühlte, daß er zu abschließend, zu gewichtig gesprochen hatte, und versuchte dies durch einen kleinen Scherz wettzumachen. „War ich in deiner Vorstellung schöner und gewandter?“

Ich antwortete ernst auf die wie im Spaß hingeworfenen Worte.

„Woher! Im Gegenteil, das weißt du ja! Es ist mir geradezu peinlich, daß du so schön bist. Die hundertfünfund-siezig Zentimeter, am Zollstock gemessen, waren nicht so ‚lang‘ wie die Wirklichkeit, irgendwie kommt’s mir vor, ich hätte dich betrogen. Ich hätte im vorigen Jahr, damals, als ich den Briefwechsel aufgeben wollte, dabeibleiben sollen.“

„Du redest Unsinn. Schau, was ich dir mitgebracht hab; während du fort warst, hab ich’s dir auf den Tisch gelegt.“ Ich blickte hin. Es war eine Gewehrkugel. Klein, kaum sichtbar. Auf mich machte sie den Eindruck eines Bühnenrequisits. Ich mußte an den Náznán-Burschen denken; der hatte mir ein Bonbon in die Hand gedrückt, es war während unserer Übersiedlung verlorengegangen.

„Ich sammle keine Liebesandenken“, sagte ich beinahe abweisend. Mir fiel ein, wie unzählige Liebesandenken Icu gesammelt hatte, alles Erinnerungen an eine „große Liebe“: eine Brosche, eine entzweigebrochene Perle, ein geschnitztes knieendes Hündchen, eine graue Stoffmaus mit Glasaugen... und wahrscheinlich später das rote Tuch eines Burschen ohne Körperschaden. „Danke, Zsuzsika, du kannst jetzt gehen;

es ist nichts für dich, im gemeinsamen lustigen Kessel zu brodeln...“

Meine Augen trübten sich. Erschrocken faßte Béla mich an der Hand und hielt sie so fest, daß ich sie ihm nicht entziehen konnte.

„Ich weiß, du bist anders. Nicht ‚deswegen‘ hab ich das Bleiding mitgebracht.“ Er blickte es an, als ließe er es gern wieder in die Tasche verschwinden. „Ich weiß, wie du bist. Für mich war es leicht, mir eine Vorstellung von dir zu machen, du bist genauso wie deine Briefe. Ich habe mich nicht getäuscht. Du bist viel mehr wert als ich. Bist viel reicher. Du trägst eine eigene Welt in dir. Es war nicht schwer für dich, mich zu berauschen. ‚Du hast meine Tage zu Feiertagen gemacht.‘ Dies hat in einem meiner ersten Briefe gestanden, ich hab’s nicht niedergeschrieben, um schöne Worte zu machen; nicht nur deinen Briefen hab ich geschrieben, sondern dir, die du jetzt neben mir sitzt. Weder dein Äußeres noch dein Innerstes ist mir fremd, alles hast du mir darüber erzählt, und du bist, wie deine Briefe sind. Wenn mir etwas Sorgen gemacht, so war’s, wie wir miteinander zurechtkommen werden, sobald wir nicht bloß ‚Briefe‘, nicht nur Buchstaben und Worte aus der Ferne sind, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, die einander Hand in Hand, Aug in Auge, in Atemnähe gegenüberstehen, und ob ich dann nicht für dich eine Enttäuschung sein würde. Mein Äußeres reicht nicht an das heran, was in dir steckt. Und wie glücklich wäre ich hier nun, sähe ich nicht diese Unsicherheit, diese Kälte... so warm hast du geschrieben... und bist so ganz anders.“

Nur schwer vermochte ich meine Ruhe zu bewahren. Zu sehr wühlte mich alles auf. Ich konnte Bélas Streicheln nicht abwarten, ich mußte ihm entgegenkommen, ich strich ihm übers Haar.

„Ich bin auch darin nicht anders... doch ich fürchte mich vor etwas... wie ein ausgehungerter Mensch sich vor dem Essen fürchtet, weil er glaubt, er könnte daran sterben. So plötzlich ist die Freude über mich gekommen, und ich empfinde sie als ein zu kostbares Geschenk.“

„Warum epfindest du sie als Geschenk? Warum mußt du darum ringen? Gebührt dir denn nichts Gutes und Schönes?“

„Ich will nicht das Gute und Schöne, weil es mir gebührt oder nicht gebührt. Ich brauche es, weil ich fühle, daß es mein ist, ängstige mich aber, daß es ebenso rasch verschwindet, wie es gekommen ist. Ich bin nicht an Gutes und Schönes gewöhnt, drum wage ich nicht, mich dem Glück zu überlassen. Deshalb rücke ich von dir ab, ich hab Angst... Nachher, ist es erst vorbei, ist die Freude vorüber, wird der Verlust mich mehr schmerzen, als wenn ich die Freude gar nicht erlebt hätte. Viele Schläge sind auf mich niedergesaust, ich bin abgehärtet; aber bin ich auch abgehärtet, so kann ich mir doch nicht vorstellen, wie es wäre... Sei du nur beruhigt, für dich muß es um meinewillen keine verzweifelte Stimmung mehr geben, ich kann dich oft und oft verlieren, aber sooft du zu mir zurückkehrst, wirst du mich wiederfinden. Warum bist du jetzt so ernst geworden, so traurig? Zweifle ich, so zweifle ich nicht an dir. Ich fürchte mich nicht vor dir, sondern davor, dich zu verlieren, auch wenn du mich nicht verlassen willst. Ein Tuscheln würde genügen, eine Bemerkung wie: ‚Dieser schöne, hochgewachsene Bursch hat nur so eine gekriegt.‘ Es müssen nicht einmal schöne Mädchen, schöne Frauen sein, die mit dir liebäugeln, eine solche Bemerkung bloß — und du wärst für mich verloren.“

„Sei nicht so kleinmütig. Denk nicht einmal an so etwas. Schau mich an und denk an nichts. Merk dir eins: ich bin gekommen, und vor allem bin ich gekommen, um dir Ruhe und Vertrauen einzuflößen, kein Zweifel darf in deinem Herzen zurückbleiben. Weine nicht, Kopf hoch, na, schau mich an, warum weinst du?“

„Ich weiß nicht warum... es tut mir wohl... vielleicht wird alle Bitternis mit den Tränen weggewaschen.“

„Gut, dann wein, soviel du willst. Gib mir die Hand.“ Er nahm meine beiden Hände und legte sie unter seinen Kopf. „Denk an nichts, schau mich bloß an.“

Ich sah ihn an, sah seine Augen, seinen Mund, und dachte wirklich an nichts, nicht einmal daran, daß alles so plötzlich vorbei sein würde, wie es gekommen war. Ich hielt seinen Kopf in beiden Händen, sah nichts als seine Augen, dachte an nichts und küßte und küßte, mein Haar löste sich, bedeckte uns, wir verbargen uns darunter, als hätten wir Angst vor den Hausleuten, wir versteckten uns vor der Welt wie

in einem Urwald, wir waren unter den Bäumen meines Lebens in einer Wildnis, die noch kein Mensch betreten... die Hand streichelte mich, ich zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen und küßte weiter. Der Augenblick, der nie dagewesen war und nie wiederkehren würde, durfte mir nicht entgleiten, ich mußte die Freude auskosten, um mein Leben lang an ihr zu zehren.

*

„Bist Du nach unserer Begegnung auch so glücklich wie ich? Selbst der Frühling ist für mich ganz anders als sonst. Früher hab ich mich nach einem Mai mit Unterhaltungen, Musik und Spaziergängen gesehnt, heuer könnte ich das haben, jeder vergnügt sich am Ersten Mai, aber mir liegt nichts an Zerstreuungen, ich denke an unsere Begegnung zurück, überdenke, was mit unserer Begegnung zusammenhängt. Jede Minute lebt in mir, nichts muß ich aufzeichnen, um es mir zu merken, ich brauche weder Bleistift noch Papier, und von dem, was war, kann man nichts zerreißen und nichts ausradieren.“

Auch in mir ist jede Minute gegenwärtig. Wie einen einzigen Augenblick empfinde ich die Zeit von Sonntag fünf Uhr nachmittags bis Donnerstag drei Uhr nachmittags. Es war wirklich bloß eine ganz kurze Zeitspanne in meinen zwanzig Jahren, doch damals hatte sich mein Leben erfüllt, all meine Sehnsucht, all meine Träume, ich wurde vollauf für meine Leiden entschädigt; wie eine ernste Mahnung kam es mir zu Bewußtsein, daß ich Schmerz und Zweifel hintanstellen müsse, um in diesem einen Augenblick den echten, den entscheidenden, zu sehen, an dem ich bis an das Ende meiner Tage zehren würde, den Augenblick, den es zu bewahren galt, um nie wieder zusammenzubrechen.

Dies hatten die vier Tage für mich bedeutet: Leben, Auskosten, die beseligende Freude, jede Minute zu genießen; ich wollte das Glück des Augenblicks behüten, um später einen Halt an ihm zu finden. Ich gab mich ihm hin, verlor mich in Freude, als sich mein Haar an deiner Brust löste und du mein Gesicht an das deine drücktest, als du mich auf den Schoß nahmst und küßtest, als du mich hochhobst

und dich mit mir im Kreis drehestest, als du mich in deinen Armen schaukeltest, um mich meine „bösen“ Gedanken, die ich vielleicht auch damals nährte, aber auch alle bitteren Erinnerungen an meine Kindheit vergessen zu lassen. Und dennoch fühlte ich — nichts konnte mich darüber hinwegtäuschen —, daß alles ein Traum war. Schien sich der Traum auch erfüllt zu haben, glich er auch in keiner Hinsicht den romantischen Papier-Träumen, so blieb es dennoch ein Traum und meinem Innersten fremd. Für mich war dieses Glück nicht geschaffen, ich konnte es nur für mich bewahren, wenn ich es vor den Gefahren der Gewohnheit rettete, denn schwarze Hunde lauerten darauf, es mir zu rauben.

Du tatest alles, daß ich nur an dich denke; allerlei liebest du dir einfallen, um meine Erinnerungen zu tilgen und mich zu zwingen, nur dem Augenblick zu leben, du erlaubtest mir nicht von meinen „bösen“ Gedanken zu sprechen; abends „bereiteten“ wir uns für die morgige Unterrichtsstunde vor, vier Tage rührtest du dich nicht aus dem Haus, obwohl es nicht mehr regnete, für dich war diese Zeit ein Genuß, obwohl du den Vormittag über allein zu Hause hocken mußtest, in dem „schweren Zimmerarrest der Liebe“, du bemühestest dich auch von dort aus, mich in deinem „Blickfeld“ gefangen zu halten, und dennoch konnte ich nicht dem frohen Heute leben. Oft bemerkte ich, daß du dich für mich schön gemacht hastest, daß du besonders stramm aussahen wolltest, daß du den Waffenrock fester zogst, ich blickte dich an und fühlte, es sei nicht mein Recht, einen so schönen, hochgewachsenen schlanken Soldaten zu bekommen, mir gebührte kein Bursch in solch schmuckem Waffenrock; unzähligemal batest du mich, dich anzuschauen, dir in die Augen zu blicken, an nichts anders zu denken — und ich sah dich an und „hörte“ deinen Blick sagen: Sieh mich an, präge dir jetzt alle meine Züge, jede meiner Bewegungen ein, denn dies wird in deinem Leben die einzige, die schönste und doch schmerzlichste Erinnerung bleiben. Oft scherztest du, sangst, lachtest mich aus, und ich lachte mit, um das Weinen zu unterdrücken; du kannst gehen, dieses lustige Brodeln ist nichts für dich; oft waren wir uns „nah“, auch wenn unsere Lippen einander nicht berührten, wir saßen Wange an Wange, diese Reglosigkeit tat wohl, so gut war's

zu fühlen, daß du atmetest, daß dein Herz pochte und sonst alles still blieb, mir wäre es am liebsten gewesen, so zu verharren, denn nach diesem Augenblick würdest du mir entrücken, und alles wäre wie nie gewesen.

„Das Ganze war wirklich nur ein Augenblick“, schriebst du mir nachher; und das hatte ich ja die vier Tage über gefühlt, und mehr als dies, ich hatte gewußt, daß der Augenblick, so rasch er gekommen, auch wieder vergehen würde. „Während der Zeit, die ich bei dir verbracht, warst du so schweigsam, oft sprachst du stundenlang kein Wort.“ Nein, ich schwieg, weil du mir verboten hattest, traurig zu sein, mich bösen Gedanken, Verzagtheit oder Zweifeln zu überlassen. Jetzt sollte es kein „Stammle, stöhne heraus, was dein Herz bedrückt“ geben. Einmal stotterte ich es mit Wörtern, die ich durch den Lautsprecher gehört, hervor: „Du sahst mich an und ich vergaß, was einst gewesen, / Du lauschtest, meine Kehle gab das Wort nicht her. / Oh, hilf mir, daß ich mich dir ganz erschließen kann, / Doch leben und auch sterben werde ich allein!“ Auch diese Worte ersticktest du mit einem Kuß und sagtest: „Schön. Doch wer eine weiße Haut hat, darf nicht so schwarze Verse schreiben.“ Und du drücktest Kuß um Kuß auf meinen Hals, auf meine weiße Haut.

In der ersten Minute unserer Begegnung hattest du, wie du mir nachher geschrieben, bemerkt, daß ich über irgendetwas enttäuscht war. Du wolltest deine eigene Träume in dieser Begegnung erfüllt sehen und warst ängstlich darauf bedacht, alles, was du dir vorgestellt, Wirklichkeit werden zu lassen: die morastigen Stiefel sollten blühen, unsere Gefühle auflodern und uns berauschen, nicht der Glühwein, nicht der Dampf der Fleischsuppe, sondern unser Atem sollte uns Wärme spenden; dann erst freutest du dich daran, mir lang in die Augen zu blicken, und du fühltest dich wohl im weißüberzogenen Bett; du warst froh, mich so „gewandt“ zu sehen, und das mußte ich ja auch sein, du hattest deine helle Freude daran, zu beobachten, wie ich mich „verwandelte“, ich wollte mütterlich sein, dich umsorgen, es dir heimisch machen; du liebst mich walten und ein Bedürfnis befriedigen, das ich schon immer in mir getragen und das bis zum Augenblick unserer Begegnung bloß meinen jüngeren Schwestern zugute gekommen war; und nun konnte

ich mich darin ausleben; ich wollte keinen Gedanken an Morast noch an das Federnrupfen am Hühnerhals aufkommen lassen; morgens, ehe ich zur Schule ging, brachte ich dir die Schüssel mit dem Waschwasser; ich bat dich, nicht aufzustehen, ich hielt die Schüssel über dem Bett. Wie schön das doch war! Es wurde nicht zu einer ernüchternden Gewohnheit; auch dann ließ ich dich nicht aufstehen, ich gab dir etwas zu lesen. Wozu solltest du aufstehen, damit konntest du bis zu meiner Heimkehr warten. Du lachtest: „Na, wenn das ein Offizier sähe!“ Du stecktest dein männliches Selbstgefühl in die Soldatenuniform, und es war dir angenehm, dich bedienen zu lassen. Da würde es vielleicht weniger Anlaß zu einer Enttäuschung geben, die Fleischsuppe würde noch besser riechen und nicht an Blut erinnern. Es war dein Verdienst, daß ich in diesen vier Tagen die Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit weniger fühlte, dennoch hatte ich diese vom Traum verschönte Wirklichkeit „schluchzend“ genossen, ich „stöhnte und stotterte“ nichts hinaus, ich schwieg, meine Kehle war wie zugeschnürt und gab die Worte nicht frei.

Wenn doch in diesen vier Tagen nur das vorgefallen wäre! Hätte es doch nur solche beschwingte Minuten gegeben, da kein Morast die Schwingen berührt, da nichts den Traum in den Schmutz gezerrt, da die schwere Bürde des Zweifels noch zu ertragen ist, da sie als Opfer angesehen werden kann, da noch Hoffnung besteht, den Traum noch traumhafter zu machen, um ihn nicht von den Würmern des Zweifels zernagten zu lassen!

Doch neben den feierlichen Minuten gab es auch alltägliche; Kleinigkeiten und Gewohnheiten ließen erkennen, wie leicht ein Traum-Ideal von den Mühlen des Alltags zermalmt werden kann!

Manchmal waren es bloß so unwichtige Kleinigkeiten wie die Bewegung von Eduards sanfter Pflegeschwester, als sie das Huhn zwischen die Knie gezwängt hatte. Eines Morgens klopfte ich wie gewöhnlich an deine Tür. „Aufwachen! Gleich komme ich mit dem Frühstück.“ Bald darauf brachte ich das Waschwasser, aber ich klopfte auch diesmal an, es war ja schon deine Tür, und du wußtest, warum ich nicht eintrat, ohne vorher anzuklopfen, du saßest, als ich die Tür öffnete, in Unterhosen auf dem Bett. Nicht das war

mir peinlich, mich störte, daß du es absichtlich getan hastest, daß du auf diesen Streich geradezu „stolz“ warst. So saßest du da und hastest dennoch „herein“ gerufen, du warst neugierig, wie es auf mich wirken würde, dich so zu sehen, du hastest dich im vorhinein darauf gefreut, mich in Verlegenheit zu bringen.

„Entschuldige“, sagte ich, „warum hast du ‚herein‘ gerufen?“ Ich kehrte dir den Rücken und ging auch schon zur Tür hinaus. Du brülltest vor Lachen, daß es im ganzen Haus widerhallte und riefst: „Komm herein, Schwesterchen, jetzt kannst du beruhigt hereinkommen.“ Und du lachtest dabei: ich trat ein, dir aber tat das Lachen so wohl, daß du gar nicht damit aufhören wolltest.

„Na, ich hatte nicht gedacht, daß dich Unterhosen so sehr erschrecken würden.“

Ich gab einen zimperlichen, falschen Grund an, der dennoch glaubwürdig klang. „Ich habe keine Brüder, der eine ist als kleines Kind gestorben; im Internat war ich nur mit Mädchen zusammen, und nicht einmal vor denen zog ich mich gern aus.“ Etwas Ähnliches brachte ich vor, doch heute gestehe ich dir ein, daß mir auch bei Mädchen die Entblößung des Körpers, die in sich selbst verliebte Nacktheit, zuwider ist. Aber viel mehr verletzte und störte mich, daß du es darauf abgesehen hastest, mich in Verlegenheit zu bringen, dein Gelächter erniedrigte mich, mir war's, als wolltest du meine so innig gehüteten schwärmerischen Träume dadurch herabwürdigen.

Nachträglich sahst du ein, daß du dich nicht richtig benommen hastest, ein peinliches Gefühl war dir von diesem Scherz zurückgeblieben, du versprachst mir, solche schlechten Witze in Zukunft seinzulassen und hast dein Wort auch gehalten.

Am Nachmittag redeten wir über unsere Eltern. Du hastest mir, wie du es mir angekündigt, alles „der Reihe nach erzählt“, wie du dennoch deinen Urlaub bekommen, wie der Offizier zuletzt zugegeben, daß nicht du, sondern er an der Explosion schuld gewesen sei, du sprachst von deinen Reisegefährten, warum du mit deinen ernsten Absichten zuerst zu meinen Eltern gefahren seist. Und so kam die Rede auf meine Eltern, nicht eigentlich auf meine Eltern, sondern auf meinen Vater. Bei uns hastest du, wie du sag-

test, alles in Augenschein genommen, das Haus, den Hof, die Tischlerwerkstatt, — „auch ich wollte einmal Tischler werden“ —, den Obst- und Weingarten, und plötzlich wurdest du traurig.

„Ihr seid reich. Meine Eltern besitzen nichts, und wir sind sieben Kinder daheim.“

„Vater hat mit einer achtköpfigen Familie und mit Schulden, die er für acht Jahre aufgenommen, von neuem begonnen.“

„Umsoweniger wird er es zulassen, daß ein Habenichts sich um die ‚Hand seiner Tochter‘ bewirbt.“

„Du kennst Vater nicht.“

„Dein Vater ist ein kreuzbraver Mann, aber in diesem Punkt wird er nicht mit sich reden lassen. Wir armen Burschen haben oft Gelegenheit gehabt, reiche Leute kennenzulernen. Wir sind lange Zeit auf sie angewiesen gewesen.“

„Hast du auch den Baumstumpf, der wie eine Tischplatte aussieht, dort am Waldrand gesehen?“

„Auch dort war ich.“

„Das ist mein ‚Besitz‘. Und der gehört vor allem dir. Was ich dort ‚gesammelt‘ und ‚erarbeitet‘ habe, ist für dich bestimmt.“

„Kommt die Rede auf Besitz, so wird dein Vater schwerlich diesen Baumstumpf als ‚dein Vermögen‘ betrachten.“

„Du kannst beruhigt sein, darüber wird gar nicht viel geredet werden.“

Ich wußte, worauf es ankam, doch ich weiß nicht, ob meine Worte dich überzeugten; ich war unruhig geworden und sagte mit zugeschnürter Kehle: „Ganz gewiß wird es nicht an diesen Dingen liegen, wenn es für uns beide keine gemeinsame Zukunft geben wird.“

Ich brachte das Gespräch auf meine jüngeren Schwestern; ich bemühte mich zu plaudern, um nicht über „Vermögensverhältnisse“ reden zu müssen. Ich wollte lieber über unsere „Herzensangelegenheiten“ sprechen, und auch diesmal mußte ich meine Zweifel hinunterschlucken.

„Nicht wahr, die Mädchen sind schön? Sie werden groß und schön werden und ebenso ‚reich‘ sein wie ich, aber stark, hochgewachsen, gesund. Sie werden ihre Träume, ihre Sehnsucht erfüllt sehen, meine Schwestern werden nicht entsagen

müssen. Auch sie gehören zu meinem ‚Reichtum‘, irgendwie sehe ich voraus, daß sich alles, was ich für mich erträumt, in ihnen erfüllen wird. Ich liebe sie sehr, Jutka ist zehn Jahre alt, du hast sie ja gesehen, schon jetzt ist sie größer als ich. Vorläufig messen die Kinder sich noch an mir, später werde ich mich an ihnen messen. Einmal habe ich Jutka aus dem Feuer gerettet, ich würde meine Schwestern wann immer wieder retten, vielleicht bloß aus Selbstsucht; um mich in ihnen brennen zu sehen.“

Diese lyrische Abschweifung tat mir wohl, umso mehr als sie das Gerede über „Vermögensverhältnisse“ unterbrochen hatte, doch du kamst gleich wieder darauf zurück.

„Wüßte ich, daß du mitkommst, so würde ich dich rufen.“

„Wohin?“

„Zu uns, zu den Eltern. Die deinen kenne ich, und nun solltest du die meinen kennenlernen. Ich fahre von hier aus zu ihnen, da könntest du einfach mitkommen.“

Ich war entsetzt. Ich sah vor mir, wie deine Eltern und deine Geschwister mich mustern, wie sie meine „Armut“ in Augenschein nehmen würden. Ich las deiner Mutter die Gedanken vom Gesicht ab: O du mein schöner Sohn, was für eine Schwiegertochter hast du uns ins Haus gebracht! Wie? Sie ist reich? Na, dann geht's ja noch.

Und ich war entsetzt, weil ich wußte, daß ich nicht das Recht auf einen wie dich hatte, daß es nicht mein Recht ist, so etwas vom Leben zu fordern. Bekäme ich es dennoch, so wäre es meine Pflicht es zurückzuweisen. Eigensüchtig schien es mir, solch ein Geschenk von jemandem anzunehmen, der schön ist und dem eine ebenso schöne Gerährtin gebührt. Und nähme ich dieses Geschenk an, so könnte ich es nicht behalten. Mit einem andern, der nicht so schön ist, könnte ich mir allerlei vorstellen: eine Ehe, die kleinen Ärgernisse des Alltags, Lügnereien, Streitigkeiten, ungeduldige Worte und Enttäuschungen; müßte ich aber alles mit dir erleben, so stürzte der schönste Traum meiner Jugend zusammen. Ich fürchtete mich vor der Wirklichkeit und vor den Kehrseiten eines Lebens mit dir.

Ich schwieg lange und sah dir an, wie der Plan in deinem Innern verwelkte. Etwas mußte ich sagen, nicht was ich gedacht, etwas weniger Endgültiges, ich wollte keinen

gewichtigen Schlußpunkt setzen, sondern einen biegsamen dünnen Strich ziehen.

„Das ist alles verfrüht, Béla. Kehr zum Regiment zurück, überleg es dir auch dort, denk nüchtern, bei klaren Sinnen, darüber nach, wenn ich nicht bei dir bin. Jetzt hast du mich gesehen, nun weißt du, wie ich bin. Betrachte mich aus der Ferne von meinen ‚schlechtesten Seiten‘. Was würden deine Eltern sagen, brächtest du ihnen ein Mädchen wie mich als Schwiegertochter ins Haus? Was würden deine Geschwister, deine Freunde, deine Verwandten, deine Bekannten für Augen machen: Stell dir das alles aus ‚weiter Ferne‘ vor. Denk an die vielen Menschen, mit denen du zusammenkommst, an Geselligkeiten, an tausend fremde Leute. Denk an alles, nur nicht an mich! Was du mir bisher gegeben hast, muß mir genügen, auch dies kann mich glücklich machen. Ich habe um so vieles mehr bekommen und so betrachte ich es auch: als Belohnung, als Geschenk, das mich nicht berechtigt, mehr zu fordern. Darüber denk bei klarerem Kopf nach und triff dann eine Entscheidung. Ich werde immer für dich da sein, wann immer du mich rufst, werde ich kommen. Auch später, nachdem du mich aufgegeben hast, würde ich kommen, fiele es dir nachher irgendwann einmal ein, mich zu rufen...“

„Nie werde ich vernünftiger und mit klarerem Kopf urteilen, als jetzt und bei dir“, sagte er verbittert, „du bist eine große Meisterin, kannst allerlei und obendrein tausenderlei Fremdes schreiben oder sprechen; das ist ernüchternd und nimmt einem die Lebensfreude.“

Das war die Montagsportion.

Jeder Tag hatte seine eigene Portion.

Am Dienstag konnte ich's einfach nicht mehr aushalten, mit irgendjemand mußte ich über dich sprechen; ich erzählte zwei Kolleginnen — zwei Mädchen —, ein Soldat, mein Bruder, sei Sonntag zu Besuch gekommen und sei noch immer da. Sie zeigten sich „entrüstet“, sie warfen mir vor, daß ich ihnen das bis jetzt verschwiegen hatte. Alle zwei waren ganz versessen darauf, dich kennenzulernen, besonders Klári, die schönere der beiden.

„Na, Schwamm drüber, länger kannst du ihn nicht vor uns verstecken, am Nachmittag besuchen wir dich und nehmen deinen Helden in Augenschein. Sieht er gut aus?“

Ich erschrak, weil ich die beiden in solch einer Erregung sah, ich bedauerte, daß ich mich verplappert hatte, aber nun war ja nichts mehr daran zu ändern.

„Ihr werdet ja sehen“, antwortete ich, unwillkürlich etwas prahlerisch. Gerade weil ich meinen Gast nicht beschrieben hatte, stellten sie sich etwas Außergewöhnliches unter ihm vor, und nun mußte ich ihre Neugier beschwichtigen: „Kein Grund, so gespannt zu sein, ihr werdet nicht auf den Bauch fallen.“

Daheim sagte ich:

„Heute nachmittag kommen zwei Lehrerinnen zu Besuch, benimm dich, bitte, als wärest du wirklich mein Bruder!“

„Verlaß dich drauf“, lachtest du, „ich werd dir schon keine Ungelegenheiten machen. Und wozu kommen sie?“

„Sie möchten dich sehen. Sie möchten dich kennenlernen.“

„Hoho!“ Ohne zu wollen recktest du dich, der Besuch war dir willkommen. „Sind sie schön? Sehen sie gut aus?“

Wie eine Fremde blickte ich dich an. Eine Theaterszene würde am Nachmittag aufgeführt werden, doch ich hatte mir selbst keine Rolle zugeteilt.

„Hübsch sind alle beide. Die eine besonders.“

„Mir soll's recht sein. Ich will sie mir anschauen, vor allem die besonders hübsche. Du wirst dich wundern, was für einen Bruder du hast und wie gut der sich darauf versteht, Mädchen den Hof zu machen.“

Schließlich schwiegst du, vielleicht war auch dir zum Bewußtsein gekommen, wie sehr dir die Rolle lag, und wie leicht dir die Worte: „Ich bin nichts als dein Bruder“, über die Lippen kommen würden.

„Nicht einmal im Traum kannst du dir vorstellen, was für ein ‚Bruder‘ ich bin und was für ein teures Schwesternchen du mir bist.“

Du versuchtest, deinen Worten einen andern, einen liebevollereren Sinn zu geben, und ich lächelte dir beruhigend zu. Damals erwachte ein Wunsch in mir und nahm Gestalt an. Ich schrieb dir später darüber und kam in meinen Briefen oft darauf zurück: „Bekämetest Du doch eine, die äußerlich schön und innerlich nicht verdorben ist, soll sie Dich mir nehmen, damit nicht ich Dich, ‚abschütteln‘ muß. Sie soll uns beide für einander bewahren!“

Ich war Klári dankbar, daß sie mich mit ihrer Kollegin besuchen wollte. Ich wartete darauf, zu sehen, wie du dich in Gesellschaft anderer Mädchen benimmst, ich hätte daraus schließen können, wie du dich zu mir benehmen würdest, wenn ich anders wäre. Und schon am Nachmittag gab ich mir Rechenschaft, daß du mit mir keinen Augenblick so frei, so in deinem Element sein könntest wie mit anderen. Du warst ein ganzer Kerl, du machtest den Mädchen den Hof, du warst lustig und witzig. Und ich sah, was jeder an meiner Stelle bemerkt hätte: in einer Stunde hattest du ihnen den Kopf verdreht. Sie gaben es auch zu, während ich sie hinausbegleitete. Als erste äußerte sich Magdus, schon war sie Kláris Rivalin geworden und wollte dich einfach in Besitz nehmen.

„Hast du aber einen Bruder! Wie konntest du nur sagen, daß wir nicht auf den Bauch fallen würden.“

Auch diesmal war Klári findiger als Magdus.

„Du, kommt doch heute abend ins Kino, ich setz mich zu euch. Schon lang hat mir kein Bursch so gut gefallen wie dein Bruder. Ist er mit jemandem verbandelt?“ Im Nu hatte sie Magdus beiseite geschoben.

„Mit niemandem... wenigstens weiß ich nichts davon.“

„Er wird schon jemanden haben“, sagte Klári und zuckte gleich darauf die Achseln. „Ist schließlich weiter nicht wichtig. Was man bekommt, gehört einem, auch wenn man's jemandem andern weggenommen hat, jaja, auch dann.“

Klári war ein gutmütiges Mädchen, doch wieder überzeugte ich mich, daß es in solchen Dingen kein Erbarmen gibt, da ist sich jeder selbst der Nächste.

Was für Augen hätten meine Kolleginnen gemacht, wenn ich so unvernünftig gewesen wäre, ihnen ins Gesicht zu sagen: Dieser Bruder gehört mir, den kann mir niemand wegnehmen.

Ich ging hinein und erzählte dir, was für einen Eindruck du auf die Mädchen gemacht, und daß sie uns gebeten hatten, abends ins Kino zu kommen. Du lachtest ein wenig beschämt.

„Nicht wahr, ich bin ein guter Schauspieler?“

Schauspieler... Spieltest du auch für mich nur Theater? Spieltest du auch mir den ersten Liebhaber vor? Hattest du

mir nicht einmal geschrieben: „Wie die Städtchen, so die Mädchen...?“

Ich wurde traurig. Du wurdest ernst.

„Nun, was ist los?“ Du umarmtest mich, zogst mich an dich. „Bist du am Ende gar eifersüchtig? Es war ja nichts als Spiel. Ich mußte mich wie dein wirklicher Bruder beherrschen.“

„Ich, und eifersüchtig?“ Das Wort war schlecht gewählt. „Ich will dich an meine gestrigen Worte erinnern: kein Recht habe ich an dich, zu Unrecht nähme ich an, was du mir geben willst. Es wäre reine Selbstsucht. Ich, und eifersüchtig? Gingest du von mir fort, käme eine andere und machte dich mir abspenstig, so ließe ich es ruhig zu, es geschähe mit Recht. Man darf mir etwas nehmen, was nicht mir gehört.“

Du blicktest mich lange prüfend an.

„Ich weiß nicht, ob du dergleichen schon gesagt hast, wenigstens kann ich mich nicht daran erinnern.“

Ich wurde rot, schwieg gequält, brachte kein Wort hervor.

„Denken konntest du es dir natürlich, das steht dir frei.“

Du seufztest schwer und fast ärgerlich auf.

„Gewiß, es sind nur Gedanken gewesen. Wie schön hast du doch einmal geschrieben: Teile alle Schmerzen und Gedanken mit mir.“

Ich teilte sich nicht mit dir, ich empfand meine innere Welt als zu verschlossen, ich fühlte, daß sie sich immer mehr verschloß, wie der Löwenzahn vor Einbruch der Nacht Reichen Nährboden ersehnte ich für mich, fruchtbare Gartenerde, die alle für eine Pflanze notwendigen Grundstoffe enthält, um sie schließlich üppig werden zu lassen, nur eins rollte ich nicht für mich in Anspruch nehmen: das Recru auf eine gemeinsame Zukunft mit dir.

Während du noch bei mir warst, verbohrte ich mich immer tiefer in diesen Gedanken, besonders an den Vormittagen, da ich dich allein zu Hause gelassen und mich nicht vor dir zusammennehmen mußte. Wirklich und wahrhaftig, dieses Bewußtsein beherrschte mich, ich tauchte darin unter; während ich in der Schule unterrichtete, war ich unaufmerk-

sam, mitten im Vortrag versagte mein Gedächtnis, ich er-
tappte mich bei Zerstreutheitsfehlern, oft wußte ich nicht
einmal recht, was ich gesagt hatte. Die Kinder bemerkten
dies, da schaltete ich stille Beschäftigungen in die Unter-
richtsstunden ein, ich wollte die Schüler nichts von meiner
Zerstreutheit merken lassen, doch lag es mir auch daran,
ungestört über mich selbst nachdenken zu können.

Mittwoch mittag — Klári hatte mich gefragt, warum wir
nicht im Kino gewesen waren — blieb mir nichts andres
übrig, als nach Ausreden zu suchen, mich zu verstellen, es
fiel mir schwer, und kaum hatte ich das peinliche Gefühl
hinuntergewürgt und mich auf den Heimweg gemacht, rief
mir Eduard schon aus dem Büro zu, daß der Sekretär mich
zu sprechen wünsche. Ich trat ein. Der Sekretär brauchte
einige Diagramme, Eduard und ich sollten sie machen.

„Ich mache sie allein“, antwortete ich rasch und unter-
nehmungslustig.

„Das geht nicht“, sagte der Sekretär, und man sah ihm
an, daß er meiner Begeisterung nur ungern einen Dämpfer
aufsetzte, „es sind Arbeiten, in denen sich nur der Buch-
halter auskennt, ihr müßt sie zusammen machen.“

„Ist es dringend?“

„Heute oder morgen müssen sie fertig sein.“

„Das trifft sich schlecht, gerade heute und morgen kann
ich nicht mithelfen. Aber Freitag...“

„Warum?“

„Weil ich jetzt eine Arbeit habe, mit der ich bis Freitag
fertig werden muß.“

„Auch die Diagramme müssen gemacht werden. Zuerst
wollten Sie sogar allein daran arbeiten.“

„Gut“, sagte ich, ehe ich Zeit hatte, blutübergossen da-
zustehen, „irgendwie werde ich es mir schon einteilen.“ Und
ich fügte, um auch meine eigene Arbeit wichtig erscheinen
zu lassen, hinzu: „Wenn es gar so dringend ist.“ Ich zog
mich mit Eduard zurück, um das Weitere mit ihm zu be-
sprechen, doch sobald wir die Tür hinter uns geschlossen
hatten, sagte ich, da ich allen Fragen ausweichen wollte,
bittend zu ihm:

„Mach es, wenn irgend möglich, allein, Eduard. Bis Frei-
tag kann ich dir nicht helfen.“

„Hast du gar so viel zu waschen?“

„Ich habe eine Arbeit, mit der ich mich heute und morgen befassen muß, mir bleibt kein freier Augenblick für etwas andres. Später einmal werde ich dir erzählen, um was es sich gehandelt hat, doch jetzt muß ich geschwind nach Haus gehen und diese Arbeit zu Ende führen.“

„Da bin ich wirklich neugierig! Kann ich nicht am Nachmittag zu dir hineinschauen?“

„Bist du aber ein verständnisvoller Mensch! Du hörst, wie eilig ich es habe. Du störst mich nur, wenn du kommst. Nicht einmal auf dich kann ich zählen, wenn ich Hilfe brauche.“

Mit Müh und Not nahm er mir die Arbeit ab, die war ich nun los, nicht aber das Bewußtsein, wie geschwind in nur drei Tagen die Kurve der Ausreden, der Lügen, der Verstellungen auf meinem eigenen „Diagramm“ hinaufgeschnellt war.

Verstimmt, eine halbe Stunde später als sonst, kam ich daheim an. Und obendrein warst auch du schlechter Laune. Kaum war ich eingetreten, hörte ich dich fragen:

„Wo bist du nur so lange weggeblieben?“

„Ich wurde zum Volksrat gerufen, es handelte sich darum, in sehr kurzer Zeit einige Diagramme zu zeichnen. Nur mit schwerer Mühe konnte ich ihnen beibringen, daß ich daheim eine ‚wichtige Arbeit‘ erledigen muß.“ Ich versuchte zu lächeln, erwartete vielleicht einen dankbaren Blick, weil doch du diese „wichtige Arbeit“ warst und weil ich dir zuliebe Ausreden gesucht und gelogen hatte. Du aber schaustest immer finsterer drein und begannst mich auszufragen.

„Wer wollte mit dir sprechen?“

„Der Sekretär und der Buchhalter.“

„Sind sie jung?“

„Der Sekretär ist ein älterer Mann, der Buchhalter ist jung. Ungefähr in deinem Alter, aber noch größer als du.“ Vielleicht hätte ich auch, nichts Böses ahnend, hinzugefügt, daß wir befreundet seien, daß er mich besucht habe, daß ich ihm von dir erzählt und ihm versprochen hätte, euch beide miteinander bekanntzumachen; du aber unterbrachst mich gleich mit der sonderbaren Frage:

„Sieht der Buchhalter gut aus?“

Ein peinliches Gefühl schnürte mir die Kehle zusammen. „Sieht dein Bruder gut aus?“ „Sehen die Mädchen gut aus?“ „Sieht der Buchhalter gut aus?“ Bei so viel „gutem Aussehen“ zog ich wahrscheinlich ein langes Gesicht, jedenfalls hörte ich aus meiner eigenen Stimme die Unlust heraus.

„Der ist nicht so... den Mädchen gefällt er nicht.“ Und als ich dich ansah, wußte ich eigentlich schon, wieviel es geschlagen hatte. „Warum fragst du danach?“

Du blicktest noch finsterer drein als vorher.

„Nur so...“

Ich traute weder meinen Augen und Ohren noch meinen Gedanken.

„Du... glaubst doch nicht am Ende gar...“

„Uninteressant“, antwortetest du wegwerfend und ließest mich fühlen, wie sehr du das glaubtest.

Das alles war ja so ein Unsinn, war so demütigend, es erinnerte so sehr an Morast und Blut, daß mir davon schlecht wurde. Im Büro hatte ich es auf mich genommen, zu lügen, hatte mich ohne Scham herausgeredet, um jede Minute mit dir verbringen zu können, und nun warst du es, der mir kein Wort von all dem glaubte, was ich über das Geschehene erzählte; ich sagte, daß es mir gelungen war, den Buchhalter abzuschütteln, um dir meine ganze freie Zeit zu schenken, und du dachtest, daß ich dich hatte warten lassen, um eine halbe Stunde mit dem Buchhalter beisammen zu sein.

Ich weine eigentlich nicht allzu oft. Die Kränkung schnürte mir die Kehle zusammen, aber ich weinte auch jetzt nicht. Doch nun fühlte ich, daß ich im Büro die Wahrheit gesagt hatte; ich hatte wirklich diese Tage eine dringende Arbeit vor: du mußtest gehen, es war für uns beide die höchste Zeit. Rasch, sonst würden die Pferde sich befreien und mit den Hufen alles zertrampeln, sonst würden die Puffer zu stoßen beginnen... Genug der Lüge und Verstellung, genug des Geredes über den „gelungenen Kerl“, über „gutes Aussehen“, ich hatte das Theaterspielen sattbekommen, die demütigende Eifersucht, den erniedrigenden Verdacht, all die Verwirrungen, die unsere Liebe in mein Leben gebracht; die vier Tage begannen sich in die Länge zu ziehen, ich wünschte dich fort, um nicht von dir hören zu müssen: „Danke, Schwesterchen Zsuzsika, jetzt kannst du gehen!“

Wir kamen irgendwie über diesen Augenblick hinweg. Ich sagte: „Mein Gott, wie lächerlich; du bist eifersüchtig auf mich!“ Du konntest deinen Mißmut nicht bezähmen, weil du den Worten eines kleinen Jungen Glauben geschenkt hattest, doch das erfuhr ich erst nach einer Woche, als ich an der Brust eben dieses Jungen — es war Árpika, der Sohn meiner Hausleute — ein Sportabzeichen bemerkte. Während ich im Büro aufgehalten wurde, forschtet du ihn, der vor mir angekommen war, aus, wolltest von ihm erfahren, ob die Tante Lehrerin nicht einen „Liebsten“ habe. Ich kann gar nicht annehmen, daß du es mit dem „Verhör“ ernst gemeint hattest, gewiß fragtest du mehr aus Gewohnheit oder zum Spaß und zum Zeitvertreib, der Junge sagte „ja“ und diese Antwort nahmst du sehr ernst. „Wen?“ „Den, der im Büro die Bücher macht.“ Zum Dank für diese „Auskunft“ schenktest du dem Kind ein Sportabzeichen, es verdiente eine Belohnung, denn dank meiner Verspätung hattest du ja von ihm „alles“ über mich erfahren: ich war scheinheilig, heuchelte Unschuld, mit dir spielte ich „Bruder und Schwester“, meinen „Liebsten“ aber empfing ich daheim, ich ging mit ihm ins Kino, nicht einmal vier Tage lang konnte ich es ohne ihn aushalten, schon am dritten Tag mußte ich ihm ins Büro nachlaufen und log auch noch, ich, die äußerlich häßlich und innerlich verdorben war... Das mochten deine Gedanken gewesen sein, während ich im Büro nach Ausreden suchte, während ich mich von einer wichtigen Arbeit drückte, um ja jede Minute mit dir zu verbringen.

Damals wußte ich nicht, was du zu „wissen“ glaubtest, ich ahnte nicht, daß du mich für falsch und gemein hieltest. Und es war gut, daß ich keine Ahnung davon hatte, es wäre der ärgste Zusammenbruch für mich gewesen, alles wäre zertrümmert worden. Du hattest den Sohn meiner Hausfrau ausgehorcht, doch das erfuhr ich erst später. Sonst hätte ich dich beruhigen, dir erzählen können, daß Eduard und ich gute Freunde seien, daß wir einander ausgezeichnet verstanden, und daß wir hier geradezu aufeinander angewiesen seien, auch daß wir darüber niemandem Rechenschaft schuldeten. Das schreibe ich dir nicht, um mich herauszureden. Ich hätte auch beide gern miteinander bekanntgemacht, um jeder Mißdeutung zuvorzukommen; es hätte aber nicht nur bei der Absicht bleiben dürfen. Doch es kam mir

überhaupt nicht in den Sinn. Ich war so sehr von deiner Anwesenheit erfüllt, daß ich dein Mißtrauen durch nichts wecken wollte, so hütete ich jeden Augenblick unseres Beisammenseins. Nichts, auch nicht die Tatsache, daß ich mit einem Burschen befreundet war, sollte in dir einen Hintergedanken aufkommen lassen. Kein Schatten sollte diese vier Tage umdunkeln.

Hätte ich damals gewußt, daß deine Fragen, deine finstere Miene nicht bloß auf Verdächtigungen zurückzuführen waren, daß jedes meiner Worte einen Nadelstich für dich bedeutete — und hätte ich damals so nüchtern wie jetzt, nachträglich, überlegen können — wie leicht wären wir beide darüber hinweggekommen. Doch hätte ich mir denken können, daß du alles „wußtest“? Ich glaubte, du hattest aus einer plötzlichen Aufwallung heraus „Verdacht geschöpft“, und gerade darum wollte ich nicht darüber zu sprechen beginnen, mochte nichts erklären. Ich schwieg und ließ es dabei bewenden. Es waren peinliche Augenblicke, aber mich beeindruckten sie nicht besonders stark. Wie konnte jemand, der schön und gewandt war wie du, so daß die Mädchen den Kopf verloren, auf ein Geschöpf wie mich eifersüchtig sein? Meine Liebe war aufrichtig, es wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, daß du meinen Worten einen anderen Sinn unterschieben und sie mißdeuten würdest. Ebensowenig wäre mir in den Sinn gekommen, daß mich jemand für eine Schauspielerin halten könnte.

Es gab so gar keinen stichhaltigen Grund für dich, Verdacht zu schöpfen, es fiel mir leicht, über die Sache hinwegzugehen; doch kurz vorher hatte ich im Zusammenhang mit den „Diagrammen“ lügen müssen, das Peinliche war noch nicht überwunden, und nun kam auch noch dein Mißtrauen hinzu. Es tat mir weh, selbst wenn ich deine Fragen, deine schlechte Laune als ganz unberechtigt und vor allem als unbegreiflich empfand. Solche Gefühle, sagte ich mir, würden mein Bild in deinem Herzen gewiß nicht zerstören, und dieser Gedanke tröstete mich. Ich wollte gar nicht wahrhaben, daß dir etwas über die Leber gelaufen war, schließlich hattest du dich ja überwunden und spieltest den Gutgelaunten.

Gegen Abend öffnete ich das Fenster, um die Stube zu lüften. Selbstvergessen blieb ich vor dem Fenster stehen, die Sonne leuchtete ein letztes Mal auf, endlich lugte der ferne

Magura-Gipfel aus dem Nebel hervor. Jetzt war der Berg fern, ich sah ihn von einer andern Seite als damals, an dem Nachmittag vor zwei Jahren, da dein Brief über die Magura gekommen, über die Feuermauer gefallen war, da wir zum erstenmal miteinander „gesprochen“, da ich deine Stimme „gehört“, dein Streicheln „gefühlt“ hatte, und dann kam mir auch der Regensonntag in den Sinn, der mir den Gedanken eingegeben hatte, ein Stück Pappe über und über mit grellem Blau zu bemalen. Und jetzt war ein Stück Himmel ebenso blau, und es genügte, um den ganzen Tag zu verschönern.

Deine Stimme weckte mich aus meiner Versunkenheit.
„Erwartest du jemanden?“

Ich stand erstaunt da.

„Nein, wen soll ich denn erwarten?“ Ich wurde nicht verlegen, so ahnungslos war ich, daß dies eine Anspielung war.

„Lüg nicht! Allzu lang hast du durchs Fenster geschaut.“

Erst jetzt ging mir ein Licht auf. Und zu meiner eigenen Verwunderung lachte ich von ganzem Herzen über diese Lächerlichkeit.

„Was fällt dir ein! Willst du mich wirklich glauben machen, daß du eifersüchtig bist? Ich habe allen Grund, Spiegel und Zollstock zu meiden, doch du kannst dich getrost neben den Zollstock stellen und dabei in den Spiegel schauen.“

„Jedem steht's frei, etwas zu glauben oder nicht.“

„Soll ich nun wirklich glauben, du seist eifersüchtig? Erwartest du das von mir?“

„Nein, ich erwarte es nicht von dir. Aber was du jetzt gesagt hast, hätte eigentlich ich sagen müssen.“

„Wie? Ich verstehe dich nicht.“

„Ich werde in einem meiner Briefe darauf zurückkommen.“

Drei Jahre lang haben wir einander über diese Begegnung geschrieben, und haben auf den Augenblick unserer Begegnung gewartet. Gut, daß sie so ausgefallen ist! Wir warten kaum darauf, uns wieder durch die Post „auszusprechen“!

Ich hatte zuvor aufrichtig und von ganzem Herzen gelacht, doch noch aufrichtiger war jetzt mein stummes Weh.

Hatte dich mein Lachen nicht überzeugt, wußtest du noch immer nicht, daß ich dein Schwestchen Zsuzsika bin und daß man mir nicht den „Icu-Maßstab“ anlegen kann?

Du warst aufrichtig, als du nachher auf mich zukamst, um mich zu streicheln, und ehrlich gemeint waren auch deine Worte, die du mir nun doch sagtest, statt sie in einem Brief niederzuschreiben.

„Sei nicht bös, du hast so oft an mir gezweifelt, daß du auch mir erlauben kannst, dir einmal zu mißtrauen.“

Noch immer verstandest du nicht, wie schwer deine ungerechten Vorwürfe mich trafen, doch du warst wenigstens aufrichtig. Und du streicheltest mich.

Schließlich kam auch der letzte Tag heran, und der endete trotz allem gut. Wahrscheinlich, weil wir wußten, was für ein bitterer Tag uns morgen bevorstand. Morgen werden wir uns nicht mehr verdächtigen, nicht mehr eifersüchtig sein, einander nicht mehr grundlos beschuldigen. Auch ohne das würde es schwer genug für uns werden.

Nichts lastete auf dem letzten Tag, eigentlich auf dem letzten halben Tag, denn um drei Uhr waren die „vier schweren Tage des Liebesstabenarrestes“ um, die Flügel des Mantels schlossen sich. Bloß etwas erinnerte an diesen „Vorhang“, an die „Rolle“, an das viertägige lügnerische Bruder- und-Schwester-Spiel. Ich nähte das weiße Band an den Kragen der Uniform (ich hatte es sonntags abgetrennt und gewaschen, hatte also Eduard keine Unwahrheit gesagt), und nun wollte ich es erst am letzten Tag vor deinem Aufbruch wieder annähen; es sollte für dich eine Erinnerung an die Stunde des Abschieds bleiben. Diese „praktische Arbeit“ hatten wir „umgedichtet“, und sie ging obendrein daneben. Darin lag keine Poesie, ein Ende war länger als das andere. Schallend lachtest du darüber, du spieltest beim Abschied den Gutgelaunten und erklärtest wortreich und übermütig: „Na, Schwestchen, das hast du aber fein gemacht! Immer hab ich das selber genäht, ohne viel herumzumessen, und es ist in Ordnung gewesen. Sieht mich irgendein Offizier, so wird er sich denken können, daß ich meinen Urlaub bei einem Mädchen verbracht habe, nur ein Mädchen kann so ungeschickt sein.“ „Das stimmt“, sagte ebenfalls lachend meine Hausfrau, „Sie sollten den Streifen lieber selber annähen. Sie sehen ja, Fräulein Zsuzsika kennt sich da nicht

aus.“ „Lassen sie es gut sein, Rákinéni, sie soll es lernen, am Ende kriegt sie einen Liebsten, der auch Soldat ist, wer weiß...“ Wir wechselten Blicke, lachten von ganzem Herzen, und in dieser Stunde des Abschieds übertrieben wir das abgekartete Spiel ein wenig; aber das tat nichts, ich machte mir nichts draus, ich war froh, daß wir miteinander lachten. Und dieses Lachen blieb mit der ganzen Kraft des letzten Augenblicks tief in meinem Gedächtnis haften. Es war in mir sogar noch lebendig, als ich den Sohn meiner Hausleute ein paar Tage später mit dem Sportabzeichen sah, das du ihm als Lohn für seine „Auskunft“ so großmütig geschenkt hattest, auch als ich draufkam, daß meine Hausleute schon seit Sonntag abend alles um unser Geheimnis wußten. „Jaja, Fräulein Zsuzsika, wie hätten wir denn nicht erraten sollen, was für ein Bruder dieser Soldat war. Wir brauchten gar nicht durch die dünnen Vorhänge zu schauen, um zu sehen, was Sie beide da drinnen getrieben haben. Bei geschlossenen Augen hätte man's merken müssen, Fräulein Zsuzsika, und tagsüber mit jedem Blick auf Ihr Gesicht.“ Ich wäre am liebsten vor Scham in die Erde versunken, ich dachte daran, von hier reißaus zu nehmen; nicht nur aus diesem Haus wäre ich gern geflohen, sondern überhaupt aus dem Dorf. Die Hausleute wären im Recht gewesen, das „Icu-Maß“ an mich anzulegen. Eine Schande war's, daß ich vier Tage lang die Scheinheilige gespielt, daß ich dan anderen etwas vorgemacht hatte. Also hatte mich die ganze Zeit über mein Gesicht verraten. Und ich hätte doch alles dafür hingegeben, mein Geheimnis vor jedem schmutzigen Blick zu bewahren, hatte es gehütet wie eine Blume ihren Kelch, den sie am Abend sorglich verschließt. Es ist uns nicht gelungen, uns vor der Welt zu verstecken; waren meine Haare, diese Lebensbäume, nicht dicht genug, uns vor fremden Blicken zu verbergen?

Gern wäre ich mit meiner Schande davongelaufen, dennoch dachte ich freudig an unser gemeinsames Lachen zurück, es beglückte mich, daß wir, über den schlecht ange nähten Streifen hinweg, Blicke getauscht. Doch war es gut, daß ich damals keine Ahnung gehabt, was meine Hausleute alles über uns beide wußten; sonst hätte ich mich beim Auseinandergehen wahrscheinlich ganz anders benommen, unser Abschied wäre anders geworden. Gewiß hätte ich dann

keinen Kuchen mit „hausfraulicher Erfahrung“ und ohne jede „dichterische“ Phantasie gebacken.

Wir brachen auf. Zweimal schautest du in die Stube zurück, die nun wieder die meine sein würde. Ich begleitete dich bis an den Dorfrand. Wir schwiegen. Ich kam mir wie eine Lügnerin vor. Mein Schweigen, so schien es mir zumindest, war meine größte Lüge, wußte ich doch ganz genau, daß du für immer fortgingst, und sagte es dennoch nicht. Die Hausleute blickten uns aus dem Tor nach. Von dort aus sieht man bis zum Dorfrand. Wir reichten einander die Hand und nahmen mit einem verwandschaftlichen Kuß Abschied. „Schreib!“ „Ich werde schreiben. Schreib auch du.“ „Leb wohl!“ Wir gingen auseinander. Ich schritt dem Abhang zu, ohne mich nach dir umzukehren. Ich dachte, du seist längst jenseits des Hügels. Meine Hausleute hatten sich nicht aus dem Tor gerührt, sie hatten mich erwartet. Als ich ankam, sagten sie mir, daß du erst jetzt weitergewandert seist und daß du mir auf meinem Heimweg die ganze Zeit nachgeblickt hättest.

So leer kam mir die Stube vor. Der Putz fiel ab, die Wände schälten sich. Erstarrt, reglos wie ein Stück Holz, saß ich da. Es war sehr still, dennoch rauschte es wie in einem leeren Glas, das man ans Ohr hält.

Tagelang kam ich nicht zu mir. Nichts vermochte mich aus meinen beseligenden Erinnerungen zu reißen. Nachts lag ich wie gelähmt im Dunkeln. Es war wie eine Krankheit, die jetzt erst, nach den vier Tagen, richtig ausbrach. Immer schon hatte ich den Keim dieser Krankheit in mir getragen, doch nun wurde ich wirklich zur Schlafwandlerin. Damals, auf meinem Heimweg von der Haltestelle, als ich mir unsere Begegnung bloß vorgestellt, war es mir ähnlich ergangen. Doch diesmal hatte die Begegnung nicht bloß in meiner Einbildung, sondern wirklich stattgefunden, und jeder Augenblick wurde jetzt, in der Stube der Erinnerung, unendlich, erkannte mir vor wie im Traum; ich aber mochte den Traum, die Vision weiterspinnen, es stand mir frei, mir diesen einzigen Augenblick um Unendliches länger und dennoch dichter, als er in Wirklichkeit gewesen, vorzustellen, gedrängter, gesteigerter, aber auch in seiner ganzen Unlogik: einerseits gelöstes Haar, andererseits eine düster dröhnende Stimme: „Sieht er gut aus?“

Alles in mir verwirrte sich und kam aus den Gleichgewicht.

„Ich werde schreiben, schreib auch du!“ Ich hatte es versprochen, und nun war ich nicht imstande, auch nur eine einzige Zeile niederzuschreiben. Ebensowenig konnte ich mir vorstellen, wie es nach diesen vier Tagen weitergehen würde, nach dieser Unmenge von Zeilen, die ich vor diesen vier Tagen zu Papier gebracht. Läßt die Schwalbe, die ihr Nest baut, ein Strohhälmchen, ein Lehmklümpchen fallen, so kehrt sie um, nimmt beides im Flug wieder auf und trägt es weiter. Diese vier Tage waren für mich solch ein Strohhalm, solch ein Klümpchen Lehm gewesen, meine um den Nestbau kreisenden Träume hatten sie im Flug fallen lassen, und auch wieder aufgelesen; ich stand hilflos, mit gebrochenen Flügeln da; doch mich schwindelte es, nicht einmal mit einer Zeile vermochte ich den dünnen Strohhalm aufzulesen, den ich in diesen vier Tagen hatte fallen lassen.

Obendrein blieben meine Blicke an Árpikas Sportabzeichen, das er an der Brust trug, haften. Ich gedachte traurig der Turnstunden, bei denen ich, die vom Turnen Befreite, den Weit- und Hochsprüngen meiner Mitschülerinnen zugesehen hatte, wie ihre Haare wehten, wie die Leiber sich bogen, wie die Brüste vor Freude, Gesundheit und guter Laune nur so hüpfen. Mit dem gleichen Gefühl der Entzagung schaute ich mir nun Árpikas Sportabzeichen an und kam drauf, was du alles „wußtest“ und daß du dem Jungen zur Belohnung das Sportabzeichen angesteckt hattest, ich erfuhr, daß ich, die äußerlich Unschöne, innerlich verdorben sei, also nicht einmal eine gesunde „Icu“ war, deren Verdorbenheit und Verlogenheit in einer prächtigen Hülle steckten, ich sah deine Geste vor mir, mit der du dem Jungen das Abzeichen angeheftet hattest, und fühlte mich unwiderruflich „vom Turnen enthoben“, ich taugte nicht für Hoch- und Weitsprünge; hatten die Hausleute auch durch die dünnen Vorhänge etwas dergleichen zu sehen geglaubt, so wußte ich dennoch besser als sie, wie untauglich ich für Hochsprünge nach Icu-Maß bin.

Und da wurde meine Empfindung zur Gewißheit; du warst für immer fortgegangen. Beim besten Willen konnte ich weder das kleinste Klümpchen Lehm noch den letzten Strohhalm, den ich während dieser vier Tage hatte fallen

lassen, wieder auflesen. Sie blieben endgültig dort liegen. Und trieb mich auch mein Wesen, mein Wunsch nach einem Nest dazu, aufs neue Lehmklümpchen und Strohhalme zu sammeln, so würde man mein Nest herunterschlagen. Bloß die Schwalbe meiner Träume könnte alles, was ich für den Nestbau brauche, wieder aufnehmen, um etwas Unzerstörbares daraus zu machen, worin ich sammeln und aufbewahren, also „reich“ sein dürfte. Darin, dies will ich gern zugeben, bin ich meinem Vater sehr ähnlich. Auch er ist auf seine Weise „reich“, also heiter, guter Dinge, wenn sein Leben ausgeglichen ist, aber auch sehr widerstandsfähig im Kampf gegen Schwierigkeiten; muß es sein, so bringt er die Kraft auf, zu entsagen; selbst wenn ihn ein Unheil trifft, tut er alles, um das Leben zu meistern, selbst während des ärgsten Ungemachs, findet er den Mut, Pläne zu schmieden und von neuem zu beginnen.

Dies ist mein Erbe, ich habe die Wahrheit gesagt: dies ist mein „Reichtum“, dieses Erbe hat mich aufrechterhalten; ich habe die Gabe geerbt, Schicksalsschläge zu ertragen, und selbst im Leid verzichte ich nicht darauf, mir ein Nest zu bauen.

In meinem Heimatdorf hatte ich eine Familie gekannt — wie lang ist's her, daß ich nicht mehr in diesem Dorf war und wie schön wäre es für mich, einmal, wenigstens für ein paar Tage, dorthin zurückzukehren! Viele Jahre hindurch ging es diesen Menschen, von denen ich dir jetzt erzählen will, gut. Alles, was sie unternahmen, glückte ihnen, alles vermehrte sich unter ihren Händen, die Leute bauten, lebten in Frieden, von keinem Unheil wurde diese vierköpfige Familie heimgesucht. Das ältere Paar war noch nicht sehr alt, das jüngere nicht mehr ganz jung. Alle vier hatten ihr Auskommen, keinen von ihnen bedrückte irgendeine Sorge. Da wurde der „junge Mann“ — man nannte ihn so, weil er den gleichen Vornamen wie sein Vater trug — eines Verbrechens angeklagt. Er war unschuldig, er hätte dies beweisen können, doch da hätte er Prozeß führen, zu Gericht laufen, seine Ehre „herumschleppen“ müssen. Ihm fehlte die Kraft, seine Ehre herumzuschleppen, aber selbst den Verdacht wollte er nicht auf sich sitzen lassen. Eines Abends war niemand zu Hause, und als seine Frau von einer Nachbarin zurückkam, fand sie den Sonntagsanzug ihres Mannes

— was ich dir erzähle, hatte sich an einem Sonntag zugetragen — über die Lehne eines Stuhls gebreitet, selbst die Bügelfalte war zu sehen, und auf dem Tisch lag der Brief. Nach einigen Stunden mühevollen Suchens zog man den schönen, starken, gesunden Körper — selbst vor Krankheiten war diese Familie verschont geblieben — aus dem Brunnen. Der alte Mann, der Vater, stand da, blickte den Sohn lange an, dann sprach er die prophetischen Worte: „Wir haben nicht gewußt, was Unglück ist, was ein Schicksalsschlag bedeutet. Bis jetzt ist es immer nur aufwärts mit uns gegangen, von nun an wird es abwärts gehen.“ Und es war wirklich so. Ein Schlag folgte dem andern. Die Eltern starben bald nach dem Tod des Sohnes, alles fiel auseinander. Hier tat das Schicksal keine Kleinarbeit; was es lange Jahre hindurch in seiner Mühle zu mahlen vergessen, hatte sich gehäuft, und plötzlich war alles Schlimme zusammengekommen.

Von mir könnte ich nicht sagen, daß das Schicksal sanft mit mir umgegangen ist, doch auch die anderen Mitglieder meiner Familie wissen, was Schicksalsschläge sind, den Vater hat das Leben hart angepackt, aber sein „Erbe“ half uns darüber hinweg, und so ist der Brunnen nichts andres für uns als die Quelle unsres Trinkwassers.

Nicht zum erstenmal empfinde ich — diesmal ist's dein Zweifel an meiner Sauberkeit, an meiner Ehrlichkeit —, wie sehr ein unbegründeter Verdacht schmerzt. Doch sollte ich deswegen wie jener alte Mann sprechen: „Bis jetzt ist es immer nur aufwärts mit uns gegangen, von nun an geht es abwärts.“? Oft schon habe ich's gefühlt und ich empfinde es jetzt besonders stark: der Taumel des Flugs, der Anprall beim Sturz von der Schaukel sind auch keine Kleinarbeit des Schicksals gewesen, doch dank Vaters gesunder Natur, dank diesem Erbe, bin ich auch diesmal darüber hinweggekommen.

Ich ließ mich nicht irremachen, ich blieb die gleiche. So oft hatte man mich bis nun von dem oder jenem „enthoben“: „Zsuzsika, spring nicht, Zsuzsika, spiel nicht mit, Zsuzsika, brodel nicht mit uns im lustigen Kessel.“ „Danke, Zsuzsika, du kannst nun gehen“, hatte Icu gesagt, und dabei wußte sie genau, daß ich anders war als sie, du wieder „meintest“ fälschlicherweise, ich sei eine Icu, doch sooft man mich auch

enthoben, rettete ich etwas von dem, was ich erträumt hatte, und hütete es wie einen Schatz. Und diesmal wollte ich erst recht meine Träume und all das bewahren, was sich in diesen vier Tagen für mich erfüllt hatte; es war wenig, aber zu mindest war es etwas Wirkliches gewesen. Mehr hätte es gar nicht sein dürfen, sonst wäre die Gefahr einer Enttäuschung noch größer geworden. Aber auf dieses Wenige, auf diese kleine Wirklichkeit mochte ich nicht verzichten, sie befruchtete den kahlen Abhang meiner Träume, bei einer vollkommenen Erfüllung wären die Wurzeln ausgerottet worden.

Dein Brief kam. Er war nicht sehr viel anders, als du selbst während dieser vier Tage gewesen warst. Du gabst dir Mühe, mich alles „Ungute“ vergessen zu lassen, dich quälten Gewissensbisse und Scham, du wolltest über die Schattenseiten unserer Begegnung hinweggehen, und da wurde der ganze Kehricht, der ihr angehaftet hatte, erst recht aufgewirbelt.

Du schriebst mit roter Tinte. Nach der lila und nach der grünen Epoche wolltest du vielleicht eine neue beginnen, es sollte die Zeit der roten Freude, der Feiertage, der Erfüllung werden. Die Worte sammelten wie rote Vogelschnäbel die im Flug fallengelassenen Lehmklümpchen und Strohhalme, du flogst von dort weiter, wo wir den Flug durch die auf der Erde verbrachten vier Tage unterbrochen hatten.

„Jetzt bin ich bei meinen Eltern, bin daheim, doch noch immer stehe ich unter dem Eindruck der vier Tage, die ich bei Dir verbracht habe. Es fällt mir schwer, mich hier einzuleben und mich den Meinen wieder anzupassen. Das Ganze hat ja wirklich nur einen Augenblick gedauert, aber dieser ist in meinem Leben von großer Bedeutung. Während der Zeit, die ich bei Dir verbracht, warst du sehr schweig sam, manchmal sprachst Du stundenlang kein Wort, hoffentlich wirst Du nun umso öfter schreiben. Bist Du nach unserer Begegnung auch so glücklich wie ich? Selbst der Frühling scheint mir anders als sonst... Mich kränkte, daß Du mir so gar nicht glaubtest, daß Du stets an mir zweifeltest, und ich hätte für mein Leben gern die richtigen Worte gefunden, um Dich zu überzeugen, daß ich Dich wahrhaftig liebe. Ich tat bisher, was ich konnte, Du mußt mir glauben, daß Du mir teuer bist, und Du darfst Dir nicht in den Kopf

setzen, daß ich Dich bloß aus Mitleid liebe. Ich verstehe ja, daß Du so schwer Vertrauen faßt, alles sehe ich ein, ich nehme Dir nichts übel, nicht einmal, daß Du dir einen „Anbeter“ hältst (das soll nur ein Witz sein). Wenn Dich andere auch enttäuscht haben, so muß Dir doch Dein Gefühl sagen, daß ich Dich aufrichtig und reinen Herzens liebe. Als ich zu Dir wanderte, genügte mir allein dieser Gedanke, um weder Hügel noch Täler zu sehen, mich störten weder Regen noch Wind oder Morast, leicht überwand ich die Müdigkeit, ich ging und ging, so sehr lag es mir daran, den so lange aufgeschobenen Augenblick unserer Begegnung zu erleben. Es war wirklich bloß ein Augenblick, ich mußte so bald wieder weg. Mit einem Gemisch von Glück und Traurigkeit denke ich an ihn zurück. Ich war bei Dir, wir waren beisammen, ich mußte wieder weg, doch ich hätte einsehen müssen, daß ich Dich verlieren würde. Du gingst in eine andere Richtung als ich, ich sah nichts als Deinen Rücken, Du wandtest den Kopf kein einziges Mal nach mir um, und dies tat mir weh, es wird mich schmerzen, bis wir einander das nächste Mal treffen. Selbst als nichts mehr vom Dorf zu sehen war, blickte ich zurück. Wird mein Traum Wahrheit werden, wird er mich für mein ganzes Leben zu Dir nach Haus führen? Ich bin bereit, mit allen Kräften dafür zu kämpfen. Immer wieder erlebe ich sie in der Erinnerung, diese vier Augenblicke. Beglückt denke ich an sie, dies tut mir wohl, und liebevoll denke ich auch an Dich, Du ernste, selbständige Lehrerin, mit den langen, feinen Fingern, an Dich, Du meine Schwestern-Braut mit dem wallenden Haar. Werde ich diese Minute erleben und verdiene ich es, daß Du die Meine wirst? Ich umarme und kusse Dich und verbleibe, wenn Du mich nicht in eine frohe Stimmung bringst, dein trauriger Bruder.“

Du hattest ja keine Ahnung, daß ich dank dem Sportabzeichen schon wußte, was du über mich „wußtest“ und zwischen witzigen Klammern verbargst. Hätte ich, während du bei mir warst, so viel wie heute gewußt, so wäre es mir nicht schwergefallen, meinerseits alles in Klammern zu stezen und darüber hinwegzugehen, vielleicht wäre es mir dann gelungen, die Lehmklümpchen — du hast sie gefühlt, jede deiner Zeilen verrät es —, auch jene, die ich durch mein Schweigen fallengelassen, aufzulesen. Erst jetzt wird es mir

klar, was du mit dem düster hingeworfenen „Nur!“ verschwiegst, über was du in deinem Brief in scherhaft hingeworfenen Klammern (es war nur ein Witz) hinweggehen wolltest. Nachträglich wußte ich, was auch ich in den vier Tagen verschwiegen, was ich während der heiteren Szenen hinter den ausgebreiteten Flügeln deines Mantels in mir erstickt hatte; ich wurde mir bewußt, daß ich über das meiste, was uns anging, mein größtes Stillschweigen bewahrte; den Weg von unserer Tür bis zum Dorfrand empfand ich aber schon damals als meine größte Lüge. Ich wußte, daß du für immer gingst und sprach es doch nicht aus. Selbst mit einem feiertäglichen roten Vogelschnabel kann man nicht so viel Ungesagtes, so viel Unwahres aufpicken, die größte Lüge wäre es, auch jetzt darüber zu schweigen, ich will nicht mehr so vorgehen wie du, der du bloß durch eine witzige Bemerkung auf meine größte Sünde eingegangen bist, wie ich während deines Aufenthalts auf die deine.

Ich habe wirklich, während du hier warst, viel geschwiegen, umso mehr müßte ich jetzt schreiben. Und ich erwähnte in meinen Briefen weder deine Angehörigen noch das Sportabzeichen noch „den, der die Bücher macht“, — gewiß ist dir das aufgefallen —, aber über mein Schweigen schrieb ich alles. Während du bei mir warst, wollte ich meine eigene Traurigkeit durch mein Schweigen überwinden; doch es gelang mir nicht, auch die deine zu verscheuchen. Nicht jede Art von Schweigen kann heiter stimmen.

Dein Brief kam. Auch darin verschwiegst du, worüber du geschwiegen hattest, verzweifelt wolltest du unsere Liebe in die Wirklichkeit hinüberretten, so wie ich es versuchte, den Traum, die Illusion zu bewahren. Und nun halte ich wieder einen Brief von dir in der Hand, und wieder ist es voller Frage- und Ausrufezeichen.

„Ist also der vierjährige Briefwechsel vergebens, alles vergeblich gewesen, was ich Dir je geschrieben habe, hat es keinen Sinn gehabt, Dich zu besuchen? Die Feder bewegt sich auf dem Papier, was aber fühlt der Schreibende, der die Feder führt? Das kann er nicht beschreiben! Wozu ist Deine Selbstverleugnung gut? Wie könntest Du glücklich sein, wenn ich mit einer andern glücklich wäre? Ich verstehe, daß Du Dein Leben lang mit vielen Schwierigkeiten gekämpft hast und immer noch kämpfst, doch dies ist kein Grund, auf

alles zu verzichten, Dir jedes Gefühl zu versagen. Je mehr Du gerungen und gelitten hast, desto größer ist Dein Recht auf eine Entschädigung. Du hast nicht nur das Recht, dies zu fühlen, sondern auch, es zu fordern. Willst Du jetzt, da wir so vieles überwunden haben, über so vieles hinweggekommen sind, da wir daran denken, unser Leben gemeinsam aufzubauen, alles niederreißen, alles durchstreichen? Vielleicht war es Überschätzung meiner selbst, in Dir meine künftige Lebensgefährtin zu sehen, aber nach den vielen Schwierigkeiten, nach vielen Kämpfen, hatte ich all meine Hoffnung darauf gesetzt. Auch mich hat das Leben hart angepackt, auch ich bin empfindlich geworden, und es ist nicht notwendig, mir Nadelstiche zu versetzen, um mich verstehen zu lassen, was ich bin. Nach den vielen Kämpfen und den vielen Schwierigkeiten ertrage ich auch dies, aber es ist nicht leicht und ich denke schweren Herzens daran. Die erste Zeit unseres Briefwechsels, da wir einander nur in Gedankenstrichen ‚ich liebe dich‘ schrieben, werde ich in ewiger Erinnerung behalten, es waren beglückende Minuten, die Du mir schenktest. Und später, nachdem wir unsren Briefwechsel unterbrochen hatten, konnte ich niemandem von Herzen gut sein, immer dachte ich an Dich, es graute mir, so zu leben, wie ich damals lebte, ich floh zu Dir zurück, denn nur mit Dir konnte ich mir ein wahres Leben vorstellen. Wärest Du damals so klug gewesen wie heute, so hättest Du den Brief vom 20. Januar 1953, in dem Du mich gesucht und eingeladen, gewiß nicht aufgegeben. Und jetzt schickst Du mich dennoch fort? Alle Briefe, die ich Dir geschrieben, sind von A bis Z ehrlich gewesen. Brauchst Du sie jetzt nicht mehr? Ich brauche sie auch nicht, ich kenne sie ja alle auswendig. Verbrenn sie, wenn sie Dir überflüssig vorkommen, und so lang sie brennen, denk daran, daß auch ich zu Asche werde. Jetzt brennt und quält mich jeder Augenblick jener vier Tage. Am meisten schmerzt mich, daß ich beim Weggehen wirklich das Gefühl hatte, ich ginge für immer. Und dennoch will ich mich nicht von Dir trennen! Ich will Dir beweisen, daß ich Kraft und Mut genug in mir habe, Dein Vertrauen, Deinen Glauben an mich zurückzugewinnen. Vielleicht werde ich Dir einmal beispringen, wenn Du es am wenigsten von mir erwartest. Und muß ich entsagen, so wird mich meine

Liebe für Dich dennoch mein Leben lang begleiten. Es umarmt und küßt Dich Dein unglücklicher Bruder.“

Und diesmal, das dritte Mal, da ich den Entschluß gefaßt hatte, „Schluß zu machen“, mußte ich es wirklich tun, so schwer es mir auch wurde; im vorigen Jahr hätte ich am liebsten alles in mir versteinern lassen: deinen Blick, mit dem du, alles eingefangen, Himmel und Erde, den Tod und unsere Liebe. Damals hatte sich meine Besonnenheit, mein Wille, dies in mir zu Stein werden zu lassen, nicht bewährt, es hatten sich noch immer feine, für dich notwendige Wurzelfäden von dir zu mir gespannt, ein engmaschiges Netz. Wie war das nun, was geschah? Eine Wende im Wachstum unseres Obstgartens? Drei Jahre lang banden wir das Bäumchen an den Pflock, und wie Vater einst gehofft, so hoffte auch ich — bei der Begegnung, die Früchte zu ernten; aus deinen Briefen fühlte ich heraus, daß dies auch deine einzige Hoffnung geblieben war. Und trotzdem mußte das Bäumchen mit der Wurzel ausgerottet werden, es trug Früchte, die uns nicht bekamen. Ich weiß, weiß es genau, wie sehr du gewarnt hattest, deinen Namen mit meiner Antwort durch den Wald rufen zu hören, so wie mir der Lautsprecher entgegenschmetterte: „Ich liebe dich sehr, denn ich habe erreicht, daß auch du mich liebst!“ So empfand ich einst, ich fühlte, daß ich dich sehr liebte, denn der Mensch kann nur jenen — wer es auch immer sei — so sehr lieben, dessen Liebe er zu erwecken vermag. Ich liebte dich, dennoch liebte ich in meinen Träumen mehr mich selbst als dich, und, obwohl es mir nicht leicht wurde, blieb ich zurückhaltend, „verkroch mich in mein Innerstes“, verbarg mich vor deinen Fragen, vor deinen Rufen, ich hüllte mich in mein „Traumhaar“, in diesen Wald, und vertraute darauf, daß mich diese allzu dünnen Schleier vor jedem fremden Blick schützen würden.

Drei Wochen vergingen darüber. Während dieser Zeit schrieb der Junge die „Aufgabe“ über mich. Als ich die Karikatur sah, waren in der Ohrfeige, die ich ihm mit meiner ganzen Kraft und Erbitterung versetzte, auch die drei Wochen enthalten, dir galt sie ebenso wie ihm, sie war die wohlverdiente Strafe für dein „Nur“, für deinen Spott über meine „Scheinheiligkeit“ — Árpika, der Sohn meiner Hausleute, war in der Klasse, er konnte es sich mitansehen, er trug noch immer dein „Sportabzeichen“ an der Brust.

Überdies kam damals wieder ein Brief von einem Unbekannten, von einem deiner Kameraden. Wieder war dir etwas zugestoßen, duhattest dir den rechten Arm gebrochen. Keinen Augenblick lang vermutete ich, daß du mich bloß nasführen wolltest, mir war's, als brauchtest du mich! Es klang wie ein Hilferuf, und da konnte ich mich nicht mehr vor dir verbergen, ich antwortete: sicher hattest du Hoffnung nötig, eine kleine Lüge, und so erfand ich eine Ausrede für mein drei Wochen langes Schweigen. Ich hatte, schrieb ich, die ganze Zeit über an einer Stickerei gearbeitet. Und da sie für uns beide bestimmt war, sei ich während der Arbeit oft rot geworden. In diesen Worten steckte nicht allzuviel Lüge. Ich machte wirklich eine Handarbeit und erinnerte mich dabei an den Pullover, den ich für Sólyom gestrickt hatte, ich fühlte, daß ich bei diesem Gedanken errötete, dann dachte ich wieder an dich. Wie schön wäre es gewesen, wenn ich diese Handarbeit wirklich für uns beide hätte machen können. Da lag aber das Wörtchen „Wenn“ dazwischen, und daß ich für uns beide an der Stickerei arbeitete, war gewiß eine Art Lüge oder ein Traumgespinst.

Und dann kam mir noch ein Gedanke; bei dem errötete ich noch tiefer, ich schrieb ihn nicht nieder, doch wäre er mir nicht durch den Kopf gegangen, so hätte ich deinen Brief gar nicht beantwortet. Was geschähe, wenn du durch den Armbruch einen Körperschaden davonträgest, ein „Gebrechen“, und dann nicht mehr so gesund, nicht mehr so fehlerlos dastündest wie jetzt? Ich schrieb nichts darüber, aber ich hoffte im stillen beinahe, daß die Knochen nicht richtig heilen, daß dein rechter Arm lahm bleiben würde... Wirklich, es war gemein, so etwas zu wünschen, ich wurde bei diesem verrückten Gedanken rot und konnte ihn dennoch nicht unterdrücken.

Deine Antwort traf ein, sie war kurz, verworren, kaum leserlich, immerhin recht keck mit der schmerzenden Hand geschrieben: „Hunyadis schwerste Kämpfe gegen die Heiden sind nichts gegen die heidnischen Schmerzen, die ich beim Schreiben dieser wenigen Zeilen zu spüren bekomme; dennoch preise ich mein großes christliches Glück, es hat mir geholfen — ich lese Dein Antwortschreiben —, und dabei höre ich des Sieges beglückendes, mittägliches Glockengeläut. Es

war höchste Zeit, daß ich mir den Arm gebrochen habe, nur dank diesem Unfall halte ich jetzt, nach vierwöchigem Schweigen, eine Nachricht von Dir in der Hand. Willst Du, daß ich mir alle Glieder breche? Schreibst Du nur, wenn mir etwas zustößt? Paß auf, ich bin imstand, mir alle Knochen zu brechen. Am liebsten bräche ich mir jeden Tag und jede Nacht einen, bloß um abzurüsten und schneller von hier wegzukommen! Ich weiß nicht, warum Du rot wirst, wenn du eine Handarbeit machst, die für uns beide bestimmt ist. Sei nur recht fleißig, damit Du rechtzeitig damit fertig wirst! Du hast Dich vor unserer ersten Begegnung gefürchtet, je nun, Du wirst sehen, daß die nächste noch schöner, noch beglückender sein wird. Mach Dir über meinen gebrochenen Arm keine Sorgen, bis wir einander wiedersehen, wird der Arm der Umarmung längst geheilt sein. Ich werde es durchsetzen, daß man ihn nur vom Handgelenk bis zum Ellbogen eingipst, damit ich Dir trotz allem schreiben kann.“

Also setzte ich mich mit dir wie mit einem Jungen hin, und wir lernten gemeinsam, was wir lernen mußten, damit nicht auch du mit deinem „Wissen“ eine schlechte Aufgabe schreibst und es dann Ohrfeigen setzt. Ich wußte ja sehr genau, daß der Junge nicht aus eigenem Antrieb mit den Kirschen gekommen war, daß er sein Teil von der Mutter abgekriegt und dann erst gesagt hatte: „Ich habe Kirschen gebracht.“ Nachdem ich die Nachricht von deinem Armbruch erhalten, also auch „mein Teil“ abgekriegt hatte, machte ich mich über das Körbchen mit den Kirschen her, dennoch blieb das Körbchen ein „Korb“. Je rascher dein „Arm der Umarmung“ heilt, umso sicherer...

Das zweite Jahr meiner Arbeit an dieser Schule nahm sein Ende, ich fuhr heim. Ich würde nicht mehr mit den Kindern über Gedichte sprechen und sie nicht mehr Zeichnen unterrichten. Ich hatte doch bloß eine Lehrerin vertreten, erst ein Jahr, dann ein weiteres, und nun war auch dieses vorüber. Den ganzen Sommer lang klangen die fünf erlebten Jahre in mir nach, und mir schien's, als hörte ich die Stimme jenes Alten, dessen Sohn sich in den Brunnen gestürzt hatte: „Bis jetzt ist es mit uns aufwärts gegangen, von nun an wird es abwärts gehen.“

Vater war gut gelaunt, er sang viel in der Werkstatt und auch draußen im Obstgarten. Die düstere Miene, mit der er

vor fünf Jahren hier angekommen war und Pläne gemacht hatte, war verschwunden. Seine Erwartungen hatten ihn nicht betrogen, alle seine Hoffnungen begannen in Erfüllung zu gehen. Im ganzen Haus herrschte Frohsinn; sooft ich die Meinen anschaute, wurde es mir warm ums Herz, und auch sie freuten sich mehr als sonst mit mir. Meine Schwestern, Jutka, Jolán, Márta, diese stets vergnügten Mädchen, schienen mir wie drei blühende, zukunftsrohe Zweige. Selbst die früher immer traurige, verängstigte Großmutter kam mir in der allgemeinen zuversichtlichen Stimmung fröhlicher vor als früher, vielleicht hatte sie die Schläge mit dem Dreschflegel vergessen. Vielleicht war ihr auch der „andere“ Großvater wieder eingefallen: nicht der stolze Husar, der den Torpfosten salutierte oder Briefe auf Birkenrinde schrieb, sondern auch jener sangesfrohe, trotz seiner Härte gutherzige Mann, der einen jungen Ochsen verkauft hatte, um seinem Sohn für die Hochzeit einen guten Anzug anzuschaffen. Ich dachte daran, daß eben dieser Großvater mich nach meinem Fall von der Schaukel die letzten vier Jahre seines Lebens ott auf dem Rücken herumgetragen hatte. Auch Vater erinnerte sich an jenen Ochsen; jetzt, da er die Früchte seiner Arbeit zu sehen begann, sprach er vom „guten Hochzeitsanzug“; er erwähnte ohne falsche Bescheidenheit, daß auch er, wie sein Vater, für seine Familie jedes Opfer bringen würde. Und da fiel mir ein, daß ich ja nicht nur vom Vater abstammte, sondern auch vom Großvater, von diesem mit dem Dreschflegel dreinhauenden, Torpfosten salutierenden harten Mann, nebst anderem hatte ich wohl auch meine Freude an Geschichten, an Liedern, vielleicht sogar meine Schwärmerei von ihm geerbt; nur er hatte mich immer „meine Zsuzsika“ genannt. Ich blickte zum Himmel empor, und da wurde mir bewußt, was er mir einst von den Himmelskörpern erzählt, vom Großen Bären, vom Siebengestirn, vom Abendstern, von der Milchstraße. Vor oder nach dem Abendbrot hatte er mich nicht mit dem Leiterwagen umhergeführt, sondern mich wie ein Junges auf dem Rücken getragen, um mir all die Sterne zu zeigen. Noch jetzt sehe ich sein Gesicht vor mir, höre seine Stimme, mit der er mir vorzusingen pflegte: „Kinder, wenn ihr auf die Wiese geht, / tretet nie auf kleine Veilchen, / deren Atem mit dem Lenz verweht; / Blumen leben bloß ein Weilchen.“ Also hatte er

einiges über das zarte Leben und den Atem der Veilchen gewußt, nicht nur, wie man ein bekränztes Pferd im Hof tänzeln läßt oder wie man diesem beibringt, daß ein Blumenkranz nicht zum Fressen da ist.

Von wem, wenn nicht von ihm, habe ich meine „Leidenschaft für Blumen“ geerbt, meine Aprilnatur, die Furcht vor Frost? „Tretet nie auf kleine Veilchen...“ Er hat mir etwas von seinem verträumten Wesen, von seinem Hang zur Schwärzmerei hinterlassen. Ihm verdanke ich, daß ich trotz meines schmerzenden Rückens, auf dem seinen sitzend die Sterne betrachten und meine Blicke über die Milchstraße wandeln lassen durfte.

Mit „unserm Heim“ ging es aufwärts, mit mir, das empfand ich, ging es abwärts. Ich mußte aus Vaters, ja auch aus Großvaters Kraft neue Kräfte für mich selbst schöpfen, um meine Dichter- und Malerträume aufzugeben und sie dennoch zu hüten. Hätte Großvater nicht den Torpfosten salutiert, hätte Vater nicht so hartnäckig Obstbäume gepflanzt, so wäre ich nicht stark genug gewesen, der Liebe für meinen älteren Bruder zu entsagen, nicht aber der Erinnerung an ihn, nicht dem Namen „meine jüngere Schwester Zsuzsika“, der weiterhin teuer blieb.

Doch war diese Liebe noch nicht tot, ich erlebte damals bloß die Zeit ihres Dahinwelkens, ich schaute nicht mehr in die Zukunft wie vor fünf Jahren, ich nährte keine Hoffnungen in mir, meine Gedanken waren der Vergangenheit zugewandt, sie befaßten sich mehr denn je mit dem Großvater, der mir ein seelisches Erbe vermacht hatte. Ich sehnte mich nach der Gegend, wo ich geboren war, wo auch du vor fünf Jahren geblieben, und wohin auch du nach deiner Militärzeit zurückkehren wirst. Ich hatte dir entsagt, und dennoch fühlte ich das Bedürfnis, in deiner Nähe zu sein. Als der Sommer vergangen war, als der Herbst nahte, bereitete ich mich vor, in meine Heimatgegend zurückzukehren; um die Zeit schrieb ich dir diesen Brief, es war mein fester Entschluß, ihn als meinen letzten Brief zu betrachten.

Deine Antwort war bald da. Du hattest meine „Ohrfeiern“ satt, dennoch schriebst auch du „eine schlechte Hausarbeit“ über dein Schweigen, über meine „Heuchelei“. Du gabst mir zu verstehen, was du alles wußtest, warum ich dich immer schon und auch jetzt um jeden Preis abschütteln wollte,

auch weshalb ich damals ins Büro gegangen war und warum ich nicht mit dir zu deinen Eltern gefahren bin, dir wurde, schriebst du, sehr bald klar, daß meine reichen Eltern nie und nimmer einer Ehe zwischen uns beiden zustimmen würden. Mein armer „reicher“ Vater!

Der mußte sich keine derartigen Sorgen machen! Du gestandest mir, was du alles bemerkst und wieviel du mir verziehen hattest, du hättest, schriebst du, mir so gern vertraut, nun aber könntest du mir nichts mehr glauben, ich hätte dein Vertrauen verscherzt, dies müsse ich einsehen, und ich solle nicht versuchen, dich umzustimmen, es sei vergebens. Dahin ist es also mit uns beiden gekommen. Wäre es mir bloß um einen Zeitvertreib gegangen, so hätte ich einen besseren finden können als dich. Jetzt bleibt mir nichts andres übrig, als dich deinen Zweifeln zu überlassen, jetzt leugne ich, daß ich Mensch bin, daß ich jung bin, daß ich ein Herz habe, alles verleugne ich, was menschlich ist; ich erhoffe nichts mehr, kämpfe um nichts mehr, setze mir kein Ziel, für mich gibt es nichts, was ich noch verlieren könnte; ich überlasse mich meinem Schicksal, es mag mit mir schalten und walten. Diese Worte hab ich in Gedanken an dich niedergeschrieben, und nun bin ich wirklich allein.

Und wie ich, bist auch du alleingeblieben. Zwei einsame Zellen, aus denen wir vier Jahre lang etwas Gemeinsames, Schönes, Menschliches machen wollten, haben sich voneinander gelöst. Es war auch für dich eine schmerzhafte Spaltung, dies empfandest auch du, deine letzten Zeilen verrieten es; doch mehr als das Entzweireißen der Zellen schmerzte mich dein erster Brief. Hättest du mich einer andern Zuliebe verlassen, auf mich verzichtet, so wäre es nicht halb so schwer für mich. Doch nun stehe ich in deinen Augen als niederrächtiges, verlogenes, scheinheiliges Geschöpf da, mit dem Sportabzeichen hast du mir wirklich und wahrhaftig ein Mal eingebrannt. Und dennoch lindert ein Gedanke mein Leid: Wie gut, daß ich rechtzeitig abgestiegen bin, statt abzustürzen. Da wäre ja alles zerrissen, gebrochen! Nichts hätte ich aus dem Zusammenbruch retten können, um es mit nach Hause in die Heimat zu nehmen.

Es war Anfang September. Ich saß am Fenster des Abteils und nach unserm vierjährigen Zwiegespräch hielt ich in Gedanken einen nur für mich selbst bestimmten stacheligen

Kaktus-Monolog: „Der Kreis hat sich geschlossen. Auch meine innere Welt ist verschlossen. Sie ist stachelig, dennoch empfindlich und anfällig wie der Kaktus. An ein andres Klima gewöhnt, mußte er im Glashaus-Mieder sein Leben fristen. Das ist der Gegensatz zwischen Kaktus und Edelweiß, schneebedecktem Felsen und heißer Tropengegend. Selbst zwischen den Blättern eines Buches gepreßt, sieht das Edelweiß genauso lebendig aus wie auf dem Felsen. Was soll ich von gläsernen Städten erzählen, vom Geglitzer der Schaufenster? Schaut das Mieder an, so ist die Stadt, so glitzern die Auslagen, so schwirrt das Geschwätz durch die Luft, das falsche, betörende Wortgeklingel, das täuschende Märchen. Nichts als ein Haufen Papier bleibt davon zurück. Im Tintenfaß ist die Tinte verbraucht, die lila, die grüne und auch die rote Tinte. Der letzte Tropfen wurde verwendet, um eine demütigende Karikatur von mir zu zeichnen und sie mir an den Rücken zu heften. Kann einen irgend etwas mehr zerschmettern als Demütigung? Gibt es etwas Demütigenderes als die Wahrheit zu sagen, und dennoch keinen Glauben zu finden? Erniedrigt Hunger mehr als dies? Ich will nicht im gemeinsamen Kessel mitbrodeln, ich werde in meine eigene Mühle gehen und mein Korn nur für mich malen. Meine Könige haben mich sattbekommen. Sie haben mich aus der Reihe gestoßen, obwohl ich immer eine Feindin der Fleischerkönige gewesen bin. Ich will nichts fordern. Alles ist mir dreimal widerfahren. Drei Menschen sind mir teuer gewesen, Náznán, Sólyom, mein älterer Bruder, so sind es auch drei Kirschproben, die ich bestanden. Drei Blüten der Liebe hat die stachlige Pflanze getragen, und nach jedem „Schlußmachen“ haben mich meine eigenen Stacheln gestochen; dreimal habe ich die Kette zerrissen, drei Schlägereien habe ich hinter mir. Alles geschah dreimal, bloß die Abstürze waren zahllos. Gutes und Schönes, alles Strahlende, wurde vom Schatten der Furcht verdunkelt, nichts konnte ich behalten. Bloß die Zweige der Obstbäume blühen, die Jahresringe fürchten den Frost. Dem Edelweiß auf dem Felsen kann der Frost nichts anhaben. Der Kaktus braucht viel Feuchtigkeit, viel Wärme. Auch auf dem Stein gedeiht Moos in zauberhaftem Grün, wenn es von Wasser berieselte wird. Drei Pflanzen gibt es, die mich an Liebe erinnern: Edelweiß, Kaktus, Moos.“

So saß ich denn am Fenster des Abteils und fuhr unaufhörlich zurück, bergab, auf dem gleichen Weg, der mich vor fünf Jahren in die Ferne und bergauf geführt hatte. Auch diesmal empfand ich die Nacht als Pforte, doch ich kroch durch diese Pforte zurück: der Morgen war die äußere, die Morgendämmerung die innere Klinke. Ich fühlte, wie sich der Kreis schloß; wie mit dem Zirkel war er gezogen. Nach meiner fünfjährigen Verbannung hatte ich Heimweh. Ich fuhr gern nach Haus. Niemand winkte mir zu, ebensowenig winkte ich, nicht den Bergen wie damals, nicht meiner Kindheit. Kein Ruf in die Zukunft wurde in mir laut. Geduckt, in meine innere Stille gehüllt, saß ich da. Diese Stille kam mir wie ein großer, kalter Becher vor, immerhin war er nicht zerbrochen, und was er enthielt, floß nicht aus, der Becher war nicht leer, darin schäumten die fünf Jahre meiner Jugend, das Pathos meiner Träume, meine romantische Sehnsucht. Bloß in einem unterschieden sich die beiden Bahnfahrten nicht von einander, sie schlossen sich zu einem Kreis. Damals wie jetzt ging in meinem Dasein etwas zu Ende.

Aus dem Zug erblickte ich auch diesmal weidende Kühe, der Náznán-Bursche war dabei. Er sah genauso aus, wie er mir einmal im Traum erschienen — ich hatte dir darüber geschrieben, es war uns ja zur Gewohnheit geworden, einander viele unserer Träume zu erzählen —, nun war es jedoch umgekehrt: nicht die Erinnerung an ihm verschwamm mit deinen mir damals noch unbekannten Zügen, sondern sein zur Erinnerung verblaßtes Gesicht vermischtete sich mit der Erinnerung an dich.

Für mich warst du ein Stück Vergangenheit. Ich hatte dich auf drei verschiedene Arten gesehen, auf dem Foto, im Leben, im Traum. Doch als ich an dieser Stelle vorbeifuhr, sah ich dich: du hütetest neben der Eisenbahnstrecke Kühe. Wir aber bemerkten einander zu spät und konnten uns nicht mehr zuwinken.

Dritter Teil

Sie wußte selber nicht, was sie eigentlich beginnen, wohin sie gehen wollte; schon hier, schon auf dem Bahnhof, wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie stieg aus dem Zug, als hätte sie bloß dank den lärmenden, ihre Sachen zusammenklaubenden Mitreisenden Lust bekommen, das geräuschvolle Heim, den Eisenbahnwagen, zu verlassen, wo sich alle so sehr zu Hause gefühlt hatten, als gehöre ihnen der ganze Zug.

Sie stieg aus, gerade als täte sie es wirklich nur den Reisegefährten zuliebe; die anderen sprangen mit Schwung die Stufen des Wagens hinunter und mit dem gleichen Schwung eilten sie weiter, verließen sie den Bahnhof, nur Zsuzsika stand ratlos da, wie jemand, der bis dahin gewußt, aber nun vergessen hat, warum er hergekommen ist und wohin er will.

Natürlich, sie würde schließlich bei der Mutter wohnen — das heißt bei ihr und deren Mann (sie hatte wieder geheiratet) —, aber statt den Weg dahin einzuschlagen, setzte sie sich auf eine Bank und sah dem fahrenden Zug nach wie einer, der sich zum Einsteigen zu spät entschlossen hat. Der Stationsvorstand blickte noch einige Minuten auf die leergewordene Stelle, wo die Lokomotive gestanden hatte, entfernte sich und kam mit seiner roten Tellerkappe und seiner funkelnagelneuen Tafel wieder. Sein Gesicht strahlte derartig vor feierlicher Befriedigung, als hätte er an einer seltenen, ehrwürdigen Zeremonie teilgenommen, deren Gelingen nur von ihm allein abhing.

Er sah Zsuzsika auf der Bank sitzen, es kam ihm sonderbar vor, schon war er daran zu fragen, ob etwas nicht in Ordnung sei, dann besann er sich aber; wachrscheinlich wollte er sich nicht von einem Augenblick zum andern aus der feierlichen Stimmung reißen lassen, die er wenigstens bis zur

Kanzlei beibehalten zu müssen glaubte, oder fühlte er, daß diese Regelwidrigkeit außerhalb seines Zuständigkeitsbereichs lag.

Nachdem der Stationsvorsteher durch die Kanzleitür verschwunden war, fühlte sich Zsuzsika erleichtert, weil sie nun ungestört sitzen bleiben konnte, solang sie wollte. Da der mit der Tellerkappe es bei der ersten Gelegenheit nicht getan hatte, würde er sie jetzt gewiß nicht mehr fragen, warum sie hier saß.

Eine Soldatenstreife schlenderte über den Bahnhof. Auch ein Bauer stand da — der Mann steckte den Kopf in den Eimer des Ziehbrunnens, das Wasser war gut, und er wollte auf seiner Heimkehr vom Feld einen Schluck trinken — die Soldaten gingen ordnungsgemäß weiter, sie taten dies wie Schüler, die sich fürchten, jemand könnte ihnen ihre Bücher stehlen, um hineinzuschreiben: „Gottes Auge ist überall.“

Die Soldaten bertachteten Zsuzsika aus den Augenwinkeln, als suchten sie das „verdächtige Soldatenliebchen“, das einen Streifen vorschriftswidrig an einen Uniformkragen genäht hatte, doch gingen sie weiter, sahen ihr nicht an, daß sie ein Soldatenliebchen war.

Ich könnte Kindergärtnerin, wenn schon nicht Lehrerin werden... oder Buchhalterin... bei der Post arbeiten... Beamtin sein... Sie erwog der Reihe nach all diese Möglichkeiten, nur an jenen Beruf wollte sie nicht denken, für den sie ausgebildet, und der, dank ihrem Abgangszeugnis, für sie am erreichbarsten war. Sie konnte sich nicht vorstellen, in Stallungen zu gehen, neben den Hinterteilen von Säuen zu hocken, bis diese ihre blinden Ferkel geworfen hatten, oder sich, auf einem Stuhl stehend, zum Hals eines Pferdes emporzurecken, um es zu impfen.

„Guten Abend“, grüßte im Vorübergehen der wassertrinkende Bauer, „Sie haben sich ins Freie gesetzt?“

„Guten Abend, bácsi, ich hab mich ein wenig niedergesetzt“, gab sie lebhafter werdend zur Antwort.

„Schon gut“, meinte der Mann; was ihn betraf, mochte sie ruhig sitzenbleiben; er stapfte auf dem knirschenden Kies weiter.

Zsuzsika erblickte den von Bergen eingeengten Kirchturm ihres Heimatdorfs. Sie sah den Kapellen-Hügel. Auf den

hatte der närrische Andris mit dem Eimer Wasser getragen, um droben einen Fischteich anzulegen.

Die Schienen würden bis zum Morgen Ruhe haben. Ein Frosch sprang über die Geleise, hopste ins Maisfeld und legte sich unter ein Kürbisblatt schlafen.

In den Brunnen tropfte das Wasser, das der Bauer im Holzeimer gelassen hatte, es sickerte durch die Sparren.

Ich sollte nach Cserna gehen, dachte Zsuzsika, damit ich mir wenigstens sein Elternhaus anschau, das Haus, in dem er zur Welt gekommen ist. Ich könnte ein Glas Wasser verlangen und vielleicht seine Eltern sehen, von denen er nur Gutes erzählt hat... Cserna Nr. 88.

Es dunkelte, es war beinah Schlafenszeit, als Zsuzsika sich auf den Weg zur Stadt machte.

Sie fand ihre Mutter allein, der Stiefvater — sie hatte ihn noch nie gesehen — war schon in das Gasthaus gegangen. Mit der Mutter sprach sie eine halbe Stunde lang, dann legten sich beide nieder.

Morgens, als Zsuzsika das Haus verließ, schließt der Stiefvater noch. Sie sah ihn nur schlafend, den halben Kopf ins weiche Kissen vergraben, doch fiel ihr auf, daß er viel jünger als ihre immer noch schöne Mutter war.

Den ganzen Vormittag drückte Zsuzsika die Türklinken sämtlicher Ämter; es gab freie Stellen, eine als Kindergärtnerin, auch eine als Buchhalterin, sie hörte, andere Mädchen wären schon vorbeigekommen; die gutunterrichteten Anwärterinnen schauten Zsuzsika beruhigt an; sie waren älter als sie, aber noch immer schön, und fürchteten nicht, daß sie ihnen eine Stelle wegschnappen würde.

Eine Stelle schnappte sie den anderen dennoch weg, einen Posten beim Standesamt in einem nahen Dorf. Der Abteilungsleiter stritt ab, daß eine Stelle frei sei. „Sie haben doch eine Fachausbildung.“ „Für diesen Beruf bin ich nicht geschaffen.“ Der Mann fühlte, daß er ihr das nicht ausreden konnte, an ihm, mit seiner sicheren Logik, war ein Redner verlorengegangen, immerhin hatte er Angst, sich in dem magischen Kreis zu verirren. Zsuzsika ging zum Chef. Der ließ den Mann, an dem ein Redner verlorengegangen war, rufen und sagte: „Gibt es denn keinen einzigen freien Posten beim Standesamt?“ Der Beamte stotterte, er hatte wohl vergessen, ein Kieselsteinchen unter die Zunge zu legen:

„Nun... einen gerade...“ „Und was für besondere Kenntnisse sind denn dort nötig? Wie oft muß der Anwärter zwinkern können?“ Der Redner wurde blutrot, Schweißperlen bedeckten seine Stirn; er hätte gern nach dem Taschentuch gegriffen, entweder hatte er es nicht bei sich oder er fühlte, daß es auffallend wäre, sich den Schweiß abzuwischen.

Am fünfzehnten, fünf Tage später, konnte man die Stelle antreten.

Zsuzsika hatte vor, am Abend ins Dorf zu gehen, um eine Unterkunft zu suchen. Das Dorf lag nahe bei ihrem Heimatort, aber auch in der Nähe von Cserna.

Nachmittags wanderte sie nach Cserna.

Sie fragte niemanden, erkundigte sich nach nichts. Sie ging die Hausnummern entlang. Als sie bei den Achtziger-Nummern ankam, wurde sie aufgeregt. Von weitem erblickte sie die beiden schwarzen Achten. Sie ähnelten den beiden Fünfen, die er in einem Brief erwähnt hatte. „Zwei solche Fünfen sind wie zwei erstarrte Augen, und so schaut es auch innerlich in mir aus“, hatte er damals geschrieben.

Vor dem Haus ging sie auf und ab, wagte nicht, richtig hinzuschauen, sie konnte sich kaum fassen. Nur dies sah sie: ein kleines Haus mit einem Schindeldach und einem Lattentor. Sie machte ein paar Schritte, um ihre Erregung zu dämpfen. Von hier aus hatte er ihr geschrieben: „Ich bin zu Haus, bei meinen Eltern, stehe aber noch immer unter dem Eindruck der bei Dir verbrachten Tage, kann mich nicht in die häusliche Umwelt einleben... ich brauche nichts, es genügt mir, über unsere Begegnung nachzudenken. Bist Du auch so glücklichen wie ich?“

Sie ging wieder zurück. Vom Haus bis zum Tor wuchsen Blumen: Schwertlilien. Seine Mutter scheint eine brave Frau zu sein... Hätte ich hierher kommen sollen, als er mich rief?... Wie hätte mich seine Mutter angeschaut, was hätte sie wohl gesagt?

„Fräulen, suchen Sie jemanden?“

Zsuzsika meinte, sie müsse vor Entsetzen davonlaufen. Seine Mutter war es, Zsuzsika sah nur, daß die Frau im Vorflur stand.

„Nein... niemanden... ich schau bloß, ob's hier einen Brunnen gibt...“

„Sind Sie durstig? Bitte kommen Sie herein, ich bringe ein Glas, wir haben gutes Trinkwasser!“

Das letzte Wort zerflatterte, während die Frau ins Haus trat.

Sie kam mit dem Glas zurück, aber Zsuzsika war mehr tot als lebendig.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, weil Ihnen schlecht geworden ist.“ Die Frau drückte den Brunnenschwengel mit dem Eimer nieder und sagte: „Ich seh es Ihnen an, Sie sind ja ganz weiß.“ Besorgt spülte die Frau das Glas dreimal aus, als wäre der Trunk dadurch wirksamer, und wischte die Wassertropfen vom Boden des Glases.

Zsuzsika trank, dankte und gab das Glas zurück.

„Ist Ihnen besser? Vielleicht legen Sie sich drinnen ein wenig nieder?“

Zsuzsika schüttelte bloß den Kopf und ging zum Tor. Sie hörte, wie die Frau ihr nachkam, um sie bis ans Tor zu begleiten.

„Na, es soll nur vergehen! Bitte, achten Sie auf sich!“

Zsuzsika drehte sich ein wenig um und nickte. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, Tränen flossen ihr über die Wangen.

Sie verließ das Dorf, ging querfeldein und über die Wiese. An nichts konnte sie sich erinnern, nicht, wie die Frau aussah, weder an das Gesicht noch an die Augen, nur an ihre Hände, mit denen sie das Wasser vom Boden des Glases abgewischt hatte, und an ihre Stimme: „Bitte, achten Sie auf sich.“ An etwas anderes erinnerte sie sich nicht mehr, Hände und Stimme aber konnte sie nicht vergessen. Zsuzsika schritt über die Wiese und stellte sich vor: Wie wär's im Frühling gewesen... Sie wären zu zweit hergekommen, sie wäre nicht so eingeschüchtert, so allein, in den Hof getreten. Und die Frau im Vorflur hätte gesagt: O du mein schöner Sohn, solch eine Schwiegertochter bringst du uns? Der ist ja schlecht. Ich seh es ihr an, sie ist ganz weiß... So ist sie, Mutter. Sie ist klein und weiß, aber ihr ist nicht schlecht. Und was die Hauptsache ist, sie ist nicht schlecht. Sie ist meine Braut.

Sie stellte es sich auch anders vor. Die Frau aus dem Vorflur hätte ihr nachrufen können: Hören Sie, Fräulein, sind nicht Sie es, die meinen Sohn zugrundegerichtet hat?

Geben sie's zu, ich sehe es Ihnen an! Schämen Sie sich nicht, tut es Ihnen denn gar nicht leid um ihn? Ihretwegen soll mein schöner Sohn verleugnen, daß er Mensch ist, daß er jung ist? Und Sie umschleichen und beschnüffeln wie ein Spürhund unser Haus? Wollen Sie auch unseren Brunnen vergiften, unser Trinkwasser? Eher soll der Brunnen austrocknen und Sie mit ihm; verdurren Sie vor Durst! Und es soll meine Hand verdurren, wenn sie Ihnen einen Tropfen Wasser reicht!

Wieder wurde Zsuzsika schlecht, sie setzte sich im Schatten der Weiden am Ufer nieder.

Die Wiese war wie ausgestorben, bloß etwas weiter, an einer tiefergelegenen feuchten Stelle, mähten einige Männer Grummet. Sie waren wohl aus Cserna, dieser Teil gehörte ja noch zu Cserna.

Das Wasser plätscherte über die Steine dahin, fast unhörbar, um die schlummernde Nachmittagsruhe nicht zu stören, weiter unten, bei der Biegung, hielt es im weichen Sand inne, horchte, ob es nicht auf den Steinen etwas geweckt hatte, und noch geräuschloser floß es weiter.

Mit kleinen, lichten Pünktchen betupften die Weiden das Wasser, ihre herabgefallenen Blätter schwammen, die Kehrseite nach oben, auf dem Wasserspiegel. Die beiden Ufer waren nichts als verkrüppeltes Wurzelgewebe. Kein anderer Baum hängt so sehr wie die Weide an ihrer Umwelt. Mag das Wasser sie noch so stiefmütterlich behandeln, ihr die Wurzeln krümmen, die Erde unter ihr wegschwemmen — die Weide neigt sich darüber, sie greift mit ihren nackten verkrüppelten Wurzeln hinein, streichelt es mit dem belebenden Grün ihrer Äste und freut sich, wenn die Wellen darunter mit den Fischen spielen, die Blätter bekommen dann vor Freude einen so weißen Leib wie die Fische.

Die Csernaer Mäher wetzten die Sensen; dieser Laut und Fetzen ihres dröhnen Gelächters, als sie mit Späßen ihre Laune würzten, drangen bis zu Zsuzsika.

Hätte sie besser hingehört, so wären ihr die Worte nicht entgangen, doch sie lauschte bloß dem Gelächter. „Auch in der Feldarbeit kenne ich mich aus und weiß... Ich versteh mehr von praktischen Dingen als von den schönen Künsten.“

Wie schön ist die selbstlose Arbeit der Weide! Kein anderer Baum ist dem Boden, der ihn nährt, so anhänglich wie die Weide.

Verträumt blickte Zsuzsika zwischen zwei Bäumen hindurch auf den Kappelen-Hügel... Es kam ihr vor, der närrische Andris hätte auch auf die Magura Wasser für einen Fischteich getragen, solch ein Blau war auch damals, nachmittags, über jenem Berggipfel gelegen, als sie durch den kleinen Spalt geschaut hatte.

„Erwartest du jemanden?“

„Nein. Wen sollte ich erwarten?“

„Fräulein, suchen Sie jemanden?“

Nein, ich schau bloß, ob es hier einen Brunnen gibt... Zieh den Anzug aus, ich will ihn plätten... Von nun an geht's mit uns abwärts...

Sie hörte das Schleifen und Lachen der Csernaer Mäher und sagte sich: So sind alle Leute aus Cserna. Das ist ihr Wesen; auf eine Vier in Naturgeschichte folgt eine Neun.

Jetzt lachte auch sie erleichtert auf, daß alles so schmerzlos zu Ende gegangen war; ich habe „Schluß“ gemacht, er könnte mir noch vorwerfen, ich sei zum stiefmütterlichen Wasser geworden, ich schwemme die Erde von den Wurzeln der Weide fort.

Die Csernaer mähten. „Glaub ja nicht, daß ich im Sommer bloß auf dem Feld arbeite, weil ich für alle Fälle ein paar Lei beiseite legen will...“

Es sind fast vier Jahre her... Dort lebte er, in dem mit Schindeln gedeckten Haus: „Wer hat den Brief geschrieben?“ „Ein Mädel.“ „Welches?“ „Sie kennen es sowieso nicht.“ Genauso war es wie jetzt. Sie ist nicht neugierig, was einem fehlt, sie fragt bloß: Ist es vergangen?

Nun mußte sich Zsuzsika aber auf den Weg machen, mußte dorthin gehen, wo sie ihren Lebensunterhalt verdienen würde, wollte sie nicht spät abends in einem fremden Dorf auftauchen.

Ich werde noch einmal herkommen. Wenn ich es nicht mehr aushalten kann, nichts von ihm zu hören, werde ich kommen. Es gab Zeiten, da ich noch weniger als jetzt wußte, damals hätte es mir genügt zu wissen: Es gibt eine Gasse, eine Hausnummer. Das wenigstens weiß ich nun.

Sie brach auf, hörte noch lange das lustige Sensenwetzen der Csernaer Mäher. „Ich werde Dir beweisen, daß ich genügend Mut und Kraft habe, Dein Vertrauen und Deinen Glauben an mich zurückzugewinnen!“

Im Dorf wurde sie erwartet, hatte auch eine Unterkunft.

Es war ein sonderbares Dorf, so eins hatte Zsuzsika bis dahin nicht gesehen.

Während sie darauf zuging, es nur von weitem sah, schien es ein großer Obstgarten unter einem Wald zu sein, jenem ihres Vaters am Hang der Magura ähnlich, es war zu bemerken, daß sich darunter ein Dorf verbarg, hier eine Kirche, da ein Haus, dort ein andres, es mochte ein Feldhüter-Häuschen sein.

Drinnen war's das Gegenteil. Das ganze Dorf bestand aus verworrenen, holprigen, verschlungenen Gäßchen, aus lauter Krümmungen, und dennoch schien es nur eine einzige enge Gasse zu geben, einen Mäuseschlupfweg; ein Gäßchen war nicht vom andern zu unterscheiden; hinter langen, hohen Bretterzäunen lag das Dorf verborgen, nirgends ließ sich eine Gans oder eine Henne sehen, nirgends gab es Leben, nur hohe, weißgetünchte Bretterzäune, enge verwinkelte Gänge, wahrscheinlich lagen die Häuser zwischen Bäumen hinter den Zäunen, jedes dieser Häuser schien dem närrischen Andris zu gehören, eine Keule hätte man hineinschleudern müssen, um den nach Menschenfleisch gierigen Drachen hervorzulocken, in jedem Haus hätte ein Perpetuum mobile versteckt sein können, der närrische Andris schien hinter jedem Haus seinen Kopf hervorzustecken und zu rufen: „Großwachsen, Zsuzsika!“, als hätte er das ganze Dorf allein bewohnt.

In drei Richtungen zweigte das schmale Gäßchen ab, dort, vor dem Tor, durch das sie endlich in ein hohes, steiles, mit Schindeln gedecktes Haus eintrat. Sie würde, dachte sie, niemals wieder von hier hinausfinden, das ganze Labyrinth von Gängen hatte sie verschluckt, nie würde sie den Weg, auf dem sie hergekommen war, wiederfinden. Abends, als sie sich niederlegte und die Augen schloß, sah sie graue, holprige Gassen vor sich, und weiße Bretterzäune.

Und dann hörte sie die Hunde. Nie zuvor hatte sie so etwas gehört. Das ganze Dorf war ein einziges Hundegebell. Nah, unter ihrem Fenster, heulte einer ohrenbetäubend, es

klang durchs ganze Dorf, widerhallte von weither, von irgendwo; kaum mehr aus Hörweite klang es zurück, ein manigfaltiges Echo: scharfes Gebell, langgezogenes Heulen, heiser-tiefes, abgerissenes Gebell, bissig, winselnd, einen fremden Geruch ankläffend, an der Kette zerrend, reißend, klierrend: alles in dem schmalen Gäßchen eingeengt; ihr war's, als liefe ein einziger Schäferhund die engen Gassen hin und her, aus dem Gebell hörte man deutlich, wo die Hunde herumstreiften. Sie hatten vom Gassen-Labyrinth geradezu eine Landkarte gezeichnet, nach der man sich zurechtfinden, sich vorstellen konnte, wo die durcheinandergeworfenen Zäune lagen.

Und das ging stundenlang so, ohne Unterlaß, ohne eine Minute innezuhalten. Es schien ihr, als würde es niemals aufhören, niemals tagen, als wolle das ununterbrochen tobende Hundgebell sie in finsterer Nacht kettenklierrend zwischen den weißen, engen Gäßchen zu ewiger Gefangenschaft einschließen. Das nimmerendende Hundegebell würde sie noch um den Verstand bringen. Sie fühlte, wie die zitternde, arglistige Meute ihr auflauerte, nur darauf wartete, bei ihrer blinden Flucht über sie herzufallen. „Ich halte dich im Maul wie eine Hündin ihr Junges, ich fliehe, damit es nicht erdrosselt wird.“ Anscheinend hatte sie sich hierher verirrt, in einen Gassen-Zickzack ohne Ausweg.

Sie kroch unter die Kissen, barg den Kopf darunter, winselte beinahe wie die Hunde, war außerstande, einen Gedanken zu fassen, an nichts konnte sie sich erinnern; nur an eine einzige Briefzeile, eine aus ihrem zwanzigsten Lebensjahr: „Wenn ich bei Dir bin, wirst Du Dich am Abend nicht vor Hunden fürchten.“

Und plötzlich wurde es still, wie abgeschnitten brach das Gebell ab. War sie ohnmächtig geworden? Nur das konnte es sein; als sie damals auf die Balken gefallen war, hatte sie auch gefühlt: Auf einmal stürzt alles zusammen.

Zsuzsika wagte nicht zu atmen, drohende Stille hatte sie befallen, ihr Kissen war naß von Schweiß, Hundegeruch reizte ihre Kehle, gewiß würde sie daran ersticken.

*

Ein Jahr war vergangen. Wieder reiften die Pflaumen. Der September breitete seine Gaben aus gleich einer schönen,

jungen, blauäugigen Frau, die auf dem Markt Waren feilbietet, und die Menschen kauften nicht sosehr des Obstes wegen, als der blauäugigen Schönen zuliebe, um sie noch heiterer zu stimmen und um ihr Lust zu machen, nächstes Jahr wiederzukehren.

Hinter Zäunen, in den schmalen Gassen, standen hohe Nußbäume; die Schalen begannen zu platzen, als hätte ein Schlüssel die Türen zu den knochenharten Früchten geöffnet. Ein alter Birnbaum lehnte an einer bröckelnden Steinmauer.

Zsuzsika hielt das ganze Jahr durch, sie ging nicht zu dem schindelgedeckten Haus Nr. 88. Die Leute gewannen sie, die beim Standesamt arbeitete, lieb, jeder Hochzeitszug trat bei ihr ein, mit pflichtschuldiger Heiterkeit nahm sie an der gehobenen Stimmung teil, und die weinfrohen Tage lächelten auch ihr zu. Sie hatte mit Bräuten, Bräutigamen und Trauzeugen zu tun. Zsuzsikas Unterschrift bestätigte die Eheschließung, machte Hochzeitsnächte rechtskräftig und eine Ehe für das ganze Leben gültig; die jungen Leute hatten die Empfindung, sie hätten dies ihrer Güte zu verdanken. Wie sie und ihre Kollegen sich seinerzeit beim Klassenvorstand eingefunden hatten, so versammelte sich jetzt die Jugend oft bei ihr: Mädchen und Burschen; es wurde gesungen, die Mädchen machten Handarbeiten, all das mit dem heimlichen Wunsch, früher oder später in Zsuzsikas Amtsstube zu landen. Sie bemerkten nichts von Zsuzsikas Einsamkeit, sie trafen sie immer bei bester Laune, sie war allgemein beliebt, die Mädchen vertrauten ihr Herzensgeheimnisse an, baten um Rat, diese Liebesangelegenheiten waren mit ihrem Wirkungskreis verknüpft. Niemand fragte sie nach ihren eigenen Herzensgeheimnissen, es kam vor, daß sie plötzlich in der lustigen Stimmung traurig wurde oder sie sagte, wenn eins der Mädchen für ihren Rat dankte: „Dank mir nicht, sonst verwelkt er. Weder für einen Rat noch für eine Blume darf man sich bedanken, sonst verwelken sie.“ Niemand forschte nach, man verstand es auch ohne zu fragen, und niemand ahnte, woran sie dabei dachte: Ich brodle im lustigen Kessel, erteilte Ratschläge, stecke bis zum Hals im weltlichen Wirrwarr der Liebe. Ich hätt's nicht besser machen können... nur das ich so gar nichts von dir weiß, nicht das Geringste, seit fast einem Jahr, nichts, und gerade der Rat, den ich mir selbst damals gab, ist ganz welk.

Zsuzsika hatte um sich herum diese Leere geschaffen, und schließlich sah sie ein, daß ihr nichts andres übrigblieb, doch in diesem Jahr durchrieselten sie keine Schauer mehr. Oh, wie könnte ich schlafen! Bei dir anpochen! Was nützte das Paket mit den Briefen, das greifbar da war, nie vorher hatte sie, auch wenn keine Zeile gekommen war, gefühlt, daß das Ganze nur ein Hirngespinst gewesen, ein an Schlauftrunkenheit pochender Traum. Eine Erfindung, die sie selbst in die leeren Zeilen hineingelesen hatte.

Nur zwei wußten etwas von ihrer „Vergangenheit“. Vera war die eine, die ihr näher gekommen, der sie sich anvertraut hatte. Vera rief bestürzt aus: „Zsuzsika, du mußt nicht bei Verstand gewesen sein! Mit so einem schönen, tüchtigen Burschen, der so sehr an dir gehangen, hast du gebrochen, dem hast du den Laufpaß gegeben?“ Das konnte sie nicht verstehen, nicht begreifen, und Zsuzsika versuchte auch nicht, es ihr zu erklären, sie fühlte, daß Veras Befremden dann noch größer würde und daß die Freundin sie noch härter verurteilen könnte. „Zsuzsika, du bist nicht bei Sinnen, na macht nichts“, sagte Vera schließlich und verbuchte Zsuzsika trotz allem nicht in die Rubrik der hoffnungslosen Fälle. „Du hast dein Glück verscherzt, aber du bist schließlich darüber hinweggekommen. Hier ist der Schreiber, fang den ein.“

Der zweite, der etwas von ihrer „Vergangenheit“ wußte, war der Amtsschreiber. Er hieß auch Lakatos, war ebenso groß wie der andere, aber neben ihm fühlte sich Zsuzsika nicht klein, nicht einmal so klein wie neben Eduard. Mit ihm befreundete sie sich geradeso wie mit Eduard. Er und sie zählten im Volksrat zu den jüngeren Beamten, sie waren „Kollegen“, auch Zsuzsika nannte den Schreiber im stillen nur so, ihm fiel die Schreiberei schwer, und sie machte auch seine Arbeit, da schlossen sie gar bald Freundschaft. Es war keine tiefere Bindung, nicht einmal so eine wie damals mit Eduard, keinerlei ähnliche Neigung verband die beiden, sie waren eigentlich Gegensätze, dennoch befreundeten sie sich; mehr als bei Eduards aufrichtiger Zuneigung fühlte Zsuzsika jetzt, daß sie auf den Schreiber angewiesen war, ihn nötig hatte. Eine einzige Geste war's, ein einziges Moment, das dieses gute Einvernehmen vertieft, der die innere Teilnahme des Kollegen bewies, er tröstete sie: „Seien Sie nicht traurig, Zsuzsika; wenn mein Namensvetter abrüstet und heimkehrt,

lerne ich ihn kennen, und Sie werden sehen, wie alles in Ordnung kommt.“ „Hier gibt es nichts, was in Ordnung kommen könnte“, antwortete Zsuzsika und wußte, was sie sagte, doch das selbstlose Mitgefühl des Kollegen tat ihr wohl, sie hatte nie soviel „Herz“ bei ihm vorausgesetzt, es war für sie eine angenehme Überraschung.

Später, als die Zeit verging und sie die innere Leere, den „Sog der Leere“ von Tag zu Tag schmerzlicher empfand, zeigte sich die Herzensgüte des Kollegen immer deutlicher, wenigstens bis er alles „in Ordnung“ gebracht hatte. Im Umgang mit den anderen war er meistens mürrisch, oft grob, „ein bockiger, unbeliebter Kerl“, und alle wunderten sich, wie er sich Zsuzsika gegenüber so ganz anders benahm, er war wie verändert: liebenswürdig, aufmerksam, sanft — sogar Blumen brachte er ins Büro und stellte sie ihr auf den Tisch —, nicht wie einer, der stets verdrossen dreinschaut, von dem man nie weiß, was ihm gerade über die Leber gelaufen ist. Dies erhöhte Zsuzsikas Beliebtheit, wenigstens sie konnte die „Bockigkeit“ des Schreibers mildern, seine finstere Miene für die hochzeitliche Atmosphäre ein wenig aufhellen, sie war „der schwache Punkt“ dieses harten, gefülsarmen Menschen; dadurch wuchs ihre Beliebtheit, Zsuzsika konnte den Amtsschreiber bestimmen, diese oder jene Angelegenheit günstig zu erledigen.

Auch sie selbst brauchte jemanden, der sich um sie kümmerte; immer mehr Zeit verging, immer größer wurde die Leere um sie, und als sich die jugendlichen Träume endgültig als nichtig erwiesen hatten, konnte sie, wie eine, die was angestellt hat, nichts weiter erwarten. Man hatte sie für immer enthoben, sie jung aus dem Spiel als verspielt gewiesen; immer härter empfand sie: Keine Nachricht. Dies ließ sie fühlen, wie notwendig sie jemanden brauchte, der für sie da war: ja trostloser die Einsamkeit sie drückte — aus der sie vergebens versucht hatte, in das „lustige Brodeln“ zu flüchten —, umso eher duldet sie, daß der Kollege sie zu Haus aufsuchte, sie das Alleinsein mit seinen stets wechselnden Stimmungen vergessen ließ.

Auch alles andere war für sie eine Notwendigkeit. „Die Erledigung der Liebesangelegenheiten“ — sie mußte „wohl-tätigen“ Einfluß üben, sie wurde von dem gemeinsamen

Kessel „ausgenützt“ — half ihr das eigene verbitterte, lächerliche Ich besser zu ertragen.

Oft kam es ihr vor, daß sie wirklich nicht bei Sinnen sei. Das machte ihr die größte Sorge; sooft sie besonders bedrückt war und die Endgültigkeit der Vereinsamung ihr voll bewußt wurde, dachte sie über ihr ganzes Leben und über die Menschen nach. Ich hab den Verstand verloren. Durch meine unzähligen Abstürze bin ich von der gemeinsamen Schaukel gefallen, wurde ich von der gemeinsamen Kette ausgeschlossen, aus dem gemeinsamen Pfänderspiel, vom gemeinsamen Kessel verstoßen, darum bin ich nicht mehr bei Trost. Einem vernünftigen Menschen fällt es nicht ein, vor einer Hausnummer spazierenzugehen und sich dorthin zurückzusehnen, als wäre dies in seinem Leben die einzige Freude, das einzige Glück.

Sie bekämpfte diesen beklemmenden, furchterregenden Gedanken; ein Jahr war um, sie hatte widerstanden, war nicht zu der Hausnummer gegangen, trachtete, sich in die hochzeitliche Stimmung einzufügen, in diesen frohen Wirrwarr der Liebe, sie drückte sich aus wie die anderen und wie die Umstände es erforderten. „Ein tüchtiger Bursch, fang ihn ein, Anna verdreht ihm bloß den Kopf, hält ihn zum Narren.“ „Ich wünsche dem jungen Paar viel Glück, alles Gute!“ Aber gleich danach schluchzte sie auf, ihre Kräfte versagten immer mehr in diesem Kampf.

Wie sehr Zsuzsika derlei Erinnerungen fürchtete, wie sie Hals über Kopf vor der kleinsten Freude davonlief, wurde ihr erst so recht bewußt, als sie eines Tages in das Büro der Vorgesetzten trat.

„Sagen Sie, Genossin“, immer sprach die Vorgesetzte ernst und gemessen, „haben Sie einen älteren Bruder?“

„Einen älteren Bruder?“ Zsuzsika wunderte sich, woher dieses Wort sich seinen Weg ans Tageslicht gebahnt hatte, „Ja, einen Vetter...“

„Und ist er Soldat?“

„Das weiß ich nicht.“ Sie wußte es nicht, seit einem Jahr wußte sie nichts von ihm. War er noch Soldat, hatte er abgerüstet? „Warum fragen Sie?“

„Ist er aus Cserna?“

Zsuzsika sprang auf, sie konnte sich nicht länger beherrschen.

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe mit ihm gesprochen.“ Die Vorgesetzte schaute Zsuzsika an, und gleich wurde ihr alles klar. „Jetzt glaube ich schon, daß Sie wirklich einen Bruder haben, der Ihnen sehr nahe steht... Nun, dieser Bruder hat abgerüstet.“

„Und?“

„Sonst nichts.“ Die Vorgesetzte zuckte die Achseln, was sollte es sonst noch geben. „Er fragte telefonisch an, ob Sie hier arbeiten würden, wo Sie zugeteilt seien und bat mich, Ihnen auszurichten, daß er abgerüstet habe. Ich freue mich, daß ich Ihnen eine gute Nachricht überbringe“, fügte sie kühl hinzu, um den Verdacht abzuweisen, daß sie etwas von der guten Nachricht für sich behalten hatte.

„Das ist wirklich eine gute Nachricht, eine freudige Nachricht!“

„Das sehe ich“, sagte die Vorgesetzte milder, als sie merkte, daß Zsuzsikas Verdacht verflogen war (ihr eigener Verdacht wurde nun zur Gewißheit).

Auch Zsuzsika sah, wie sehr sie sich verraten hatte, ihre Chefin war über alles im klaren, ebenso wie seinerzeit der Klassenvorstand, nachdem er Zsuzsika mit Sólyom auf der Gasse ertappt, aber Zsuzsika schämte sich jetzt nicht, empfand auch keine Gewissenbisse, nur unaussprechliche Freude. Eine Nachricht! Nach einem Jahr ist sie gekommen, unaufgefordert hatte er sie geschickt, nicht einmal bis zum Haus mit dem Schindeldach mußte Zsuzsika gehen, um die Nachricht abzuholen.

Jetzt wollte sie bloß mit der Freude allein sein, ihre Einsamkeit erhellen, die von glanzloser, kalter, dunkler Feuchtigkeit und von Moos bedeckt war. Sie zog sich zurück, wartete in glücklicher Geduld, was kommen würde, was diese Nachricht noch verhieß. „Und?...“ „Sonst nichts.“ Warum also diese plötzliche gierige Frage? Sie begnügte sich mit der Nachricht, empfand sie als Versprechen: Ich habe abgerüstet, das andere kannst du erraten... „Ich werde dir beispringen, wenn du es am wenigsten erwartest.“

Irgendwann einmal hatte sie die Worte, die sich hinter den drei Strichen verbargen, erraten und auf weitere gewartet. Jetzt dachte sie gar nicht daran, daß vielleicht am anderen Ende der Telefonleitung eine Antwort auf die Nachricht erwartet wurde: Da ich abgerüstet habe und hier bin, melde ich

mich; brauchst du etwas? Was hast du vor? Dergleichen kam ihr nicht in den Sinn, ihr war nur eins wichtig: er möge ihr glauben; die größte Wahrheit ihres Lebens sollte er als Wahrheit betrachten und nicht als Lüge...

Sie harrte geduldig, in ihrer Vorstellung befand sie sich im Hof mit den Schwertlilien, im schindelgedeckten Haus, fühlte den warmen ermutigenden Blick der beiden Achten, aber als Woche um Woche verging, begannen die Achten sie finster anzuschauen.

Zsuzsika ließ wieder gern zu, daß der Kollege ihr jeden Abend „Aufmerksamkeiten“ erwies, daß die Mädchen bei ihr zusammenkamen und sangen.

Und eines Abends, es war mildes Novemberwetter, sagte der Kollege:

„Zsuzsika, ich werde Ihnen was Interessantes erzählen.“

„Erzählen Sie.“

„Ich habe Ihren ‚älteren Bruder‘ kennen gelernt.“

„Wen? Meinen älteren Bruder? Wo?“

„In Cserna. Ich hatte mir dies vorgenommen und bin hingegangen... doch es tut mir leid, daß Sie so sehr an ihm hängen.“

„Warum? Was reden Sie da für dummes Zeug?“

„Ich rede kein dummes Zeug, lassen Sie mich bloß erzählen... Ich suchte ihn auf, sagte ihm, daß ich Sie kenne und mehr oder weniger alles, was er wissen wollte. Er antwortete, daß er Ihnen Nachricht gegeben habe und gern mit Ihnen sprechen möchte. Darauf erwiderte ich, er solle doch kommen und mit Ihnen reden. Ich traute meinen Ohren nicht, als er antwortete, Ihnen zuliebe würde er keinen Weg von zehn Kilometern zurücklegen.“

„Das ist nicht wahr! Sie lügen!“

„Ich lüge nicht, das sagte er. Außerdem habe ich mich nach ihm erkundigt und gehört, er sei ein Saufbold und ein Hochstapler.“

„Das ist nicht wahr! Das ist eine Lüge! Wer das erzählt hat, lügt, auch Sie lügen, wenn Sie sagen, daß er den Weg von zehn Kilometern nicht zurücklegen wolle.“

Hartnäckig verteidigte sie nicht so sehr den „Bruder“, wie ihre eigene Wahrheit. Sie konnte nicht glauben, daß dies wahr sei, hatte sie doch in dem leeren Jahr der Verlassenheit, während die Würmer der Furcht an ihrem Innern nagten,

nur auf dieses eine gewartet, ständig, und jetzt, seit der Nachricht, in der sie ein glaubwürdiges Versprechen sah, mit noch größerer Gewißheit. Ihre Wahrheit konnte sich nicht als Lüge erweisen. Sie brauchte nicht die Beteuerung: „Ich habe noch genügend Kraft und Mut, um dein Vertrauen und deinen Glauben wiederzugewinnen“, sondern: „Du sollst das Vertrauen und den Glauben an mich in dir wiedererwecken.“ Eigensinnig verteidigte sie diesen Wunsch, erwartete einen Beweis, doch gleichzeitig fühlte sie verzweifelt, daß sie nichts verteidigte, ein Jahr des Schweigens und auch die Nachricht zeigten ihr, daß er sie für eine Lügnerin hielt. Komm, wenn du willst, und mach gut, was du verbrochen hast! In allem lag Anklage: Ein Trunkenbold, ein Hochstapler bin ich, streite ab, daß ich Mensch bin, lege auch keinen Weg von zehn Kilometern für eine zurück, deretwegen ich das geworden bin.

Nun hatte sie ernstlich das Gefühl, nicht bei Sinnen zu sein, und fürchtete, den Verstand ganz zu verlieren.

Am nächsten Tag, es war Sonntag, kam der Telefonist zu ihr und rief sie zum Telefon. Sie ging, setzte sich an den Apparat und wartete. Beim Klingeln fuhr sie erschrocken zusammen. Furchtsam nahm sie den Hörer ab.

„Hallo... hier ist der alte Lakatos, Lakatosbácsi aus Cserna. Hallo, hören Sie?“

Der Hörer bebte in ihrer Hand, aber irgendwie faßte sie sich und rief: „Ja!“

„Ich möchte Sie verständigen, daß mein Sohn krank ist und Sie zu sehen wünscht; besuchen Sie ihn, sobald Sie können.“

Ihre ganze Verzweiflung, ja ihr Zorn kamen zum Ausbruch, als sie sich sagte: Wieder die alte Komödie, Gehirnerschütterung, Beinbruch... Erbost und verzweifelt schrie sie:

„Richten Sie ihm, bitte, aus, daß ich seinetwegen keine zehn Kilometer laufe.“

„Was? Hallo! Was sprichst du da? Hallo, hier ist dein Bruder, was kannst du nicht?“

Jetzt durchschaute sie das ganze Komödienspiel: der „alte Lakatos“ und „die Krankheit meines Sohns“; noch zorniger rief sie:

„Diesen weiten, zehn Kilometer langen Weg!“

„Hallo, ich verstehe nicht! Warum sagst du das so böse und höhnisch?“

„Das gleiche hast du mir doch ausrichten lassen, nicht wahr? Du könntest den Weg nicht machen.“

„Ich? Ich hätt' so was ausrichten lassen? Durch wen?“

„Durch meinen Kollegen, unsern Amtsschreiber, der bei dir war.“

„Das ist eine niederträchtige Lüge, ich habe nichts dergleichen gesagt! Was sagst du da? Was hat er dir erzählt?“

„Du hättest mir ausrichten lassen, daß du meinetwegen keinen zehn Kilometer langen Weg zurücklegen willst.“

„Das ist eine gemeine Lüge! Ich habe gesagt, daß ich dich anrufen werde, und ich habe dich auch angerufen. Na, ich will mir den noch vornehmen. Nicht später, nein, noch heute nachmittag will ich dort sein! Dich bitte ich nur eins, komm ans Dorfende, damit ich nicht herumirren muß. Kommst du?“

„Ja. Ich werde am Dorfrand sein. Aber willst du nicht zum Schreiber?“

„Nein. Zu dir. Mit dem werde ich noch mal zusammenkommen und mich mit ihm über meine Nachricht aussprechen.“

„Gut! Ich erwarte dich!“

Dies hatte sie ebenso laut hinausgeschrien wie zuvor ihren Zorn. Sie legte den Hörer nieder und stand still da. Es ist nicht wahr, daß ich hingehe, um etwas gutzumachen, es ist nicht wahr, daß er ein Säufer, ein Hochstapler ist und meinetwegen die zehn Kilometer nicht gehen will! Er tut es, um gutzumachen, was er angerichtet hat!

An die verlogene „Nachricht“ ihres Kollegen dachte sie nicht mehr, die Wunde, die sie ihr geschlagen, verheilte bei der Botschaft, der Erwartete würde nachmittags, nach vierzehn Monaten, die zehn Kilometer doch noch zurücklegen.

*

Zsuzsika bat Vera, bis ans Dorfende mitzukommen; seinerzeit hatte Icu sie bis zum Bahnhof mitgenommen. Damals, an Icus Seite, hatte sie keinen Unterschied zwischen Icus Schicksal und dem eigenen empfunden, sich nicht von dem Spiel ausgeschlossen gefühlt; ihr heißer Wunsch, so wie alle anderen zu sein, war ihr anscheinend erfüllt worden, es hätte

also auch umgekehrt sein, Icu hätte sie zum Bahnhof begleiten können, so sicher war sie ihrer Gleichberechtigung im gemeinsamen Pfänderspiel gewesen.

Jetzt war's umgekehrt, Vera begleitete sie, aber seither hatte sich ihr Gefühl gründlich geändert: Zsuzsika hielt sich für enthoben, für ausgeschlossen, sie ging, ihres besonderen Schicksals bewußt, zum Dorfrand. Trotz allem war diese Einsicht gesünder. Als sie damals das beruhigende Empfinden erfüllt hatte, das Spiel der anderen mitzuspielen, war es doch von einer bösen Ahnung begleitet gewesen, von der Furcht, früher oder später dafür büßen zu müssen; jetzt, da sie sich als Enthobene fühlte, und dies wehtat, hatte sie ein gutes Vorgefühl, hoffte, daß auf sie nach allen Rückschlägen eine Belohnung, eine Entschädigung, wartete, dies gebührte ihr. Hatte sie damals nach den Monaten der Freude den einen bitteren Tag erwartet, so erwartete sie jetzt den einen Tag der Freude nach bitteren Monaten.

Neunzehn Monate waren nach der ersten Begegnung verflossen. Jahrelang hatte Zsuzsika auf die erste gewartet, hatte ausgeharrt, um die schönen Worte der Briefe Wahrheit werden zu sehen. Neunzehn Monate mußte sie auf die zweite warten, damit einige böse Worte ausgelöscht würden, vor allem aber dieses noch bösere lange Schweigen, es begann das Schöne und Gesunde, das sie sich aus der Begegnung bewahren wollte, zu benagen, zu verspotten, mit Vernichtung zu bedrohen, nur etwas Greifbares, für alle Sichtbares wäre ein Beweis.

Die Mädchen erreichten den Dorfrand.

An einem Dorfrand hatten er und sie Abschied genommen, hier, am Ende des Dorfs, sollten sie sich wieder treffen.

Das Dorfende ist etwas andres als ein Bahnhof. Ein Abschiednehmen wird dort, ebenso wie ein Wiedersehen, zur Umarmung. Am Dorfende ist beides nur ein Händedruck.

In ihrer Handfläche bewahrte Zsuzsika die Erinnerung an den Händedruck, den sie vor neunzehn Monaten gefühlt, und sie erhoffte ängstlich, der sanfte Druck möge sie die rohen, bedrückenden Worte vergessen lassen: „Ich streite ab, daß ich Mensch bin, damit schließe ich meinen Brief und bleibe allein.“

Sie und ihre Freundin setzten sich auf den erhöhten Rand des Sportplatzes; er war von den Blättern des Apfelbaumes

besät. Die Sonne schien matt und kraftlos, an den Ästen
faulten Äpfel, die beim ersten Windstoß herabfallen würden.

Feiner Staub lag auf dem harten Sitz, auf dürrrem Un-
kraut; der Sommer ratterte weiter, vom Leiterwagen des
Herbstes fiel Staub und bestreute den Weg.

Aus dem Dorf kam der Schreiber; sein Fahrrad trieb er
so rasch vorwärts, als jage er hinter einem Leiterwagen her.
Er bemerkte die Mädchen nicht. Sie aber sahen ihn in die
Richtung radeln, aus der sie den andern erwarteten.

Zsuzsika erschrak. „Na, ich will mir den noch vorneh-
men...“ „Aber willst du nicht zum Schreiber?“

Sie verbarg ihren Schrecken, doch Vera sprach ihre Be-
fürchtungen laut aus:

„Mir scheint, er hat irgendwie erfahren, daß dein, ‚Bruder‘
kommt. Na, komm, wir wollen sehen, was die beiden anstel-
len. Sicher will er deinen ‚Bruder‘ verhauen.“

Sie standen auf und gingen.

Noch immer wirbelte das Fahrrad feinen Staub auf.

Zsuzsika überkam plötzlich eine Schwäche, erst jetzt be-
griff sie, was Staub bedeutete, auch Worte hatten in ihr Staub
aufgewirbelt.

Du wirst dir schon den Schreiber einfangen.

Zsuzsika, seien Sie so lieb und sagen Sie dem Schreiber...
Sie sind ja gut mit ihm, nicht wahr?

Was glauben Sie, Zsuzsika, warum ich Ihnen Blumen
bringe, nur so?

Sicher will er deinen Bruder verhauen.

Veras Gerede beunruhigte Zsuzsika wie aufgewirbelter
Staub, Schrecken legte sich als dichter Nebel um ihr Gemüt,
sie erinnerte sich, daß sie einmal durchs Fenster die nebel-
freie Magura betrachtet hatte. Erwartest du jemanden? Sieht
der Schreiber gut aus? Ist nicht er's, der jetzt mit seinem
Fahrrad Staub aufwirbelt? Den erwartest du? Den, der uns
durch eine Zehnkilometerlügen trennen will?...

Der Schreiber kam auch schon zurück. Er radelte lang-
samer als vorher, und je mehr er sich näherte, desto lang-
samer wurde sein Tempo.

„Wohin geht ihr?“

„Wir wollten uns den Hanf ansehen, wollten wissen, wie
hoch er geworden ist.“ Diese Worte warf ihm Vera lachend
zu. „Und Sie? Wo waren Sie?“

Der Schreiber stieg nicht ab, er antwortete ernst:

„Heut früh haben wir einen Bestandteil der Mähmaschine verloren, und den hab ich gesucht.“

Zsuzsika hätte keine Silbe hervorbringen können, aber sie fühlte sich plötzlich erleichtert und war beruhigt, freute sich, daß Vera mit ihr war, es gab jemanden, der von Hanf sprechen und nach einem Bestandteil fragen konnte. Der Hanf hatte sie erleichtert, der Bestandteil beruhigt.

Die Mädchen kehrten zu ihren Sitz zurück und warteten.

Sie sprachen miteinander. Die Landestraße und das Feld schienen wie ausgestorben, nirgends eine Menschenseele. Entlaubte Bäume senkten die Äste. In den Dörfern war kein Leben zu sehen, hier und dort ein Kirchturm, um ihn herum kleine Häuser. Auch die Türme warfen ihr Laub ab, flachgedrückt, wie tot, lagen die Häuser in der Landschaft. Zweimal, vor sechzehn Jahren, war in den Dörfern Feuer ausgebrochen, aber niemand hatte sich gefunden, um die Alarmglocke zu läuten.

So verging eine halbe Stunde, Zsuzsika saß da, als hätte sie geschrieben: Ich überlasse mich dem Schicksal, es soll mit mir machen, was es will.

Sie wäre gern allein gewesen, um Vera nicht lachend sagen zu hören: „Mit einem Wort, wir haben uns den Hanf angeschaut, Zsuzsika; ein schöner Traum! Es gibt ja um diese Zeit keinen Hanf mehr.“

Doch jetzt, da sie schon wartete, hoffte sie auf die Ankunft des Erwarteten; sie wollte sich nicht lächerlich machen. Vera sollte sich überzeugen, daß sie, Zsuzsika, sich keine Lüge ausgedacht, daß sie nichts erfunden hatte: diesen Hanf gab es wirklich.

Eine Stunde verging. Die Äste neigten sich, am Horizont welkte die Sonne. Weit und breit war niemand. (Die Csernaer Schnitter machten sich langsam auf den Heimweg, zu guter Letzt lachten sie erleichtert auf, froh, daß sie ihr Tageswerk hinter sich hatten, in der öden Novemberstille konnte man auch schon ihre Worte vernehmen: „Vergiß nicht, du warst es, die das Ganze umgestoßen hat!“) Sie brach auf. Der erste ist auch schon da, er kommt mit dem Fahrrad, er ist zwischen den kahlen Bäumen aufgetaucht.

Er ist es! Zsuzsika sprang auf und stieß einen Schrei aus. Rasch drehte sie sich um, Tränen stiegen ihr wie stets in die Augen, wenn sie „ihn“ sah, seine Schrift nach langer Zeit erblickte oder durch andere etwas von ihm hörte.

Und dann, nachdem sie die Erregung niedergekämpft hatte, wandte sie sich dem Radler zu, sie wollte ihn von weitem sehen und genau erkennen, es sollte nicht werden wie damals, als er hinter dem Lattentor gelächelt hatte.

Anderthalb Jahre sind vergangen, seit ich ihn zuletzt gesehen habe, dachte sie, sicher ist er sehr verändert. Er ist in Zivil, sportlich gekleidet, trägt einen Pullover, er sieht aus, als käme er vom Sportplatz. Gut, daß er nicht den schweren Militärmantel anhat, da könnte er ja nicht so rasch radeln.

Er fuhr schnell, und als er die Mädchen erblickte, trieb er das Rad noch mehr an. Er lächelte von weitem, jetzt war er es, der ihr entgegenkam und nicht hinter einem Lattenzaun stand, doch auch diesmal lächelte er von weitem.

Er war da, sprang rasch ab wie einer, für den jede Minute kostbar ist.

„Servus, Schwesternchen Zsuzsika! Wie geht's?“

Er streckte die Hand aus, ein Händedruck.

„Servus, Vetter! Ich will euch bekannt machen. Mein älterer Bruder, meine Freundin.“

„Béla! Freut mich!“, plapperte der Bursche und verheimlichte nicht, daß es ihn gar nicht freute, niemals mit ihr allein zu sein und bei jeder Begegnung einen dritten vorzufinden.

Er mußte das Fahrrad schieben, verdrießlich stellte er Zsuzsika „verwandtschaftliche“ Fragen, um das „Verwandtschaftliche“ zu betonen.

Gern hätte sie ihm erklärt, daß dies überflüssig sei; hatte sie Vera mitgenommen, so war's, weil Vera wußte, was für ein „älterer Bruder“ er für sie war. Diesmal stand es ja ganz anders, sie mußte niemandem — wie seinerzeit Klári und deren Freundin — etwas vormachen. Bald sind wir zu Haus, bloß wir zwei, dachte Zsuzsika, andere „Erklärungen“ werden dann sowieso wichtiger sein als diese.

Immer schweigsamer gingen sie weiter, Zsuzsika war vollkommen verstummt, sie eilte, wollte daheim ankommen, wollte mit ihrer Freude allein bleiben. Dann und wann warf sie einen Blick auf Béla, um sich zu überzeugen, daß er hier

war, und bemerkte, daß auch Vera den „Hanf“ anblickte, ihre Stimme wurde lebhafter, und Zsuzsika hörte zu, sie war der Freundin dankbar, war erleichtert, ebenso wie zuvor, als der Schreiber mit dem Bestandteil zurückgefahren war, es beruhigte sie, dank Veras Geplauder die Stimme des Burschen zu hören.

Als hätte Béla gewußt, daß es hier nicht wie seinerzeit galt, Klári und deren Freundin die Rolle des „echten Bruders“ vorzuspielen, wurde er heiter, gut gelaunt; in Erwartung des baldigen ungestörten Zusammenseins mit Zsuzsika, paßte er sich den Umständen an, täuschte kein Hofmachen vor, er blieb trotz der fröhlichen Stimmung ernst, obwohl er in dem eleganten Pullover gewiß noch größeren Erfolg gehabt hätte als seinerzeit im Soldatenrock; Zsuzsika freute sich und sah den Ernst, mit dem er ihn trug, sie empfand diesen Pullover als eigenes Verdienst; sie fühlte: Ohne deinen guten, warmen Pullover würde er frieren.

Am Dorfrand angekommen, sah er zu Zsuzsika hinüber, sie wechselten einen Blick. In seiner Stimme klang ein wenig Ungeduld mit, als wäre er das störende Geschwätz gern möglichst bald losgeworden.

„Wohnst du weit von hier, Zsuzsika?“

„Ich wohne mitten im Dorf, zum Glück ist das Dorf nicht groß.“

Anscheinend hatten ihn die Worte, „das Dorf ist nicht groß“ keineswegs zufriedengestellt, er rief plötzlich aus:

„Ich bin durstig, wir müssen irgendwo einkehren.“

„Kommt zu uns“, schlug Vera vor, „wir wohnen in der Nähe, schau, dort im nächsten Haus. Und wir haben gutes Trinkwasser.“

Zsuzsika erschrak, gespenstisch schien die Wiederholung: ihr war es, als stünde sie vor der Hausnummer 88. Sind Sie durstig? Bitte kommen Sie herein... wir haben gutes Trinkwasser...

Sie wollte sich weigern, fürchtete, daß ihr auch hier schlecht werden könnte, hätte wenigstens dem Burschen gern rasch eingestanden, daß ihr diese Art Brunnen nicht fremd war, daß sie von diesem Wasser getrunken hatte, daß sie die Hand seiner Mutter und ihre Stimme kannte. Mit diesem Geständnis hätte Zsuzsika wenigstens die Wahrheit bewiesen, doch es war zu spät! Béla war mit dem andern Mädchen

schon im Hof, man sah ihm seine Mißstimmung auch von rückwärts an, doch er ging, und sie folgten den beiden, der Ausdruck „beichten“ lag auf ihrem Gesicht, und wenn niemandem sonst, so verriet er Veras gefallsüchtiger halbwüchsiger Schwester, zu wem der Bursch gekommen war und wem dieser schöne Junge im Pullover gehörte.

Veras pfiffige jüngere Schwester machte große Augen, als sie die beiden sah, schaute sie verwundert an, verglich sie miteinander und fragte schnell:

„Wohin ist euer Schreiber so eilig hingeradelt, Zsuzsika?“

Zsuzsika wußte nicht, wie diesem Gespräch zu entgehen.

„Er ist schon zurückgekommen.“ Sie machte Kati ein Zeichen und kehrte sich um, wollte weiteren Redereien vorbeugen, sie sollten Béla nicht zu Ohren kommen, doch Kati war wie vom Teufel besessen.

„Aber woher, er ist noch nicht gekommen, ich habe aufgepaßt, er ist nicht zurückgekehrt! Sicher hat er erfahren, daß dein Liebster kommt und lauert ihm irgendwo auf...“

„Wer ist das? Von wem redet ihr?“ Der Bursch wurde aufmerksam wie einer, der aus dem zweiten Wort aufs erste schließt, das er eigentlich nicht gehört hat.

„Von unserm Schreiber.“ Zsuzsika versuchte dies lachend zu sagen. „Wahrscheinlich will er dich treffen, wenn du auch nicht zu ihm gekommen bist. Kati weiß es, er hat es ihr verraten.“

Zweimal überschlug sich ihre Stimme beim Lachen, auch bei diesem unangenehmen, gezwungenen Wort „wahrscheinlich“, und sie sah, wie dem Bursch die frohe Laune plötzlich schwand.

„Sprecht ihr von dem, der dir die ‚Botschaft‘ überbracht hat, daß ich dir zuliebe keinen Weg von zehn Kilometern zurücklegen will?“

„Ja, von ihm... den du dir einmal ‚vornehmen‘ willst.“

„Na gehen wir!“ und er verbesserte: „Nicht ‚einmal‘, sondern ‚gleich‘.“

Kalt war es geworden, kaltes Wehen: über die Fluren sauste der Wind.

Sie kamen zum Tor, Vera begleitete sie. Sie traten hinaus. Béla schwang sich auf das Fahrrad, wendete es und fuhr zum Dorfrand zurück.

„Nicht dorthin müssen wir“, lachte Vera, sie dachte, daß der schöne, aufgeweckte Bursche toll geworden sei. Sie ahnte nichts, hatte nichts bemerkt.

„Mein Weg führt dorthin“, sagte Béla mit finsterer Miene. „Dort hab ich zu tun.“

„Suchen am Ende auch Sie den Bestandteil?“ scherzte Vera und lachte noch schallender. „Suchen Sie den nicht, den hat der Schreiber schon.“

„Gerade deswegen muß ich in diese Richtung. Ich suche nicht, was schon ein anderer hat.“

Zsuzsika stand reglos da, umklammerte den Torpfosten, als hätte sich vor ihr ein Abgrund aufgetan.

„Kommst du denn nicht zu mir?“ Sie sah ihn scharf an und hielt ihn mit den Blicken fest. „Bist du nicht zu mir gekommen?“

„Zu dir habe ich mich auf den Weg gemacht, aber ich muß umkehren. Sowieso werde ich zwanzig Kilometer hinter mich gebracht haben, ehe ich zu Haus bin. Begleite mich ein Stückchen.“

„Nein, ich geh nicht!“ Zsuzsika hielt sich am Pfosten fest, kümmerte sich weder um Vera noch um jemanden andern. „Zu mir wolltest du doch, also komm bis zu mir, kehr nicht um! Du mußt jetzt mit mir gehen, ich lade zu mir ein, wen du willst, der kann bezeugen, falls mein Wort dir nicht genügt, daß es nicht wahr ist, was du von mir glaubst, was du über mich denkst! Du darfst nicht umkehren, wenn du bis hierher gekommen bist!“

Laut, verzweifelt schrie sie es hinaus, Vera lachte nicht mehr, sie sah beide fassungslos an, aber der Bursch setzte entschlossen seinen Fuß aufs Pedal und sagte:

„Ich komm nicht, begleite mich ein Stückchen, ich bitte dich sehr darum.“

„So kann auch ich nicht gehen! Wenn du imstande bist, hier umzukehren, kann ich auch keinen Schritt machen!“

Es schien ihr unmöglich, einen Schritt zu gehen, selbst wenn sie gewollt hätte.

„Na, dann alles Gute!“

Er fuhr mit einem Ruck los, verlangsamte aber sogleich das Tempo, radelte bloß, um sich im Gleichgewicht zu halten, wankte, blickte, auf eine Antwort wartend, zurück.

„Komm wenigstens bis hierher!“ rief er.

Vera redete ihr erschrocken zu:

„Geh, nur bis dorthin, na, geh schon!“

Aber Zsuzsika blieb stehen, konnte sich weder rühren noch etwas sagen. Sie stand da wie eine, die fünf Jahre im Mieder gesteckt und sich nie gebeugt hatte. Sie hörte, was man sprach, aber es wurde überschrien, sie überschrie die anderen, sie sah sich im Vorflur des schindelgedeckten Hauses stehen, das Geländer des Brückleins hatte sich ins Geländer des Vorflurs verwandelt, und von dort rief sie überlaut: „Schämst du dich nicht? Meinetwegen mußtest du verleugnen, daß du Mensch bist? Die Füße sollen mir verderren, wenn sie auch nur einen einzigen Schritt machen!“

Sie stand, hätte am liebsten nichts gesehen, nichts gehört; wäre sie doch dort auf den Balken mit gebrochenem Rückgrat liegengeblieben, wären doch die Balken auf sie gefallen, als das Haus brannte...

Der Bursch blieb stehen und drehte sich um.

„Ich bitte dich zum letzten Mal, komm bis hierher.“

„Geh, Zsuzsika... hörst du!“ Jetzt ermunterte Vera sie, nicht nur mit Worten, die Freundin gab ihr einen Stups, stieß sie geradezu vorwärts.

Hilflos, leblos wie ein Ding, das man von einem toten Punkt in Gang bringt, setzte sie sich in Bewegung.

Sie ging; bloß mit ihren Worten versuchte sie Widerstand zu leisten, vergebens gebot sie sich Halt und suchte den rollenden Rädern Steine in den Weg zu legen.

„Was willst du mir noch antun? Bis du gekommen, um gleich wegzugehen? Um mir noch einen Hieb zu versetzen? Nach so vielen zählt der eine sowieso nicht mehr.“

„Ich wollte nichts andres als dich sehen, wollte wissen, ob der Schreiber die Wahrheit gesprochen hat. Er bewirbt sich ja um dich, wie er sagt, er findet, daß ich dich in Ruhe lassen, dich nicht zugrunderichten soll. Jetzt weiß ich, daß er die Wahrheit gesprochen, und warum er das gesagt hat, also deshalb wolltest du mich nicht zu ihm gehen lassen.“

„Wenn du deshalb hier bist, so komm nicht zu mir! Gehst du jetzt, so bist du ja gar nicht zu mir gekommen. Bei ihm warst du, nicht bei mir. Wozu hast du gesagt, daß du zu mir kommst? Nur um mich dann zwei Stunden warten zu lassen?“

„Ich habe nicht zwei Stunden, sondern drei Jahre und noch eins dazu gewartet, hab gehofft, daß ich auf dich bauen

kann, daß du treu auf mich wartest, mich nicht im Stich läßt.“

„Fünf Jahre hindurch hast du mir kein einziges Wort geglaubt, wenn du jetzt so etwas behauptest. Hier ist der Sportplatz, ich sag dir hier: ein für ein Sportabzeichen erhaltenes Wort hast du ernster genommen als viele meiner Worte, mein Wort war für dich stets Lüge. Ich habe dir jeden meiner Gedanken anvertraut. Ein Mensch, der mich besser kennen müßte als alle anderen, hält mich für verlogen...“

„Dies ist schon der zweite Fall, wo...“

„Lüge, die allergrößte Lüge! Einen solchen Fall gibt es nicht, weder den ersten noch den hundertsten. So etwas kann nur jemand behaupten, der mich nicht einmal vom Sehen kennt. Wende das Fahrrad, komm zu mir, lerne mich kennen, lern klar sehen!“

„Ich kenne dich, sehe klar, ich kann nach Hause fahren. Servus... Reich mir noch einmal die Hand... fünf Jahre sind keine kurze Zeit.“

„Ich reich sie dir nicht, ich muß mich von niemandem verabschieden, du bist nicht zu mir gekommen. Komm zu mir, dann reiche ich dir die Hand.“

„Ich komme nicht. Wenn du mich nicht einmal für würdig hältst, mir die Hand zu geben, dann kennt sogar mein Fahrrad die Richtung, und es kann auch nicht länger warten.“

Er schwang sich aufs Rad und fuhr fort.

Zsuzsika drehte sich um und ging. Sie ging mitten auf der Gasse wie eine Blinde, wie eine Schlafwandlerin. Sie sah keinen, nicht einmal Vera, auch nicht die Leute, die ihr entgegenkamen und sie grüßten: die drehten sich nach ihr um, denn Zsuzsika stolperte stumm und blind durch das schmale Gäßchen.

Sie ging wie eine, die für alles taub ist und nur ihre Stimme und ihr eigenes Jammern hört.

Warum? Warum? So springt man doch nicht mit starken, gesunden, unzuverlässigen Menschen um. Das tut man bloß mit gestürzten, verkrüppelten, unglücklichen Geschöpfen, weil man sicher ist, daß sie blind in ihrem Elend ausharren. Nur einer kann die Wahrheit zweimal ableugnen, der von der blinden Liebe des Mädchens überzeugt, der ganz sicher ist, daß es ihn trotz seiner Gemeinheit vom Scheitel bis zur Sohle liebt. Nur solch einem Mädchen kann man sagen: Du bist

niederträchtig, verlogen. Aber warum, warum? Warum läßt du mich nicht allein leben, allein sterben?

Und ein Einsamer, warum bleibt er nicht allein? Warum setzt er sich mit andern auf die Schaukel, warum reiht er sich in die Kette, warum streunt er mit andern hinter Kirchsäulen umher, unter Schlehdornbüschchen, auf Bahnhöfen, an Dorfenden? Warum will er, der Einzelgänger, mit andern gehen?

„Was fehlt Ihnen, Zsuzsika? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Zsuzsika blieb stehen und schaute sich um. Es war nicht der närrische Andris, es war der Kollege; ihr wurde übel.

„Gehen Sie, verschwinden Sie augenblicklich von hier!“

„Aber was ist los? Was ist geschehen? Was hab ich Ihnen angetan?“

„Nicht genug, daß Sie so niederträchtig sind, fragen Sie auch noch, was los ist!“

Bestürzt stand der Schreiber da, er verstand gar nichts.

„Aber was ist los, sagen Sie endlich, was geschehen ist!“

„Der ‚zehnkilometerlange Weg‘, das ist geschehen, und wegen der Lügen anderer wurde ich zur Lügnerin gestempelt, das ist geschehen, und Sie wagen es noch, mir vor die Augen zu treten, und Sie trauen sich, zu fragen, was los ist!“

„Irgendein Mißverständnis, Zsuzsika“, meinte kleinlaut und sanft der Schreiber.

„Er ist bis ans Dorfende gekommen, und dort hat er kehrtgemacht, das ist nicht zu mißverstehen!“

Zsuzsika wurde immer lauter, der Schreiber immer stiller.

„Sie haben es mißverstanden, denn ich habe nicht gelogen, ich wollte Sie bloß vor diesem Hochstapler warnen, der Sie nur zum Narren hält und es obendrein genießt, sich freut, Sie immer ärger zu quälen und Sie zugrundezurichten. Hätte er Sie lieb, wäre er nicht umgekehrt, wenn er schon bis zum Dorfende gekommen ist. So etwas können nur die allerniederträchtigsten Schurken zuwege bringen, die es genießen...“

„Schluß, hören Sie? Sind Sie taub? Wie laut soll ich schreien, damit Sie's hören: Gehn Sie fort, und wagen Sie es nie wieder, mir unter die Augen zu treten, hören Sie?“

Sie ließ ihn stehen, ihre Stimme versagte.

Zsuzsika ging heim, niemand war zu Haus. Sie setzte sich an den Tisch; während sie durch die engen, von Bretterzäunen eingezwängten Gäßchen gegangen war, hatte sie es

nicht für möglich gehalten, daß sie je wieder an den Tisch gelangen würde, um ihr übervolles Herz auszuschütten und sich von allem, was ihr die Kehle zusammenschnürte, zu befreien. Jetzt floß es wie aus einem entkorkten, umgestürzten Gefäß, und als sie endlich „von Durst verdorr“ an ihrem Tisch saß, waren alle Brunnen, aus denen sie je getrunken, versiegt, der Krug war leer, Stille rauschte darin, ein eintöniger Klaggesang.

Also das war der Freudentropfen nach einer Flut bitterer Monate! So sah nach der lang ersehnten ersten Begegnung die lang ersehnte zweite Begegnung aus! So verwirklichten sich die Versprechungen der ersten! So sind unsere Zusammenkünfte, so sind meine Tage, auf die ich Monate und Jahre hindurch gewartet habe! Monate- und jahrelang wanderte ich über schlammige, moosbedeckte Steine an einem Hoffnungsstab und auf Sehnsuchtskrücken, ich wollte an ein schönes Ufer kommen, mich für einen Augenblick festklammern, Kraft schöpfen, um auf den glitschigen Steinen weiterzuziehen und in den Schlupfwinkeln der Weidenwurzeln mit Fischen zu spielen. Doch wann immer ich mich am Ufer festhalten möchte, bekomme ich einen Hieb auf die Hand, so daß ich zurückfalle, und da ich keine Krücken mehr habe, stürze ich, pralle so hart auf die Steine, wie es mit Krücken nicht möglich gewesen wäre. Meine gewichtige Wahrheit lastet auf mir wie eine Lüge. Niemand kann mir diese Bürde abnehmen, denn nichts, nichts ist wahr gewesen. Keinen einzigen Tag der Freude hatte ich, es wäre eine Lüge zu behaupten, ich hatte auch nur einen einzigen glücklichen Tag erlebt. Niemals hat mich irgendwer lieb gehabt, nichts war wirklich, ich habe es bloß erfunden, es mir eingebildet, es mir vorgemacht, doch nichts ist wahr, auch nicht, daß man ein junges Obstbäumchen an einen Pflock bindet, niemals blüht ein Schlehdornbusch, auch der Aprikosenbaum trägt keine Blüten, es gibt keinen April, ich habe alles erfunden und in einen himmelblauen Briefumschlag gesteckt, den es ebensowenig gibt, der auch eine Erfindung ist, ein Hirngespinst wie alles andere.

Oft bin ich gefallen, habe mich oft angeschlagen, es tat weh, aber noch mehr schmerzte es, wenn man mich deswegen verspottete, ausschloß, mit dem Finger auf mich zeigte, mir Karikaturen an den Rücken heftete; und ich, mit meinem

wehen Kreuz, erfand jemanden, der mich liebte und an den ich nur denken mußte, um all meinen Kummer zu vergessen. Ich habe diesen Jemand erfunden, um mich an ihn zu klammern, wenn es mich in die Tiefe zieht. Diese Erfindung wurde zu meiner größten Lüge, sie ließ mich am schmerhaftesten abstürzen, trieb den schlimmsten Zwerghuhn-Spott mit mir; das größte Theater, die ärgste Komödie führte sie auf, sie heftete mir die grausamste Karikatur an den Rücken. Und ich Unglückliche fühle noch immer das Weh; warum muß ich an ihn denken? Ich kann ihn nicht hassen, nicht einmal böse sein, weil ich ihn noch immer liebe.

Übervoll war ihr Herz, sie ließ sich auf den Tisch fallen, zitterte; hemmungslos quoll der bittere Saft auf die verlassene Tischplatte des abgesägten Baumstumpfs.

Warum glaubst du mir nicht? Warum läßt du es nicht zu, daß ich glaube, es sei Wirklichkeit und keine Lüge, keine Erfindung? Warum läßt du es nicht zu, daß du meine Freude bist? Warum muß ich ein Lügen-Diagramm sein? Was soll ich wiedergutmachen, was habe ich verbrochen, wie viele Kilometer soll ich zurücklegen, warum erwartest du von mir, daß ich zum „kranken Sohn“ des Lakatosbácsi gehe? Wozu dieses schmutzige Spiel, diese dreckige Komödie? Willst du damit das Wenige, das ich ängstlich hüte, um es als Zuflucht meines Lebens zu retten, unbarmherzig töten? So reißt man nicht einmal einem Huhn die Federn aus, man schlachtet es nicht mit einem stumpfen Messer! Welche meiner Sünden soll ich beichten? Hier bin ich; zwischen Andersgläubigen stehe ich mit meinen Sünden in der Reihe, bis man mich aufruft, aber was soll ich beichten, für welche Sünde habe ich nicht schon dreimal mein Teil abbekommen?

Wortlos stand Lakatos, der Schreiber, in der Tür, sah zu und horchte. Als es still wurde, trat er näher und sagte:

„Sie täten gescheiter daran, nicht zu weinen, Sie sehen doch, was er mit Ihnen treibt...“

Als Zsuzsika aufsah, sprühten ihre Blicke heftigen Zorn.

„Ich habe gesagt, daß Sie von hier verschwinden sollen, verstehen Sie mich nicht? Sind Sie ganz taub? Sie sollen mir nicht mehr unter die Augen kommen, hören Sie!“

Jetzt erhob auch Lakatos die Stimme.

„Aber verstehen Sie doch, er richtet Sie zugrunde! Er ist der allerniederträchtigste Hochstapler, ein Saufbold, ein

Lügner, ein Vagabund, ein Schuft, begreifen Sie das endlich!
Ein Komödiant, Sie haben es ja selbst gesagt.“

„Wenn Sie das noch einmal wiederholen, werfe ich Ihnen den Stuhl an den Kopf, hören Sie! Bin ich auch klein, so habe ich doch schon einige geschlagen, die stärker waren als ich, merken Sie sich das, unterstehn Sie sich nicht, noch ein Wort zu sprechen!“

Lakatos legte die Hand auf ihre Schulter.

„Ich kann Sie begreifen und sage nichts weiter, beruhigen Sic sich bloß, alle reden von Ihnen, alle im Saal fragen mich aus, wollen wissen, was Ihnen widerfahren, ob jemand gestorben, was eigentlich los ist. Sie wären doch immer gutgelaunt, und nun seien Sie so sonderbar auf der Gasse gegangen, hätten keinen angesehen und Grüße nicht erwider. Die Mädchen wollen herkommen, die Vorstellung ist zu Ende, der Ball soll beginnen, gehen wir, bevor sie kommen. Da sind sie ja schon, nehmen Sie sich zusammen!“

Nicht die Mädchen, sondern die Hausfrau trat allein in die Stube, aber es war, als kämen viele mit ihr.

„Was ist geschehen, Fräulein? Alle fragen mich, und was soll ich antworten, ich weiß ja nichts, ich bin heimgelaufen, ist irgendein Unglück geschehen? Ein schmerzlicher Todesfall?“

„Nein, gestorben ist niemand... Mir ist bloß meine bittere Kindheit eingefallen, wie stiefmütterlich mich meine Mutter behandelt hat, und so vieles Andere...“

Die Hausfrau atmete erleichtert auf.

„Oh, darüber, Fräulein, müssen Sie nicht jammern. Das ist, Gott sei Dank, vorüber, und gut ist's, daß es keinen größeren Kummer gibt; Sie müssen vergessen; gehen Sie auf den Ball, zerstreuen, unterhalten Sie sich, haun Sie über die Schnur, jetzt sind Sie jung! Ich sehe, da ist auch schon unser Amtsschreiber, er kommt Sie abholen, gehen Sie, die Mädchen erwarten Sie, auch viele Burschen. Sie werden genügend Tänzer haben. Seien Sie nicht traurig, beklagen Sie sich nicht über etwas, das, Gott sei Dank, vorbei ist.“

Zsuzsika stand auf, ging mit. Nie, so schien es ihr, hatte sie einen heftigeren Schmerz gefühlt als nach ihrer Rückkehr vom Dorfrand, doch sie konnte sich nicht länger verbergen, in sich selbst verkriechen, sie mußte, eben heimgekehrt, auf

den Ball gehen, um sich zu unterhalten, um sich von den Mädchen und von den Burschen umringen zu lassen, aus einem Arm in den andern zu fliegen.

*

Zwei Jahre waren verstrichen.

Der Tiefpunkt, die schmerzlichsten zwei Jahre ihres Lebens. Sie sah ein, daß alles wertlos geworden, was sie seit dem sechsten bis zum einundzwanzigsten Jahr erlebt hatte. Allem, allem entsagte sie, wollte alles vergessen. Sie sah ein, daß sie nicht einmal die Kraft besaß, das zu bewahren, was sie hüten wollte.

Bis ans Dorfende war sie gegangen, wollte der Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen, das schien ihr notwendig, es gebührte ihr. Ihren Glauben, ihren Traum wollte sie unversehrt bewahren, den sollte nichts zerstören. Und was folgte der „Rückkehr vom Dorfende“? Statt dem, was ihr zustand — die nicht gutzumachende Vernichtung des bis dahin Unbeschädigten, Behüteten. Bis jetzt durfte sich Zsuzsika sagen: Wenn auch nichts daraus wird, weil es nicht Wirklichkeit werden kann, als Traum war alles Gewesene schön, die Leiden in der Kindheit, die Jugendzeit, romantische Wünsche, „das ewig Schöne“, schwärmerische Liebe mit gebrochenem und dennoch ungebrochenem Rückgrat; die Schläge hatte sie ausgehalten, sie waren, dank ihrer unbesiegbaren Lebenslust, erträglich gewesen.

Nach der „Rückkehr vom Dorfrand“ war nichts mehr übriggeblieben. Sie ging auf den Ball, wollte, wie die Hausfrau ihr geraten hatte, vergessen, über die Schnur haun, nicht verbittert sein, dennoch widerholt es in ihr dumpf wie in einem leeren Krug, alles an ihr war zerbrechlich wie ein leerer Krug, der hilflos an der Oberfläche des Wassers treibt.

Vier Monate später lag Zsuzsika im Krankenhaus. Nach der Untersuchung erfuhr sie, daß sie operiert werden müsse. Anfangs erschrak sie, wollte weinen, fürchtete sich vor der schmerzhaften Rückgratoperation, hatte Angst vor dem Tod, aber gleich darauf sah sie ein, daß sie sich vor nichts ängstigen mußte. Sie nahm alles zur Kenntnis und nickte. Dann trat sie auf den Balkon des Spitals, maß die Tiefe hinunter,

zwei Stockwerke. Wie gut wäre es, einmal abzustürzen, um bequem auf der Erde zu liegen und nicht auf den Balken, nicht im Gipsbett, nicht im Mieder, nicht zwischen Puffern! Das Gras wird grün, es spürt den April. Unter mir ist Stein, über mir Leere. Über mir flacher Stein, unter dem Stein Leere. Wie gut wäre es, bis zum allertiefsten Punkt zu sinken, neben Knospen, die sich niemals zu Blüten erschließen werden, in zartem Gras zu liegen, das vom Stein erdrückt wird... Was habe ich zu bedauern? Hat es in meinem zweiundzwanzigjährigen Leben einen Augenblick gegeben, dem ich nachtrauern müßte? Zweiundzwanzig Jahre des Elends, der Bitternis, des Leids. Und jetzt soll ich einen schmerzhaften Eingriff über mich ergehen lassen? Habe ich den noch gebraucht? Hänge ich so sehr am Leben, daß ich imstande bin, auch dies durchzumachen? Muß es sein, damit der Schlüssel sich zweiundsiebzigmal dreht? Verheißt mir die Zukunft denn so viel Gutes und Schönes? Soll ich meinen Leib schneiden, flicken und nähen lassen, nur damit dem zweiundzwanzigjährigen Elend noch elendere Jahre bis zum zweiundsiebzigsten zugezählt werden? Warum hältst du dich fest, warum klammerst du dich an? Fühlst du nicht, wie dieser flache Stein dich drückt, dich vorwärtsstößt? Schau, ganz weiß und verkrampt sind deine Finger, deine Hände. Sie halten dich nicht zurück, du Närrin! Sie stoßen dich hinab! Fürcht dich nicht, es dauert nur einen Augenblick! Du weißt doch, wie es ist, du bist schon einmal gestürzt, einen Augenblick währt das Ganze... Hast ja schon davon gekostet, du weißt wie es ist, wenn der Himmel in Taumel gerät und sich niederbeugt, um der Erde zu begegnen... hast ja die Sterne oft genug bewundert, du hast sie verstanden, hast alles durchlebt, alles weitere ist sinnlos... und nun gibt es nichts weiter... endgültig ist die Schaukel abgestürzt, endgültig bist du in das sich ewig bewegende Perpetuum mobile eingewebt worden... das Feuer verzehrt dich, das Dunkel verschlingt dich, die Tiefe des Brunnens... trag nicht Wasser auf den Berg, schütte es fort, von nun an geht's abwärts mit uns... zieh das Kleid aus... du wirst Fischschuppen haben, zu einem Veilchen werden, keine Angst, man wird dir nicht auf die Stengel treten... laß dich stoßen, ziehen... es ist ja nur ein Augenblick, nicht zweiundzwanzig Jahre... na, laß schon ganz los... beug dich... mit

dem Kopf voran... mit dem Hals... dem Rückgrat... du steckst ja nicht im Mieder... fürcht dich nicht, kümmere dich nicht... mag es auch schmerzen, gleich wird es vorüber sein, man muß nicht operieren... laß die Knospen, Närrin, schau sie nicht an, blick lieber hinunter auf die Erde, auf das Gras...

„Zsuzsika, suchen Sie etwas?“

Jemand faßte sie an den Schultern, sie schrie auf... Der Arzt war es.

„Nein... ich habe bloß in den Brunnen geschaut...“ Bleich war sie und stotterte: „Ob es vielleicht...“

„Na, wischen Sie schön die Tränen ab und kommen Sie mit mir. Drinnen gibt's Wasser.“

Er führte sie an der Hand. Leblos, verzaubert, ging sie mit ihm, sie betrachtete ununterbrochen das Gesicht des Arztes, was für ein prächtiger Mensch dieser Arzt doch war! Man mußte mitgehen, mußte zulassen, daß er einen führte, von der Hand eines so herrlichen Menschen konnte man sich doch nicht losreißen. Die Knospe war ähnlich, hatte beinahe solche Augen... wie dieses Gesicht, wie eine Hausnummer.

Der Arzt führte Zsuzsika in das Sprechzimmer, forderte sie auf, sich zu setzen.

„Setzen Sie sich brav hin.“ Er schenkte Wasser in ein Glas und reichte es ihr. „Ist's vorbei?“ fragte er, nachdem sie getrunken hatte, wartete ihre Antwort aber nicht ab. „Ich brauche Ihre Hilfe, Sie können ja gut rechnen... Wie viele Ehen wurden geschlossen, seit Sie beim Standesamt arbeiten?“

Sie saß da und schaute den schönen Mann an.

„Herr Doktor... so armselig war mein Leben... bitte, glauben Sie mir, es lohnt nicht, mich zu operieren.“

„Unsinn! Sehen Sie, gerade deswegen muß man Sie operieren. Ihr Leben soll nicht mehr armselig sein, Sie sollen kräftig, gutgelaunt werden. Über die Operation machen Sie sich keine Sorgen, die wird gelingen. Stark, gesund werden Sie nachher sein und Freude am Leben haben. Wenn schon nichts andres“ — lächelte er — „werden Sie heiraten. Auch das ist etwas.“

Zsuzsika lächelte matt und schüttelte den Kopf.

„Niemals, Herr Doktor.“

„Doch. Leider wird's so sein. Ich kann weissagen. Sie werden sich davon überzeugen. Sie arbeiten beim Standesamt, nicht wahr? Und gerade Sie sollten nicht heiraten! Wie sähe das aus? Je nun, Marina könnte ich so etwas nicht voraussagen, obwohl sie erst achtzehn Jahre zählt. Aber wenn einem beide Beine fehlen, was könnte ich da schon Gutes voraussagen, ohne zu lügen. Und dennoch will sie leben, auch ohne Beine. Obwohl sie niemals gesund werden kann. Es liegt nicht in unserer Macht, ihr neue Beine anzusetzen. Oder denken Sie an Ibolya, sechzehn Jahre ist sie alt, kriecht auf allen vieren herum und will geheilt werden... Und Sie zu heilen, wäre nicht der Mühe wert? Also wen? Gesund müssen Sie werden, das ist Ihre Aufgabe, und später sollen Sie hin und wieder in den Spiegel schauen. Keine Angst, er wird Ihnen nichts Häßliches zeigen... Es gibt Menschen, deren höchster Wunsch es ist, wenigstens bis zum Fenster zu gelangen, um hinauszuschauen, nicht etwa zu tanzen, spazierenzugehen, Ausflüge zu machen. Sie wünschen sich, bloß einmal, wenn auch auf allen vieren, das Fenster zu erreichen. Sie denken nicht an Tanz, nicht an Ehe, nur an den Weg ans Fenster... Na, so lächeln Sie doch, ich sehe, der Gedanke ans Heiraten gefällt Ihnen. Merken Sie sich gut, was ich Ihnen gesagt habe. Jetzt sind Sie müde, das sehe ich Ihnen an, ich nehme Ihre Hilfe nicht in Anspruch, gehen Sie hinein und legen Sie sich nieder. Sie können ganz beruhigt sein, fürchten Sie sich nicht, die Operation wird gelingen. Nachher sprechen wir weiter über meine Weissagungen. Ungefähr in einer Woche wollen wir operieren, ich hoffe, daß Sie nun nicht mehr weinen werden.“

Zsuzsika legte sich nieder, beruhigte sich und blickte durchs Fenster.

Ein Junge hüte Küh, fand eine Granate; sie schlug ihm die Augen aus und riß ihm alle Finger von den beiden Händen ab... Nicht Náznán war es, von ihm hatte sie ein Bonbon bekommen, und dem Náznán-Burschen fehlte kein Finger. Sie hatten auch miteinander getanzt...

Jemand hatte zwei Granaten durchs Fenster in einen Tanzsaal geworfen; neunzehn Burschen und Mädchen wurden verwundet, alle an den Beinen... auch Sólyom tanzte mit ihr, doch sie wurden nicht verletzt... Sie ging mit ihm

unter den hohen Bäumen spazieren, unter dem Schlehdornstrauch blieben sie stehn...

Ein Mädchen ging ins Nachbardorf, stolperte über eine Mine; nur Fetzen fand man von ihr... Nicht Zsuzsika ist es widerfahren, vor anderthalb Jahren ist sie, nicht kriechend, nicht auf allen vieren, ins benachbarte Dorf gegangen, und jemand hat ihr ans Herz gebunden: „Bitte, achten Sie auf sich!“

Sie hatte auch auf ihr Schwesternchen achtgegeben, es ist nicht im Haus verbrannt, ebensowenig sie selbst... Die Kleine ist damals, als die vielen Granaten platzten, zur Welt gekommen... Und sie lebt, heil und schön, gesund... dieses Jahr wird sie zwölf... Jolánka elf, Mártska neun... Sie wachsen und wachsen! Jetzt ist die Kleinste schon so groß wie Zsuzsika. Keiner fehlt ein Finger... Und alle drei hängen an ihr! Als wüßten sie, daß sie sich in ihnen wiederfinden, ihre eigene Schönheit, ihre eigene Gesundheit wie in einem dreiteiligen Spiegel bestaunen möchte...

Am folgenden Tag führte Zsuzsika ein Ferngespräch, Lakatos, ihr Kollege, hatte angerufen. Von weither klang seine Stimme, fremd, kaum verständlich, aber Sorge und Anhänglichkeit waren deutlich herauszuhören. Der Arzt kam gerade vorbei und rief ihr zu: „Deswegen darf man nichts Übereiltes tun! Hätten wir wenigstens schon die Operation hinter uns!“

Am Tag vor der Operation wurde sie in einem andern Zimmer untergebracht, sie sollte als zweite an die Reihe kommen. Vor ihr war einer Frau ebenfalls das Rückgrat operiert worden, die Frau starb nach zwei Stunden. Ihr morgiges Schicksal erwartend, lag Zsuzsika in dem leer gewordenen Bett. Sie fürchtete sich nicht, sie war weder unruhig, noch gelassen. Bloß eine unbestimmte Besorgnis erfüllte sie: zu wissen, daß sie übermorgen nicht mehr leben würde, hätte sie geschmerzt; jene Frau hatte gestern gelebt, und heute war sie tot. Da wäre es schon besser, augenblicklich zu sterben als nach fünf Stunden langem, qualvollem, schmerhaftem Herumschneiden.

Fünfeinhalb Stunden dauerte der Eingriff, von halb acht morgens bis ein Uhr mittags... Um ein Uhr trug man sie aus dem Operationssaal, legte sie auf den Bauch und ließ

sie allein. Aus einer Schublade stöberte sie eine Postkarte heraus, adressierte sie an ihren Vater und schrieb: „Die Operation ist gelungen, mir tut nichts weh.“ Tags darauf traf ein Telegramm im Krankenhaus ein, später kam ein Anruf: „Was ist mit unserer Tochter geschehen, wir haben eine Postkarte von ihr erhalten, doch es war nicht ihre Schrift, jemand anderer hat geschrieben.“ Man ging zu Zsuzsika, fragte sie aus; sie wunderte sich über diese Fragen, sie konnte sich an nichts erinnern.

Vier Tage lang spürte sie im Rückgrat alle Schmerzen, die sie jemals erlitten, im Rückgrat spürte sie jeden schmerzhaften Schlag, angefangen vom Sturz auf die Balken bis zu dem Hieb am Dorfrand. Reglos lag sie auf der rechten Seite und fühlte, daß sie vom Dorfrand hierher zurückgekehrt war: in das Gipsbett der Kinderjahre, in den Halsriemen, in das Mieder, unter den Stock des närrischen Andris, und alles gleichzeitig... Alles war schon in der Kindheit, an die sie jetzt dachte, verborgen gewesen, alle Schläge bis zum zweiundzwanzigsten Jahr, als wäre es eine Strafe für alle begangenen Sünden, als würde sie nochmals für alles verurteilt, was sie je verbrochen hatte. Nirgends gab es Nachsicht, Erbarmen oder mildernde Umstände.

Der Arzt kam herein, setzte sich auf den Bettrand.

„Na, sehen Sie, es ist gelungen, die eine Weissagung hat sich erfüllt! Es tut weh, natürlich, einige Tage wird es noch schmerzen, aber das vergeht, stark wie Eisen werden Sie sein, und jetzt kommt meine zweite Prophezeiung an die Reihe. Ihre Aufgabe ist es nun, zu essen, zu lachen und zu singen.

Sie aß; nach Lachen und Singen war ihr noch nicht zumute. Ein junger Mann besuchte sie, brachte Gebäck, Schokolade und Blumen. Sie wunderte sich, aus dem Bett starzte sie den Menschen an.

„Wer sind Sie? Und wem bringen Sie das?“

„Ihnen. Ein gewesener Soldat, ein früherer Kamerad, hat mir Geld geschickt und mich gebeten...“

„Wer?“

„Lakatos.“

Sie wäre beinahe aus ihrer zwei Wochen langen Reglosigkeit aufgesprungen.

„Béla?“

„Nein. Imre. Ich weiß nicht, was er Ihnen bedeutet“ — der Besucher sah unsicher drein, weil die Geschenke nicht vom „richtigen“ Lakatos kamen — „doch dieser hat mich gebeten, Sie aufzusuchen und ihm zu schreiben...“

„Danke... und schreiben Sie ihm, daß es mir gut geht, ich brauche gar nichts... die Blumen, die ja... aber Essen hab ich hier auch.“

Mühsam, verlegen, sich verhaspelnd, brachte sie die Worte hervor und barg den Kopf unter die Arme.

Zwölf Frauen waren im Krankenzimmer, jede nach einer Operation, keine von ihnen konnte gehen. Zsuzsika lag mit ihren elf Leidensgefährtinnen da, sah die Wand, die Zimmerdecke an, blickte durchs Fenster, empfand und hörte aus dem Gesumm der Bienen, daß die Knospen aufgebrochen waren, daß die Bäume blühten, sie fühlte Nacht für Nacht und in der Morgendämmerung, wie das von Tau reichlich besprengte Gras wuchs, sie rechnete: Wie viele Kilometer hätten diese vierundzwanzig Füße während zweier Wochen wandern, wie viele Tanzschritte in drei Wochen machen, wie oft hätten sie in vier Wochen nach Cserna gehen und zurückkommen können.

Nach vier Wochen verließ Zsuzsika das Bett, legte den Weg von einem Bett zum andern zurück; als sie auftrat und sah, daß sie auf den Füßen stand und nicht beim ersten Schritt zusammenbrach, wollte sie lachen, aber sie begann zu weinen. Die anderen schauten zu, gleichzeitig bewegten sich vierundzwanzig Füße, traten gleichzeitig auf, und alle elf Mädchen- und Frauengesichter spiegelten das Gleiche.

Sechs Wochen später wurde Zsuzsika ins Gipsbett gelegt. Sie wußte, daß sie nun monatelang Zeit haben würde, Fußwege zu berechnen, aber da sie schon auf eigenen Füßen gegangen, richtig ausgeschritten war, schien ihr der Weg, der ihr noch bevorstand, nicht mehr so trostlos, nicht mehr so aussichtslos. Sie lauschte bei Nacht der Stille in den Gassen, sah die menschenleeren, ausgestorbenen Landstraßen, die Wald- und Feldwege, am liebsten hätte sie allen, die gehen konnten und nicht gingen, zugerufen: Legt euch nicht nieder! Legt euch ja nicht nieder, wenn ihr auch noch so müde seid! Seht, wie viele Wege es gibt! Geht, geht auch nachts, meidet keine Wege, selbst die engen Gäßchen nicht, an deren beiden Seiten Bretterzäune sind! Rechnet nicht nach,

wie viele Kilometer ein Dorf vom andern entfernt ist und nicht, daß Hin- und Rückweg das Doppelte ausmachen. Wenn ihr schon nichts andres tut, schaut euch eine Hausnummer an. Gibt's keinen Weg, so geht querfeldein zum Flußufer, wandert ihr nicht zu Fuß, so fahrt Rad, auch durch den Wald, selbst wenn der Blitz die Baumrinden spaltet und wenn der Wald unter pechschwarzen Donnerschlägen aufstöhnt, geht nur, ihr alle, die ihr gehen könnt.

Bloß dem Rad vertraut die Richtung nicht an, wie sehr ihr dieses Fahrzeug auch liebt, es kennt die Richtung nicht, und das Rad soll es nicht eilig haben. Tretet zueinander ein ohne Verdacht, ohne Mißtrauen, auch wenn ihr euch nicht kennt. Wenn jemand Wasser verlangt, denkt nicht, daß er den Brunnen vergifte, glaubt nicht von Leuten, die Wasser reichen, daß sie euch verfluchen und euch Dürre wünschen würden; wenn euch jemand „Gib auf dich acht“ sagt, so glaubt ihm, denkt nicht, daß er das Gegenteil meine, und wenn jemand wartet, so glaubt ihm und fragt nicht, wen er erwarte; und wenn jemand sehnüchsig erwartet wird, so soll er gehen, ohne die Hügel oder das Tal anzusehen, ohne Regen, Wind oder Morast zu scheuen, der Erwartete soll keine Müdigkeit vorschützen und nicht die Kilometer zählen. Und er darf auch nicht umkehren! Es sollte ein Gesetz der Wege und der Füße geben: alle Wege muß man zu Ende gehen, die Füße dürfen nicht umkehren! Geht, wenn ihr nicht wollt, daß eure Beine einschrumpfen und mit ihnen auch eure Wünsche. Ach, wenn ich nur gehen könnte! Schafft ein Gesetz für Begegnungen, das die Steine aus dem Weg räumt, Zäune niederreißen, die Muskeln der Beine sollen stark werden, wie ein Birnbaum, der den Garten sprengt.

Vier Monate lang lag Zsuzsika im Gipsbett. Sie stand auf, begann zu gehen, von Tag zu Tag fiel es ihr leichter. Der Rücken tat nicht weh, das Rückgrat „erinnerte“ sich nicht mehr, vergaß vieles, als wäre auch ein anderer Eingriff vorgenommen worden. Zsuzsika wurde nüchtern, besonnener, stand mit beiden Füßen auf der Erde. Sie hatte die Operation überlebt, war nicht gestorben, hatte alles ausgehalten, konnte gehen. Diesen Erfolg nahm sie mit, als sie das Krankenhaus verließ. Sie dachte an das Mieder, und nüchtern beschloß sie: von nun an würde sie nicht mehr ruhelos

herumirren, nicht mehr versuchen, um jeden Preis das abzuwerfen, was ihr zugeteilt war, sie mußte es tragen.

Im Dorf empfing man sie wie jemanden, der vier Monate im Sarg und nicht im Gipsbett gelegen hatte. Die Leute besuchten sie und freuten sich mit ihr. Die Hausfrau sorgte für sie wie für eine eigene Tochter. Die Frau war alleinstehend, ihr Mann war im Krieg gefallen, ein Junge war an einem Schock, den er während eines Bombenangriffs erlitten hatte, mit sechs Jahren gestorben, der andere Sohn blieb ihr Trost, ihre einzige Freude, ein kräftiger, gesunder Mensch, zählte für zwei; dreißig Zwetschgenknödel aß er hintereinander, es bedurfte keines Arztes, ihm seine eiserne Gesundheit zu bescheinigen.

Die Hausfrau betreute Zsuzsika, freute sich an ihrer Genesung, war vollauf mit ihr beschäftigt, den Sohn mußte sie bloß mit Zwetschgenknödeln versorgen.

Lakatos, der Kollege, kam häufig zu Besuch, lief mit der Hausfrau um die Wette hin und her, umsorgte Zsuzsika, daheim hielt er sich nicht lang auf, zu Haus waren sie acht Geschwister. Was er für Zsuzsika tat, kam der Hausfrau zugute, er hackte Holz, trug Wasser, fütterte die Schweine. Oft sagte die Hausfrau, daß ein guter Ehemann aus ihm werden würde, gut wie ein Stück Brot, Zsuzsika würde sich davon überzeugen.

War er im Büro auch bockig gewesen, so würde er als Ehemann gewiß sanft und dienstbereit sein.

Zsuzsika lächelte wie bei der Voraussage des Arztes, der sie vom Balkon geführt und sie geheißen hatte, sich zu setzen.

Ihr war ein einjähriger Krankenurlaub bewilligt worden, die Eltern wollten sie um jeden Preis bei sich haben, die Schwestern machten ihre Rechte geltend und verlangten, Zsuzsika solle nach Haus kommen und ein Jahr daheim bleiben, doch sie fuhr nicht nach Haus, Untätigkeit empfand sie als Strafe, als Verbot, nicht als Urlaub. Ihr stand ein bestimmtes Ziel vor Augen, mit dem Alleinsein mußte „Schluß gemacht“ werden. Vor nichts hatte sie größere Angst als davor, zur Untätigkeit verdammt, durchs Fenster ins Freie zu schauen. Sie wußte, daß man sie daheim schonen und pflegen würde, doch zu Haus könnte sie an Dinge erinnert werden, an die sie lieber nicht denken wollte.

Es war Herbst, sie mochte die ruhigen, trockenen Oktoberabende gern, den Schein, der beim Maisschälen durch die Scheunenritzen zu ihr hineinschimmerte, den Geschmack von frischgekochtem Pflaumenmus, das Lachen der vor dem Tor versammelten Jugend, den weichen, milchigen Duft der halbreifen Maiskolben, den warmen Atem der in Begleitung heimschlendernden Mädchen, die vor stummer Erregung bebten. Um diese Zeit wurde die Nacht weiß wie die Zäune der engen Gäßchen, man empfand die Stille erst recht, nachdem sie von Hundegebell unterbrochen worden war.

Sie besuchte Vera, das Radio wurde aufgedreht, Kati schaltete Musik ein und bettelte solange, bis Zsuzsika mit Veras munterer jüngeren Schwester bei langsamem Taktenschlagen einige Schritte tanzte. Auch das war eine Freude, sie freute sich, weil sie sich nicht im Mieder herumwarf; nur jene, die gern wenigstens bis ans Fenster gegangen wären, um nur ein einziges Mal hinauszuschauen, hatten das Recht, Tanzende zu beneiden.

Winter und Frühling waren vorbei. Im Frühsommer ging sie in die Stadt. Sie hatte dort zu tun, ihr Weg führte sie an einem Gartenlokal vorüber. Es dämmerte, aber die Lampen brannten noch nicht. Die Gaststätte war von einem grüngestrichenen Lattenzaun umgeben. Musik drang durch die Zaunlücken wie Kleie durch ein grobmaschiges Sieb. Zsuzsika ging langsamer, hörte der Musik zu. Sie hätte es sich gar nicht einfallen lassen, hineinzuschauen, doch da wurden gerade die Lampen angezündet; drinnen war es hell, die Gasse blieb spärlich beleuchtet. Als wären für sie plötzlich die Lichter aufgeflammt, blickte Zsuzsika unwillkürlich durch die Zaunlücken. Zuerst entdeckte sie ihren Stiefvater mit der Geige. Dann stand sie ruhig da und schaute so überrascht drein wie damals, als ein Soldat im Aprilregen den Abhang heruntergekommen und durch den Garten gegangen war, jetzt trug er Zivil, aber sie mußte nicht zweifeln und herumraten, sie hatte den „Bruder“ vor sich. Dort saß er mit einem andern Burschen und zwei Mädchen. Zwei Paare. Zsuzsika sah nur den einen „Burschen“ und das eine Mädchen. Die beiden paßten zusammen. Sie waren ernst, bloß hin und wieder blickten sie einander lächelnd an. Der „Bursche“ saß lässig da, stützte die Ellbogen gemütlich auf den Tisch, spielte mit Zündhölzchen, fingerte an ihnen her-

um. Die Gefährtin saß mit verschränkten Armen neben ihm, ihre beiden Hände umklammerten die Ellbogen; diese bildeten unter dem weißen Pullover den Rahmen für die beiden Brüste; Licht und Schatten fielen darauf wie auf ein Bild. Ihr Gesicht war oval, das Haar zu einem Knoten gesteckt. Sie hielt sich gerade, war mädchenhaft und selbstsicher, im Bewußtsein ihrer Jugend, ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, und blickte auf den „Burschen“ wie in einen Spiegel.

War Zsuzsika auch noch so verändert, war sie auch bessonnener, nüchtern geworden, eins hatte sich nicht gewandelt: das Gefühl, das sie beim Anblick des „Burschen“ überkam. Sie schaute jetzt bloß ihn an und sonst nichts. Unzählige Erinnerungen stiegen in ihr auf: Klavierklänge, sie geht mit Éva, um sich bei der Mutter für ein Geschenk zu bedanken, dann flieht sie in die Einsamkeit des versteckten Nestes im Kornfeld. Sie macht den Schrank auf und bemerkt den Zettel, legt die geschenkten Kirschen zurück; nicht für sie ist die Inschrift auf der Rückseite des Fotos bestimmt. „Zweifelst du sogar daran, daß ich — ich bin?“ Zsuzsika zweifelt nicht, doch sie legt den Zettel vor diejenige mit dem Haarknoten hin, die wie ein Bild dasitzt, an sie sind die Worte gerichtet, nicht an Zsuzsika, sie bleibt außerhalb, sie ist jenseits des Lattenzauns geblieben, im Labyrinth der von Bretterzäunen verdeckten Gäßchen, am Holzgitter, wie jemand, der einmal dazukommen will, ins Freie zu schauen. Der Brunnen an der Haltestelle war ähnlich vergittert gewesen, als sie dem Bauern beim Trinken zugesehen hatte, als der Frosch übers Bahngleise gehopst war, um dann unter ein Kürbisblatt zu kriechen, gerade so wie sie, die sich einmal unter ein Krenblatt, ein andermal hinter ihr dichtes Haar versteckt hatte.

Vor Zsuzsika rollte in diesem Augenblick, in dieser einen Sekunde, da das elektrische Licht aufflammte, ihr ganzes Leben ab, sie stand außerhalb, hinter dem Zaun, hinter dem Gitter. Nach Herzenslust durfte sie aus dem Halbdunkel in den Glanz gucken, vom Haufen wertloser Kleie aus, das weiße Mehl bewundern, über den Zaun konnte sie nicht klettern, sie würde doch nur hinunterfallen.

Ehe Zsuzsika fortging, warf sie noch einen letzten Blick auf das Mädchen, gern hätte sie der andern etwas vom ei-

genen Wesen geliehen, ihr etwas von der eigenen Liebess-fähigkeit eingeflößt, der andern, die gesund und schön wie ein Bild war, wie eine Statue. Als die hübsche, schmucke Klári sich seinerzeit bei ihr angesagt, hatte sie zum erstenmal empfunden, wie leicht er sich in die Rolle einlebte: Ich bin dein Bruder, nichts andres. Damals war der sonderbare Wunsch in ihr aufgestiegen: Fände er doch eine, die äußerlich schön und innerlich unverdorben ist; er behielte dann auch dich, bliebe dir — und wir blieben einander!

Zsuzsika ging heim, die Tage verstrichen, entfernten sie von dem Zaun, durch dessen Lücken sie geblickt, und auch ihre verworrenen Empfindungen klärten sich, nur zwei starke Abdrücke blieben wie tiefe grelle Spuren von zwei angeketteten Rädern zurück; die Wahrheit sollte ans Licht kommen, Zsuzsika reingewaschen dastehen, in ihrer echten Sauberkeit; am Dorfende hatte man sie mit schmutzigen Lügen beworfen; wieder reingewaschen sollte alles, was sie empfand, in ein schönes, gesundes, würdiges Gefäß hineinfließen. Diese waren ihre beiden Wünsche, und die Spuren dieser Wünsche brannten in dem Bewußtsein, daß beide hoffnungslos und unerfüllbar waren: beide lagen in Ketten, keiner konnte sich erfüllen.

Mit Lakatos, dem Amtsschreiber, saß sie im Büro, die Narben schmerzten, doch sie ließ sich's nicht anmerken, seufzte nicht, sie arbeitete, bis abends blieb sie dort, sooft es nötig war, sooft sich bei ihrem Kollegen die Schreibarbeit angehäuft hatte; Zsuzsika fürchtete sich wie eh und je vor Hunden. Noch nie hatte einer sie gebissen, aber stets hatte sie das Vorgefühl, daß ein Hund sie einmal anfallen und schrecklich beißen würde; dennoch blieb sie bis zum Abend; der Schreiber begleitete sie nach Haus, hielt ihr die Hunde vom Leib, sie sah in ihm ihren Beschützer. Obwohl der Kollege aufmerksam war, obwohl er ihr alles zu liebe tat, obwohl die Leute ihre Begegnung am Dorfende beklatscht hatten, empfand Zsuzsika das Beruhigende seiner Anwesenheit. Außer einer Anspielung auf die „Blumen“ sprach er nie von etwas anderm als von einem Mädchen, mit dem er sich gut verstanden, das ihn aber trotz gegenseitiger Zuneigung verlassen hatte. So waren sie nicht nur Arbeits-, sondern auch ein wenig Leidensgefährten. Blieb der Gedanke an die Rückkehr vom Dorfende auch weiterhin

eine düstere, bedrückende Erinnerung — Zsuzsikas Zorn über die „Zehnkilometerlüge“ ließ mit der Zeit nach, wenn sie daran dachte, daß alles schließlich am Fahrrad, „daß seine Richtung so schlecht kannte“, gelegen hatte, daß die Lüge des Schreibers, des „Leidensgefährten“, eine gutgemeinte, der aufrichtigen Sorge und Angst um sie entsprungene Lüge gewesen war; in guter Absicht hatte er sie im Krankenhaus angerufen; um ihr eine Freude zu machen, hatte er einen Soldaten mit Blumen hingeschickt, hatte sich auch nachher, daheim, um sie gekümmert und immer wieder voll aufrichtiger Anhänglichkeit zu ihr gesagt: „Ich habe mich sehr oft erkundigt, wie es Ihnen geht, Zsuzsika, ich war sehr besorgt um Sie.“

Seine Anteilnahme, sein stetes Mitgefühl taten ihr wohl, sie fühlte sich vor Hunden geschützt und auch vor anderm; wenn er sie nach Hause begleitete, erzählte er ihr von Vilma, dem Mädchen aus dem Nachbardorf, das ihn verlassen hatte.

Einige Wochen nach dem Abend, da der Lichtschein aus der Gastwirtschaft durch die Lücken des Lattenzauns zu Zsuzsika gedrungen war, saß sie bis spät abends mit ihrem Kollegen im Büro. Sie arbeiteten, aber immer wieder kratzte sich der Schreiber mit dem Bleistift den Kopf und seufzte, daß er nicht zurechtkomme, daß er's wieder verhaut habe. Beides gehörte zu seinen Gewohnheiten: das Kratzen wie auch der Seufzer, daß es nicht ginge, daß er das Schriftstück ebenso verpatzt habe wie das Mädchen aus dem Nachbardorf das Leben ihm. Er kratzte sich am Kopf und seufzte.

„Was meinen Sie, Zsuzsika, könnte ich Ihnen nicht den andern Lakatos ersetzen? Ich heiße auch Lakatos, vielleicht bin ich kein solcher Hochstapler wie er.“

Seufzend sagte er dies, dennoch schien es ihm halbwegs ernst damit zu sein.

Zsuzsika antwortete, als nähme sie es durchaus nicht ernst und wäre sich über den Wert der Seufzer im klaren:

„Ich kann Sie bei Ihrer Büroarbeit vertreten, Sie aber ersetzen in keiner Weise den andern Lakatos. Und seufzen Sie mir nichts vor, wenn die Seufzer einer andern gelten. Arbeiten Sie lieber, sonst werden wir bis zum Morgen nicht fertig.“

„Ich würde es ja von Herzen gern tun, aber es geht nicht...“

Zsuzsika sah ihn nicht an, bemerkte auch nicht den Doppelsinn seiner Worte.

„Addieren Sie noch einmal.“

„Ich habe addiert, würde auch gern nochmals addieren, aber vergebens, es stimmt ja doch nicht.“

„Also dann schweigen Sie, bleiben Sie ruhig sitzen und seufzen Sie mir nicht ununterbrochen vor. Halten Sie wenigstens mich nicht auf.“

Zsuzsika hatte dies sehr ärgerlich gesagt, der Schreiber erschrak, begann zu arbeiten, verhielt sich ruhig, trödelte herum, doch dann zündete er sich eine Zigarette an, blickte zu Zsuzsika hinüber und seufzte.

„Sie rauchen so viel, daß ich nicht weiß, was ich zuerst auslüften soll, den Rauch oder Ihre Seufzer.“ Zsuzsika sah auf, beendete erleichtert die Arbeit und empfand als Unrecht, daß sie nun auch das tun mußte, was ein anderer seufzend stehengelassen hatte. „Na, ich will mal nachschauen, wo der Fehler steckt.“

Sie zog sein Heft näher, Lakatos aber hielt es am Rand fest.

„Zsuzsika, suchen Sie nicht dort den Fehler. Der sitzt anderswo.“

Er wies auf sein Herz; Zsuzsika lachte und beklopfte ihm die Stirn.

„Ich weiß, bei Ihnen hapert's da und dort.“

„Aber am ärgsten hier...“

Jetzt merkte Zsuzsika an seinem Blick, was er meinte, sie erschrak und wurde verlegen.

„Das könnten Sie schon vergessen,“

„Haben Sie es vergessen?“

„Nein, ich werde es auch nicht vergessen.“

„Na sehen Sie, das ist schlimm!“

„Wo fehlt's denn?“

„Hier!“

Er riß Zsuzsika an sich, umarmte sie und küßte sie ungestüm auf den Mund.

Zsuzsika taumelte, als sie aufsprang, sie war blaß vor Zorn, ihr Gesicht verriet so viel Empörung wie damals, als

sie dem Kollegen der „Zehnkilometerlüge“ wegen am liebsten einen Stuhl an den Kopf geworfen hätte.

„Scheren Sie sich fort! Kommen Sie mir nie wieder unter die Augen!“

Als hätte sie diese Worte an sich selbst gerichtet, drehte sie sich um, ließ alles zurück: die Additionen, den Bleistift, das Papier, den duckmäuserischen Zigarettenrauch, den umgestürzten Stuhl, den zweideutigen Seufzer, den heuchlerischen Menschen, der sich ernüchtert den Kopf kratzte.

Sie ging durch finstere Gassen, wollte niemandem begegnen, aber Hunde sah sie überall, auf der Böschung, außerhalb der Zäune. Sie fühlte sich als Beute, als Beute der draußen herumstreunenden heiser, bellenden Hunde.

*

Fünfundzwanziger November — grauer Alltag, am Morgen wußte sie nicht einmal das Datum, doch später prägte es sich ihr als unvergeßlich ein: gegen Abend besuchte sie der Schreiber. Monatelang war er nicht mehr bei ihr gewesen, vergebens hatte er sich zu entschuldigen versucht und ihr seine Liebe beteuert, Zsuzsika hatte ihn schroff zurückgewiesen. „Ihnen habe ich vertraut, Ihre Anhänglichkeit tat mir wohl, schade, daß es bloß Schläue war und sonst nichts... Ein so berechnender Mensch wie Sie müßte besser rechnen können.“

Der Kollege geriet jetzt in Verlegenheit, er merkte Zsuzsika an, wie überrascht sie war.

„Verzeihen Sie die Störung, ich gehe ja schon, ich bin nur hier, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht niederlegen sollten; Gäste kommen.“

Er benahm sich unterwürfig, fühlte aber, daß Zsuzsika ihn nicht inauswerfen würde: er überbrachte ja eine wichtige Nachricht.

Noch erstaunter rief sie aus:

„Zu mir? Wer? Woher?“

„Ihr Bruder ist hier“, ließ sich der Kollege trocken, mit seiner Alltagsstimme vernehmen und wußte dennoch sehr gut, was für eine bedeutsame Botschaft er überbrachte.

„Wir sind einander begegnet, und er hat mich gebeten, Ihnen das auszurichten.“

„Wo ist er, wo haben Sie mit ihm gesprochen?“

Sie standen in der Küche, Zsuzsika lehnte sich an den Herd.

„In der Schnapsbrennerei“, gab der Schreiber zur Antwort und blickte auf den Herd, um zu sehen, warum der klirrte. „Ich habe auch eine Flasche bei mir, um ein wenig Schnaps zu holen.“

„All das versteh ich nicht... Mit wem ist er hergekommen und wie? Was sucht er in der Schnapsbrennerei?“

„Wir kommen gleich wieder, sofort werden Sie alles erfahren“, sagte der Schreiber und ging mit der Flasche fort.

Zsuzsika setzte sich auf die kleine Bank neben dem Herd, saß betäubt da und wartete wie jemand, dem nichts andres übrigbleibt, als zu warten: nichts hing ja von ihr ab.

Sie freute und fürchtete sich, so oft hatte sie schon dieses Gefühl gehabt, daß sie jetzt nur noch willenlos und unbeholfen dasitzen konnte.

Es dunkelte, sie stand auf und machte Licht, es fiel ihr jene andere Sekunde ein, da hinter dem Gartenzaun die Lampen aufgeflammt waren. Sie setzte sich wieder auf die Bank, zählte die Begegnungen, und sagte sich schließlich verwirrt: Jenes Wiedersehen rechne ich nicht mit, ich kann es nicht zu den Begegnungen zählen; im Ganzen sind wir einander zweimal begegnet. Jetzt kommt das dritte Mal... auch Begegnungen muß ich dreimal erleben, das wird die dritte werden. Vor sieben Jahren sind die ersten Briefe gekommen. Sieben reiche Jahre, zwei armselige Begegnungen, und auf die dritte warte ich noch; die soll erst kommen, jetzt. Wie wird sie sein, was wird sie bringen? Bringt sie etwas, bringt sie etwas zurück, oder trägt sie etwas fort, trägt sie sogar die Trümmer von dem, was schon vernichtet ist, weg? Davon hängt es ab, ob die sieben vergangenen Jahre reich oder dürftig waren: wie werde ich sie empfinden, als Jahre der Fülle oder als karge, armselige Jahre?

Es klopfte, sie schrak auf. Es klang wie eine Frage, als sie rief:

„Bitte?“

Der Dorfmilizionär trat als erster ein, die beiden Lakatos folgten; doch Zsuzsika sah nur den einen, den ersten; der blieb in der Tür stehen, sie saß auf der Bank, sie blickten

einander an. Der Milizionär grüßte, sie überhörte es, dankte nicht für den Gruß, schaute nur den „Bruder“ an, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Wie schön du bist!... Er war groß, ein kräftiger Mann mit sonnengebräuntem Gesicht, es schien ihr, als sei er größer geworden, als sei er über die hundertfünfundsiebzig Zentimeter hinausgewachsen, wie er es ihr vor sieben Jahren geschrieben hatte, als sie einander nicht einmal von den Fotos her kannten: „Gott behüte, daß ich so klein bleibe!“

„Servus, Schwester!“

„Servus.“

Zsuzsika stand auf, trat näher, niemals hatte sie sich so klein neben ihm gefühlt, obwohl sie ihm auch jetzt — rasch maß sie sich an ihm — bis zum Herzen reichte.

Sie gaben einander die Hand.

Der andere Lakatos stand im Hintergrund, als wollte er ihr die vor sieben Jahren gesprochenen Worte ins Gedächtnis zurückrufen: „Ich bin nicht der, den du kennst, nicht der, den ich am liebsten los wäre; die Namen stimmen überein, doch das tut nichts zur Sache.“

Man merkte dem Schreiber an, wie rasch er gelaufen war, erst vor dem Tor mochte er die zwei anderen eingeholt haben; während er ihnen die Hände schüttelte, fragte er vorwurfsvoll:

„Warum habt ihr nicht auf mich gewartet?“

Béla nahm Zsuzsika bei der Hand und wandte sich dann gegen ihn.

„Weil wir's so für besser gehalten haben“, antwortete er stolz.

„Ach so“, sagte der andere Lakatos feindselig, zog die Flasche heraus, wie einer, der sich nichts entgehen lassen will: „Sie geben uns doch irgendwelche Gläser, nicht wahr, Zsuzsika? Ich möchte unserm Gast etwas anbieten.“

„Überflüssig, Schwester, bemüh dich nicht.“ Béla machte eine abwehrende Handbewegung. „Auch ohne Schnaps kann man sprechen.“

„Gehen wir doch in die Stube“, sagte Zsuzsika, ging voraus, öffnete die Tür und schritt auf den Schrank zu, um Gläser zu holen. Sie stellte sie auf den Tisch, sah dabei Béla an: „Es schickt sich nicht, etwas zurückzuweisen. Übrigens trinkst du gern.“

Es lag kein Vorwurf, keine scherhafte Anspielung in ihren Worten, aber Béla nickte finster.

„Natürlich trinke ich gern. Wie sollte ein Saufbold, ein Hochstapler nicht gern trinken?“

Zsuzsika erschrak und stammelte:

„Ich weiß nicht... warum du das jetzt sagst.“

„Ich weiß es... Na, also trinken wir auf unsere Freundschaft! Servus, Lakatos, wenn wir schon auf diese Weise zusammengekommen sind. Nicht zehn Kilometer, dreizehn habe ich jetzt zurückgelegt, damit wir einander treffen. Welche Strecke ist deiner Meinung nach die längere?“

„Die dreizehn Kilometer.“

„Das ist ein Irrtum. Die krumme ist länger, die gerade ist kürzer. Die Straßen werden so gemessen.“

Entsetzt blickte Zsuzsika auf die drei Männer, die miteinander anstießen und tranken. Sie sah den Milizionär an und wußte nicht, warum der als Zeuge dabei sein wollte. Sie hätte sich gern über „die geraden Wege“ des Bruders gefreut, gehofft, daß das „Gesetz der Wege“ in ihm zu seinem Recht gekommen war, aber sie konnte sich nicht freuen, nicht offen, sie blickte bloß furchtsam von einem zum andern. Ihre Angst wurde noch größer, als der Milizionär aufstand und sagte:

„Na, ich gehe, die Stimmung hier gefällt mir nicht.“

Er ging, Zsuzsika begleitete ihn.

„Sagen Sie mir aufrichtig, wenn Sie es wissen: was hat das zu bedeuten?“

„Ich weiß es nicht. Aber geben Sie ja auf die beiden acht. Es wäre jammerschade, wenn gerade Genosse Lakatos und der Amtsschreiber... Und sprechen Sie mit Ihrer Hausfrau, Ihr Bruder muß diese Nacht irgendwo untergebracht werden.“

„Mein Bruder? Hier bei uns?“

„Warum denn nicht? Ist er nicht Ihr Bruder? Er hat sich oft nach Ihnen erkundigt, wenn wir einander in der Stadt begegnet sind.“

„Erkundigt?“

„Ja, nach seiner jüngeren Schwester, und auch heute, auf meinem Heimweg, hat er mir zugerufen, ich solle doch auf ihn warten, er käme mit, um seine Schwester zu besuchen. Trotzdem ist er zuerst zum Schreiber gegangen, ich weiß nicht, was sie miteinander auszutragen haben. Irgend einen

alten Streit? Geben Sie jedenfalls auf die beiden acht und kümmern Sie sich auch um eine Unterkunft. Ich vertraue Ihnen Ihren Bruder an, er soll sich um sechs Uhr früh auf den Rückweg machen, um fünf muß er geweckt werden.“

Der Milizionär ging beruhigt fort, weil er ihr Béla anvertraut hatte, und Zsuzsika übernahm gern die Verantwortung für den Bruder, doch es beunruhigte sie auch. Sie ging hinein, plötzlich stand ihr wieder, wie bei der ersten Begegnung, „praktische Arbeit“ bevor; auch damals war der Bruder auf „geradem Weg“ — ihre Eltern hatten ihm den Weg gewiesen — gekommen; mehr als alles andere fürchtete Zsuzsika, daß er nun noch weniger als seinerzeit von der traumbehüteten Wirklichkeit mitbringen würde.

„Na, dann geh ich auch“, sagte der Schreiber und stand auf.

Zsuzsika wußte nicht, was besser wäre, ihn fortzuschicken oder ihn zurückzuhalten, ganz verwirrt war sie, wünschte den Schreiber fort und fürchtete sich davor, mit dem „Bruder“ unter vier Augen beisammen zu sein.

„Bleiben Sie“, bat sie mutlos. „Sprecht miteinander.“

„Wir haben einander schon gesagt, was wir zu sagen hatten.“

„Noch nicht alles“, warf der Gast ein und stand auf. „Ich begleite dich hinaus und wir besprechen das Übrige.“

Zsuzsika vertrat ihnen den Weg zur Tür.

„Ich könnt vor mir reden. Ich möchte auch hören, was ihr euch zu sagen habt.“

„Einer von uns wird's dir schon erzählen. Entweder er oder ich.“ Das hatte Béla in sehr scharfem Ton vorgebracht, fand es aber nach einem Blick auf Zsuzsikas erschrockenes Gesicht besser, einzulenken. „Fürcht dich nicht, wir tun einander nichts an.“

Er betrachtete Zsuzsika lächelnd, und ihr war's, als trüge sie eine sonnbestrahlte Lichtung in sich.

Sie war gerührt.

„Mir bist du anvertraut“, flüsterte sie. „Auch deine leibliche Sicherheit.“

Die Burschen gingen hinaus. Bis in die Küche begleitete Zsuzsika die beiden. Da kam die Hausfrau herein.

„Wohin?“

„Bloß in den Hof. Die zwei haben etwas zu besprechen, und... mein Bruder bleibt hier, wenn er irgendwo schlafen kann.“

„Natürlich, ohne weiteres, dort in der Ecke steht ein leeres Bett, er kann bei uns schlafen.“

Die Frau machte sich gleich daran, die Betten aufzuschlagen, für sich, für Zsuzsika und das leere Bett in der Ecke für den Gast. Zsuzsika sagte kein Wort, sie konnte doch jetzt nicht erzählen, daß der Gast nicht ihr Bruder war. Sie stand an der Tür und schwieg, horchte bekommnen in den Hof hinaus, als entschiede sich ihr Schicksal dort vor der Tür, da draußen bei der Beratung. Dieses Gefühl war nicht neu für sie, sie kannte es seit eh und je, schon oft hatte sie empfunden, daß nicht sie selbst ihr Los bestimmte; Schaukeln, Gipsbetten, Mieder, Bahnhöfe, Dorfränder, Zäune, Türen taten dies, zwangen ihr Einsamkeit auf, dennoch war es ihr weder beschieden, allein zu leben, noch allein zu sterben. Sie horchte an der Tür, wollte wenigstens wissen, was das Schicksal mit ihr vorhatte, wenn sie es schon nicht selbst zu bestimmen vermochte.

Draußen wurde leise gesprochen, bloß hin und wieder drangen Wortfetzen oder Brocken von Flüchen bis zu ihr.

„...auch dann bist du es! Feigling!“

„...so sprichst du von meiner Mutter, drei Monate ist es her, seit ich sie begraben habe. Ich zerschlag dir die Knochen!“

„...du verdienst ein solches Mädchen nicht. Ein Hochstapler bist du, frech und feig!“

„...duckmäuserisch, kriecherisch, heuchlerisch, verlogen, das bist du! Laß es gut sein, ich weiß, wer sie ist und wen sie verdient! Wüßte ich's nicht, wäre ich nicht hier.“

„...sie zugrunde zu richten, darauf verstehst du dich! Sie auszunützen, daß...“

„...und du hast dich an meine Stelle gedrängt.“

„...ich mußte mich nicht drängen, du hast den Platz leerlassen. Von dir aus hätte sie sterben können.“

„...und sie wird niemals einen andern lieben als mich, verstehst du! Ich bedauere vieles, möchte es wiedergutmachen.“

„...du kannst es nicht wiedergutmachen, du bist auch zu feig, sie um Verzeihung zu bitten, weil sie dir nur leid tut, weil sie dir zur Last fällt. Ich habe gesehen, was du mit ihr

getrieben hast, aber sie um Verzeihung zu bitten, bis du zu feig, und wenn, so tätest du es aus Eigensucht, nur um sie mit gutem Gewissen loszuwerden.“

„...halt's Maul! Sei sicher, daß ich sie ebenso liebe wie du, und ich weiß auch, wen sie liebt.“

Draußen wurde es still, sie schwiegen. Zsuzsika horchte nicht mehr hinaus, sie setzte sich auf die kleine Bank.

Sie zitterte, fühlte sich elend. Ihr schien's, als sei sie draußen im Hof eine Beute der Finsternis geworden; die zwei hatten sich auf sie gestürzt, sie gezaust, weil sie ihnen ausgeliefert war, dem einen durch ihre zärtliche Liebe, dem andern durch ihre eigene Schutzlosigkeit und Verlassenheit, beide zerrten an ihr, welcher es gerade tat, wußte sie nicht, sie hatte im Dunkeln weder den einen noch den andern erkannt, in der Aufregung hatte sie nicht einmal die Stimmen unterscheiden können. Welcher von ihnen war der feige, freche Hochstapler und welcher der verlogene, kriecherische Duckmäuser? Während sie sich auf die Bank setzte, hätte sie gern Stolz empfunden, hätte sich beinah etwas eingebildet; der eine behauptete gerade: „Nie wird sie einen andern lieben...“ Darauf hörte sie: „Du verdienst ein solches Mädchen nicht.“ Sie wollte stolz sein, weil der eine, der sie trotz allem liebte, sich eingefunden hatte, um etwas gutzumachen und weil auch der andere sie liebte, weil er besorgt um sie war und sich erbot, sie zu schützen; sie saß auf der Bank und fühlte sich immer elender: zwei selbstsüchtige, eitle Burschen schlügen sich im Dunkeln herum, der eine, um sich ruhigen Gewissens von ihr und von ihrer lästigen Liebe zu befreien, der andere, um den leergewordenen Platz zu erschmeicheln. Indem die beiden sie verteidigten, verteidigten sie sich selbst, indem sie einander schlügen, schlügen sie Zsuzsika. Und gerade sie sollte die Verantwortung für jemandes „leibliche Sicherheit“ tragen!

Verdächtige Stille herrschte draußen, aber die Stille barg keinen Schrecken mehr für Zsuzsika, sie hatte mit sich selber zu tun, weder Liebe noch Bedrückung durfte sie zeigen, durfte sich weder einer Mitleidsliebe ausliefern noch großtuerischer, barmherziger Zudringlichkeit.

Sowie der von weither gekommene Lakatos eintrat, machte sie eine Bewegung, stand jedoch nicht von der Bank auf. Sehr klein war sie, als sie zu ihm aufsah und sagte:

„Also du oder er.“

Bei diesen Worten lächelte sie geringschätzig, der Bursch stand unsicher da.

„Ja, so ist's. Macht das was?“

„Nein... Lange habt ihr miteinander gesprochen.“

„Soll ich erzählen, worüber?“

„Unwichtig. Ich habe gehorcht und weiß Bescheid.“

Der Bursche wurde verlegen, man sah es ihm an; er wollte sich rasch alles durch den Kopf gehen lassen, was er draußen gesagt, und wissen, was bis hierher gedrungen war.

„Hat sich die Hausfrau schon niedergelegt?“

„Ja, vor kurzem.“

„Ich hätte sie gern gebeten...“

„Ich glaube, das Bett ist schon gemacht.“

„Was?“

„Das Bett, darum wolltest du sie bitten, nicht?“

„Ja. Danke. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß du meine Gedanken so gut erraten kannst.“

„Der Milizionär hat mich gebeten, dich unterzubringen.“

Zsuzsika saß auf der Bank, er stand; sie schwiegen.

„Wir können gehen, wenn du dich niederlegen willst.“

„Das will ich nicht... mit dir will ich reden.“

„Dann setz dich her und sag mir, was ich noch nicht weiß. Ich habe gehorcht und werde dir zuhören.“

Er setzte sich, verlegen blickte er zu Boden, dorthin, wo er vorher gestanden hatte.

„Also beginnen wir mit meinem Weg hierher. Ich habe mich schon lang darauf vorbereitet...“

„Das weiß ich. Das hat mir der Milizionär erzählt.“

„Was?“

„Daß du oft nach mir gefragt hast und seit langem herkommen wolltest und heute mitgegangen bist.“

„Du weißt alles.“

„Nur das nicht, was nur du allein weißt. Das erzähl.“

„Ich will's versuchen... Vielleicht weiß ich auch, was du nicht weißt... Schon lang wollte ich herkommen; immer wenn ich eurem Milizionär begegnete, hatte ich das Gefühl, ich müßte mit ihm gehen.“

„Gut, daß er hie und da in die Stadt gegangen ist.“

„So bös bist du auf mich?... Ich weiß es, und ich hab gefürchtet, du würdest gar nicht mit mir sprechen... Du

kannst mir nicht so böse sein, wie ich's verdiene... Schon daß ich hier neben dir sitzen darf, ist mehr als ich erhofft hab.“

„Längst hast du kommen wollen, und da soll ich dir nicht einmal erlauben, dich zu setzen?“

„Ich wollte schon immer kommen... doch mir hat der Mut gefehlt, ich hab mich geschämt; weshalb, müssen wir jetzt nicht besprechen.“

„Doch, sprechen wir darüber! Wegen der Fahrradgeschichte hast du dich geschämt und nicht den Mut aufgebracht, deine Feigheit einzugestehen.“

„Auch das weiß du.“

„Ja. Aus Erfahrung. Du hast einmal ein ganzes Jahr aus Scham und Feigheit geschwiegen. Das haben wir schon ‚besprochen‘, und dann — erinnerst du dich an die ‚Nachschrift‘, in der du reuig von deiner Hofmacherei, von deiner Enttäuschung gesprochen, und auch, daß du dem Spiel ein Ende machen mußtest? Ich weiß das alles, was haben wir noch zu besprechen? Daß diesmal aus einem Jahr zwei geworden sind? Daß du am Dorfende auch schon ‚die Nachschrift‘ geschrieben hast, wie sehr du dich wieder in einem schönen Mädchen mit Haarknoten und weißem Pullover getäuscht, mich aber auch während dieser zwei Jahre nicht vergessen hast, weil ich dich nie enttäuscht habe und weil der Milizionär hie und da dienstlich in die Stadt gehen muß? Was soll noch besprochen werden, das ich nicht weiß?“

Der Bursch war so betroffen, daß er kaum Worte fand.

„Erschreckend bist du... ich hab beinah Angst vor dir...“

„Nur vor dir selber solltest du Angst haben! Du wußtest bis jetzt nicht, was Angst ist. Erzähl weiter, wenn ich etwas besser weiß, werde ich nachhelfen.“

„Glaub mir bloß das eine: ich will aufrichtig sprechen.“

„Auch das hast du schon einmal gesagt, und ich habe dir geantwortet: Sprich lieber nicht, wenn du nicht aufrichtig sprechen willst.“

„Ich sag's offen heraus, es hat mich sehr geschmerzt...“

„Die Rückkehr, sag es ehrlich, ohne Umschweife. Wenn du feig bist, so kannst du nicht aufrichtig reden.“

„Ja, die Rückkehr. Seit jener Zeit fühlte ich mich so, als hätte ich jemanden, dem ich kein Haar krümmen durfte, meuchlings ermordet.“

„Jemand, dem man kein Haar krümmen darf, einen Hieb zu versetzen, das macht Spaß! Nur den schlägt man mit ruhigem Gewissen, auf dessen Treue man bauen kann, selbst wenn ihn heimtückisch ein Hieb trifft.“

„Stimmt. Sooft ich an dich dachte, quälten mich Gewissensbisse, oft hätte ich dich gern um Verzeihung gebeten, aber dann war ich zu feig, und ich schämte mich.“

„Wie konntest du zwei Jahre lang so leben? Zu feig, um Verzeihung zu bitten, beschämst wegen der feigen Gewissensbisse? Kann man so leben? Ist das die berühmte Leidenschaft, ist das der herrliche Traum, dem wir in unserer Jugend uns selbst, unser ganzes Sein zum Opfer bringen wollten?“

„Ich habe mich unterhalten, getrunken, hab der Welt was vorgemacht. Ich habe meine Gewissensbisse in Alkohol ertränkt, bei meinem Gerede sind die Mädchen rot geworden: nur so war's zu ertragen.“

„Und du hast auf Gasthaustischen mit Zündhölzchen gespielt: das hat mir etwas von deinen Gewissensbissen verraten. Doch die konnte ich mir bloß von draußen durch die Zaunlücken anschauen. Dem Mädchen mit dem Haarknoten war das nicht möglich, es hat in dir nur sich selbst gesehen.“

„Alles weißt du. Ich kann nichts erzählen, was du nicht schon wüßtest.“

„Du hast wahrhaftiger in mir gelebt als in dir selbst. Aber durch deine Schuld habe ich mich in ein solches Lügengewebe verstrickt, daß ich in mir auch deine Wahrheit verteidigen mußte!“

„Wie meine Mutter hätte ich dich ehren sollen, und ich konnte dir immer nur weh tun wie einer Mutter.“

„Solange sie lebte, dachtest du nie, was du einmal an ihr verlieren würdest, nicht wahr?“

„So ist es. Nach der Rückkehr vom Dorfrand hab ich mich beim Kopf gepackt wie an ihrem Sarg, wie hatte ich nur so ein Unmensch sein können! Warum wußte ich nicht zu schätzen, was am wertvollsten war? Ihr beide wart Beispiele für mich, euch hätte ich ehren, mich nach euch richten müssen... Auch sie hat gefühlt, wer du bist und was du mir hättest sein können, oft wollte sie wissen: Was

ist aus jenem Mädchen geworden, du warst damals anders, du bist sehr verändert, seit du sie verloren hast.“

„Ich höre sie jetzt noch sagen: ‚Bitte, achten Sie auf sich...‘“

„Wem hat sie das gesagt? Wo?“

„Mir, als ich von euch fortgegangen bin.“

„Du? Von uns?“

„Ja, mir. Vor drei Jahren in diese Gegend zurückgekehrt, war mein erster Weg zu euch. Ich betrachtete die Hausnummer, das Haus, die Schwertlilien. Deine Mutter bemerkte mich, ich sah gewiß elend aus, sie rief mich hinein, gab mir ein Glas Wasser und wollte, daß ich mich niederlege.“

„Lassen wir das, Zsuzsika... reden wir nich weiter darüber... ich kann nicht mal mehr zu Boden schauen.“

„Doch, wir müssen uns noch vieles sagen. Es ist unser letztes Gespräch.“

„Das letzte?“

„Das allerletzte. Wir sitzen nebeneinander, aber ein hoher Zaun trennt uns, du bist innerhalb, ich außerhalb. Wenn wir aufstehen, müssen wir endgültig auseinandergehen. Und alles mitnehmen, das wir einander wiedergegeben haben. Wir dürfen einander nicht hassen. Ich, mit meinem kleinen schadhaften Körper, mit meiner großen, reinen Liebe, würde dir bloß zur Last fallen; auch wenn wir uns bemühten, beide bewußt bemühten, würden wir ernüchtert werden, würden einander hassen und für immer verlieren. Deswegen muß es das letzte Gespräch sein, damit jeder von uns beiden sich selbst bewahrt und wir einander fürs Leben bewahren. Ein Augenblick — und ich hätte mich vom Balkon des Krankenhauses in die Tiefe gestürzt. Bin ich auch noch so klein, weiß ich seither alles Gute zu schätzen. Ich habe es nicht erwartet, hatte schon längst auf die große Freude verzichtet, dich neben mir zu sehen, und daß du hier gesessen bist, daran werd ich mein Lebtag denken... Nein, faß mich nicht einmal an der Hand! So sehr ich mir deine Nähe gewünscht habe und wie lieb sie mir auch ist, eine Berührung dulde ich nicht!“

„Sei nicht böse... wir haben einander noch nicht alles gesagt.“

...wie betrübt er mit seinen tiefen schwarzen Augen dreinschaut; sein Gesicht ist so traurig wie das meine...; er hat

verstanden, daß wir zum letzten Mal miteinander reden... wir müßten sprechen, doch wir schauen einander bloß wortlos an... wieder greift er nach meiner Hand, ich kann sie ihm jetzt nicht mehr entziehen... wir müßten sprechen, doch über meine Lippen kommt kein Wort.

„Wenn es das letzte Gespräch ist, so sag mir wenigstens zum Abschied, daß du mir verzeihst.“

„Ist das zur Beruhigung deines Gewissens nötig?“

„Auch dazu... und damit es zwischen uns so bleibt, wie du es gesagt hast. Glaub mir, ich weiß nicht, was am Dorfrand mit mir los war. Ich war nicht bei Trost. Als wäre mir Wein zu Kopf gestiegen! Denn kein noch so schönes, noch so stolzes Mädchen gab es, das mir nicht nachgeschaut hätte. Allen, die ich traf, gefiel ich auf den ersten Blick, das hättest du damals auch deinen schönen Freundinnen ansehen können; selbst die Kleine hier, die noch feucht hinter den Ohren ist, hat mich immerfort angestarrt. Ich stand hoch im Kurs, ein Draufgänger, jede würde mir zufallen, je schöner, desto eher. Und gerade du bist zimperlich? so ging's mir damals durch den Kopf: Gerade du bist zimperlich? So etwas zu denken, war ich fähig, Welch eine Sünde, Welch eine Gemeinheit ist's, es sich Wort für Wort vorzusagen. Und später, nach dem Tod meiner Mutter, wußte ich, wie schwer ich mich an dir versündigt hatte, wußte, daß ich dafür büßen würde. Allein war ich geblieben wie der Brunnen schwengel auf dem Feld. Ich hatte niemanden. Dein Bild stellte ich neben das Bild meiner Mutter, du warst genauso wie sie, und beide Bilder schaute ich an, ihr zwei wart es, die ich in meinem Leben am meisten geliebt habe. Mit vielen Mädchen hab ich mich eingelassen, aber bei keiner hab ich auch nur eine Spur von aufrichtiger Anhänglichkeit, von hingebungsvoller Liebe gefunden, mit keiner hatte ich über meine Schwierigkeiten sprechen können wie mit dir. Nie hast du mir mehr gefehlt als damals. Alles war zwecklos, ich hätte dich gern aufgesucht, dich, mit der ich alles teilen konnte, du wärst die einzige gewesen, die mich hätte trösten können, doch ich mußte die Strafe auf mich nehmen, und ich trug sie auch. Dabei graute es mir, nach Haus zu gehen, wo alles noch so geblieben war, wie Mutter es zurückgelassen hatte. Ich wußte nicht, wen ich beweinen sollte, sie, dich oder mich? Ich büßte, aber heute konnte ich nicht

mehr weiter; als hätte mich jemand gestoßen, mit voller Kraft vorwärtsgetrieben, so lief ich dem Milizionär nach.“

„Sag alles, verschweig nichts! Schau du zu Boden, damit ich dich ruhig anschauen kann, so, ganz aus der Nähe, während du sprichst, dieser Augenblick soll nie vergehen, denn der kehrt nie wieder zurück, sprich, verschweig nichts, sieh, ich entziehe dir nicht meine Hand, ich überlasse sie dir bis zum Jüngsten Tag, nur sprich!“

„Glaubst du mir? Glaubst du meinen Worten? Wenn es schon sein soll, sag wenigstens, daß du mir glaubst. Kannst du es auch niemals vergessen, so sag mir, daß du es vergessen willst, daß du mir verzeihst. Ich bin selbstsüchtig. Ich will zur Ruhe kommen.“

„Komm zur Ruhe. Nie hat mich etwas mehr geschmerzt als die Begegnung am Dorfrand, es war ein Mord, doch ich vergesse es nun, und auch du sollst es vergessen. Aber nie wieder sollst du jemandem so etwas antun!“

„Meinst du das aufrichtig?“

„Ist es möglich, aufrichtiger zu sprechen, als wir beide jetzt?“

„Und kannst du auch aufrichtig sagen, daß du mich ebensosehr liebst wie einst?“

„Ebensosehr.“

Nein, es ist eine Lüge! Ich beschwindle ihn, wenn ich es zulasse, daß er so freudig mit beiden Händen nach meiner Hand greift.

„Und warum muß es dann das letzte Mal sein?“

„Weil es niemals wieder das Gleiche wäre.“

„...siehst du! Seine Hand bleibt in der Luft schweben. Jetzt heißt es stark sein. Ich gehe nicht tanzen, habe keinerlei Zertreuungen, keinen lustig brodelnden Kessel, ertränke meine Gewissensbisse nicht in Alkohol, beschmutze mich nicht durch feige Ausreden. Täte er es mir auch nach, bliebe dennoch ein Zaun zwischen uns, wir sind zwei von Grund aus verschiedene Einzelwesen. Er sitzt drinnen, in der glänzenden, lärmenden Welt, wo Gefühle zur Schau getragen werden, und ich kann nicht eintreten, um ihn nicht zu beschämen! Ich streife draußen in der Dämmerung umher, ruhig, voll stiller, keuscher Anhänglichkeit, und er kann nicht bei mir bleiben, ohne mich sattzukriegen. Käme ich zu ihm, bliebe er bei mir, so wäre es nicht viel anders als

damals am Dorfrand. Ich könnte kaum den Augenblick des Abschieds erwarten. Jetzt müssen wir Schluß machen; es ist höchste Zeit, das zu beenden, was so viel Freude, so viel Schmerz bereitet hat, doch muß es ein Ende sein, das alles in sich bewahrt, der Ausklang aller im Traum gesprochenen Verse, der ferne Widerschein aller hingepinselten bunten Traumbilder.

„Du hast recht. Nie wieder könntest du mich wie früher lieben. Zu viel Schmerz hab ich dir zugefügt, zu oft habe ich dich gequält. Ich tat es unbesorgt, wußte ich doch, daß du mich liebst und mir sowieso verzeihen würdest, ich unterhielt mich mit der und jener, aber meine Vorwürfe mußtest du einstecken. Dennoch fühlte ich jede echte Freude bloß bei dir. Meine schönen Erinnerungen binden mich an dich. Alles andere ist vergangen wie es gekommen war. Sieben Jahre sind verstrichen, zurückkehren konnte ich nur zu dir. Vielerlei hat mich gedrängt, getrieben: der Vorsatz, um Verzeihung zu bitten, damit ich zur Ruhe komme, doch vor allem der Wunsch, vielleicht auch jetzt von dir zu hören, daß du mich liebst wie einst.“

„Ich liebe dich auch jetzt mehr, als es für mich gut ist!“

„Aber warum sagst du das so traurig, so sonderbar? Glaub mir, nun täte ich alles, um dich zu behalten, alles, damit wir uns nie wieder trennen müssen. Wenn ich nach sieben Jahren so empfinde, so ist's ein Beweis, womit könnte ich es besser beweisen? An deiner Seite zu leben, wäre leicht, da könnte ich viel Schweres auf mich nehmen, zu dir könnte ich mit jeder Sorge heimkehren wie zu meiner Mutter.“

„Das weiß ich. Trotzdem ist es unmöglich. Ich hab's dir oft geschrieben, oft gesagt, immer wieder beteuert, auch in den selbstvergessensten Augenblicken: Es gibt für uns zwei keine gemeinsame Zukunft! Das ist meine aufrichtige Treue und meine einzige Treulosigkeit, das hat dich irreführt. Ich mußte mich losreißen, um dich ein für allemal an mich zu binden. Das war meine Wahrheit, die du so oft als Lüge gewertet hast. Wie soll ich's dir mit einfachen Worten erklären? Eine Frau ist etwas andres als eine Mutter. Eine Frau verlangt eine andre Liebe als eine Mutter. Das meine ich, das will ich sagen. Und nicht, weil du mich so viel gequält hast, sondern weil ich dir eine wahre Schwester werden möchte: wie damals bei der Taufe deiner

„jüngeren Schwester“. Liebende sind wir und auch Geschwister. Wären wir Bruder und Schwester, so müßten wir einander nicht aufgeben, dann bliebe ich dir, könnte dich mit allem beschenken, was dir fehlt, wann immer könnte ich über den Zaun zu dir kommen, um dir in deinen Nöten beizustehen. Ich bin nicht deine Schwester, ich muß draußen stehen, doch auch von draußen schau ich mir die Schönen mit Haarknoten an, die drinnen neben dir sitzen. Oh, könnte ich ihnen mein Gefühl leihen, es ihnen einflößen, Inhalt in das prächtige Gefäß gießen! Da würde drinnen nicht verdorben sein, was äußerlich gesund ist. Das habe ich gemeint, als ich gesagt habe: nicht so wie früher.“

„Und du? Was wird aus dir? Denkst du gar nicht an dich?“

„Mach dir keine Sorgen, auch ich bin selbstsüchtig, und vor allem handelt es sich jetzt um mich. Die sieben reichen Jahre müssen mir genügen, von denen werde ich zehren, sie werden mich neben der kargen Kleie nähren. Es wird schon irgendwie weitergehen. Ich will mich mit dem andern Lakatos begnügen.“

„Was redest du? Den willst du heiraten?“

„Wenn ich heirate, nehme ich gewiß nur ihn zum Mann.“

„Unmöglich... Unsinn... Jetzt ist's an mir zu sagen, daß du feig bist.“

„Nein, es ist keine Feigheit. Man muß der Wirklichkeit nüchtern ins Auge blicken... Auch ich habe mich in den letzten zwei Jahren sehr verändert. Ich bin weit in die Vergangenheit gestreift, habe noch einmal die ganze Kindheit, alles Leid durchlebt, selbst ganz ferne, fast verschüttete Augenblicke. Stärker, gesünder, mit klarem Kopf bin ich wiedergekehrt. Ich habe auf alles verzichtet, worauf ich verzichten mußte, mich mit kleinen Freuden begnügt. Da ich einen außergewöhnlichen Weg gehen muß, darf gerade ich nicht einsam weiterwandern. Habe ich auch ein außergewöhnliches Schicksal, muß ich dennoch so leben wie alle anderen.“

„Aber mit Lakatos? Unmöglich! Der ist ein hinterlistiger Duckmäuser.“

„Das stimmt nicht. Er liebt mich, hängt an mir, sorgt sich um mich, ist freundlich zu mir. Er hat Fehler, ist linkisch, barsch, verbittert, er ist nicht schön; neben ihm

fühle ich mich nicht klein und unglücklich, und auch er ist an meiner Seite ein ganz anderer, neben ihm habe ich nichts zu verlieren, mit ihm verliere ich mich in der Menge. Er braucht ein Heim, und ich brauche es auch. Er braucht mich, und ich brauche hin. Ich werde jemanden haben, für den ich sorge, dem ich eine Häuslichkeit schaffe, für den ich kuche, wasche, plätte, und dem ich bei der Schreibarbeit helfe, er soll machen, was ihm beliebt, er kann mich auch betrügen, es wird mich nicht schmerzen. Ich biete ihm ein Heim, er bietet mir Schutz. Ich liefere mich ihm aus, um nicht andern ausgeliefert zu sein. So lange habe ich allein, einsam, unbeschützt gelebt, ich weiß: allein ist man wie ein Baum am Wegrand, jeder bricht sich eine Rute ab, bis der Baum zugrunde geht. Besonders wenn man ein Mädchen ist und jung... Ich will kein Baum am Wegrand sein... Schau mich nicht so mitleidig an; ich war auf Schlimmeres gefaßt, und alles könnte noch ganz gut werden. Der Arzt hat mir Heilung prophezeit, auch dies wird eine Art Heilung sein, wird gar nicht so schlecht ausgehen. Und jetzt kann ja auch gar nichts mehr Böses kommen, nachdem du mir so viel Gutes zurückstattet hast... Das Gute, daß ich wieder meinen Mund fühle und wieder wie eine Schwalbe den glänzenden fallengelassenen Strohhalm aufpicken kann. Der Zaun ist wohl hoch, aber beuge dich ein wenig über ihn.“

Krampfhaft, wie einen letzten Strohhalm, umklammerte Zsuzsika seinen Hals, er streckte die Arme aus — sie klammerte sich daran fest wie an den Balkon des Krankenhauses, als sie sich über die Brüstung gebeugt und sie in die Tiefe gezogen hatte.

...genug! Sei stark, Zsuzsika, laß seine Lippen los und seine Hände! Drück sie nicht, laß ihn los! Dieses eine Mal mußt du lügen; mach ihn glauben, überzeug ihn, daß es nicht schmerzt, daß du leicht entsagst. Genug, liefere dich nicht aus, zeig nicht, was du empfindest! So vieles hast du ausgehalten, warst stark...

Salzig floß es über ihre Lippen, aber weder die Arme noch die Lippen folgten ihrem Befehl, sie lösten sich von ihr los, verweigerten den Gehorsam, wie damals ihre Finger, als sie die Eisenbrüstung des Balkons umklammert hatten.

Ein Lärm von draußen, ein Herumtappen, ließ sie aufschrecken, es war, als rüttelte jemand an der Tür. Der Bursch sprang zornig auf.

„Dieser Schuft, der Teufel soll ihn holen!“

„Wart, ich will nachsehen.“ Zsuzsika hielt ihn zurück und ging selbst hinaus. Sie kam wieder. „Ein Hund war es, er ist hinter dem Haus über den Zaun gesprungen.“

„Na, den Hund möchte ich an die Kette legen! Bin ich ein Dieb? Muß man mir auflauern, mir nachspionieren? Laß mich hinausgehen und ihm eins versetzen.“

„Es war ein Hund. Hier gibt's viele Hunde, der Wald ist nah.“

„Schon gut, ich geh nicht. Du kannst nicht lügen, doch will ich glauben, daß es ein Hund war. Es gibt viele Hunde, wo solche Menschen leben.“

Er setzte sich wieder auf seinen Platz, blieb jedoch unruhig und verdrießlich.

Zsuzsika schmiegte sich an ihn.

„Ich fürchte mich sehr vor Hunden... In der ersten Nacht hier bin ich beinah verrückt geworden. Erinnerst du dich, ich hab dir ganz am Anfang, vor sieben Jahren geschrieben, wie schrecklich ich mich vor Hunden fürchte. Schon darum brauche ich jemanden, der mich beschützt... Wenn du bei mir bist, fühle ich mich nicht in Gefahr, ich fühle, daß du mich behütest. Es wird gut sein, später einmal daran zu denken. Jetzt hab ich auch keine Angst mehr.“

„Besonders vor solchen Hunden würde ich dich beschützen, verlaß dich darauf... Erwarte von ihnen nicht, daß sie dich bewachen, denen müßtest du selber aus dem Weg gehen. Zsuzsika, ich will mich nicht dreinfinden, was immer du auch sagst. Es kann nicht das letzte Mal sein.“

Zsuzsika küßte ihn. Sie schloß dabei nicht die Augen, mit offenen Augen blickte sie ihn an. Zuerst gab sie es ihm mit den Augen zu verstehen, dann sagte sie:

„Es ist nicht das letzte Mal. Morgen früh sehen wir einander wieder. Aber jetzt müssen wir uns hinlegen. Es ist spät.“ Sie sah auf die Uhr und erhob sich rasch. Du lieber Himmel, es ist schon drei Uhr, und um fünf muß ich dich wecken! Schnell, du bist mir anvertraut!“

Rasch blies sie die Lampe aus, gerade rechtzeitig, um mit einem „Du lieber Himmel“ leicht und mühelos ins Finstere zu flüchten.

Das Dunkel kam ihr gelegen, sie mußte nicht mehr sprechen. Wie gut, daß sie stummlos, unhörbar zu sagen vermochte: Du bist mir anvertraut!

Als sie sich niederlegte, tat ihr der Hals vom Nichtgesagten weh. Stumm, wortlos mußte sie hier liegenbleiben, doch so viele Worte hatten sich vorher noch nie in ihrer Kehle angehäuft, sie erstickte beinah an ihnen, und dabei kam ihr das vor ganz kurzem Erlebte wie etwas längst Vergangenes vor. Im selben Augenblick war alles zu einer sehr fernen Erinnerung geworden, weil es keine Zukunft hatte, weil es nie wieder so sein würde wie diesmal; es war bloß Gegenwart gewesen, um sich augenblicklich in Vergangenheit zu verwandeln, zu einer abgeschlossenen, endgültigen Erinnerung, auch in zwanzig Jahren würde sich nichts daran ändern.

...wenn ich nach zwanzig Jahren an diese Minuten zurückdenke, werde ich das gleiche fühlen wie jetzt... Ich habe ihn so innig umarmt, so fest an mich gedrückt, weil ich das wußte, weil auch in zwanzig Jahren mein sein wird, was ich wenige Augenblicke lang an mich gedrückt habe. Ein sonderbar angenehmes Gefühl: Wir sind in ein und demselben Zimmer. Auch das kehrt niemals wieder, und wie jetzt wird es nach zwanzig Jahren sein. Es ist so still, aus der Ecke höre ich ihn atmen. Heute abend haben nicht einmal die Hunde gebellt. Als wüßten sie, daß es vergebens wäre, die Mäuler zu wetzen. Die Hausfrau atmet kaum, ich höre bloß seinen Aten. Und das hätte ich nicht erleben wollen? War ich imstande, zu sagen, daß ich alles schon erfahren, erlebt habe, und daß es weiter nichts mehr gibt? Und ich wollte einen Brunnen suchen! Hätte mein Leben einen Sinn gehabt, wenn ich dies nicht erlebt hätte, wie gut wäre es, ewig hier zu verharren, in den tiefen Schichten der Zeit versteinert liegen zu bleiben... Unvergängliche Minuten in vergängliche Jahre zu verwandeln, die Vergänglichkeit des Augenblicks in Unvergänglichkeit einzuschließen... Die Balken würden unversehrt versteinern, in Jahresringen wäre das Wunder der Keime und Knospen eingeschlossen, die Balken wären es mir schuldig, mir, die an ihnen zerbrochen ist... Den Holzkäfer

würden sie hinauswerfen, damit sie stark und heil blieben und mir nichts mehr anhaben können... Meine innere Welt wird sich nicht wieder öffnen, jetzt schließt sie sich unwiderruflich wie eine Narbe...

Sie konnte nicht einschlafen, sie schlief überhaupt nicht.

Um fünf Uhr stand die Hausfrau auf, ging hinaus, um das Frühstück zu bereiten.

Zsuzsika lag ruhig da. Sie wartete, ob der, den sie wecken mußte, von selbst aufwachen würde.

„Zsuzsika, schlafst du?“

„Nein. Bist du erwacht?“

„Ja... komm, küß mich. So wie vor dem Schlafengehen.“

Sie kroch aus dem Bett. Ihr weißes Nachthemd, ihre weiße Haut waren schweigsamer Mondschein, der zwischen dem Dunkel der Wolken hindurchgeschlüpft. Bei der Umrangung bildeten ihre bloßen Arme im Hinabbeugen den Saum der hinter Wolken hervorbrechenden Sonne, die beiden Brüste, die zitternd über dem Leib lagen, waren zwei Äpfel auf einem Ast, der sich dem Stamm zuneigte. Im Brunnen ihrer Küsse brannte der Durst der Sonnenstrahlen, die Quelle plätscherte, das Meer wogte.

Sie kleideten sich an und traten hinaus.

Sie frühstückten, dann brachen sie auf.

Im Hof herrschte Stille, Morgendämmerung. Die Zweige der Bäume strafften sich in der Stille: steife Finger, die in den Himmel wiesen; die Brunneneimer hingen leer zwischen Himmel und Wasserspiegel, sie waren nicht angekettet, sie klirrten nicht.

„Ich kann noch immer nicht glauben, daß es das letzte Mal war... daß ich nicht wiederkommen darf.“

„Es ist besser so. Von nun an werden wir nicht im Bösen aneinander denken. Nur im Guten.“

Eilig reichten sie einander im Morgenlicht die Hand.

Kuckucksruf

Das war alles.

Alles geschah dreimal. Was nicht dreimal geschah, zerfiel dennoch in drei Teile: in drei Lebensabschnitte. Doch diese weit zurückliegenden Ereignisse sind zu einem einzigen Geschehen verschmolzen, die drei Lebensabschnitte zu einem Leben, die Kirschproben zu einer Probe, die Prügeleien zu einer Prügelei, meine Abstürze zu einem Absturz, zu einem Traum alle meine Träume, zu einer Begegnung unsere Begegnungen; vieles wurde Wirklichkeit, manches ging in Scherben, einiges ist geblieben, ist ineinandergeflossen, die Jahre können den Erinnerungen nichts anhaben.

Das übrige ist wie ein fertiges Haus, dessen Ziegel von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden müssen.

Drei Jahre sind verstrichen. Drei Jahre haben sich zu einigen Minuten verdichtet.

Noch zweimal kam Nachricht: Er könne sich nicht damit abfinden, daß die letzte Begegnung wirklich die allerletzte gewesen sei. Daraufhin ließ ich ihm sagen: Nur falls ihm etwas zustoße, falls er die jüngere Schwester wirklich brauche, solle er's mich wissen lassen, er könne wann immer um mich schicken. Dann hörte ich nichts mehr. Von andern erfuhr ich, er liege krank im Spital. Ich besuchte ihn, ich betrachtete mich ja als Schwester. Sein Kopf steckte in einem Gipsverband — als hätte ich ihn mit meinem vielen Gips infiziert —, ich sah sein von Schorfen bedecktes Gesicht. Nun war er nicht mir anvertraut, nicht ich mußte ihn wecken. Ich griff nach seiner Hand; da fiel mir jene Morgendämmerung ein... und im gleichen Ton, in welchem er damals zu mir gesprochen, fragte ich: „Bruder, schlafst du?“ Er öffnete die Augen, blickte mich an, fuhr hoch, ließ aber den Kopf ächzend wieder sinken. „Bist du gekommen? Ich hab dich nicht gerufen, und trotzdem bist du gekommen.“ „Ich wollte

dich sehen, laß mich wissen, wenn du dich schlechter fühlst oder wenn du was brauchst.“ „Danke, es geht mir schon ein wenig besser.“ „Danke nicht, sonst verwelkt es!“ Ich reichte ihm die Blumen, als hätte ich die gemeint. Er wurde verlegen, suchte nach Worten. „Kränkt es dich, wenn ich dir sage, daß ich hier ein Mädchen hab? Eine Krankenschwester. Sie pflegt mich sehr gut, sie umsorgt mich und...“ „Ich versteh, ich bin froh, daß sie sich um dich kümmert. Schone dich und werd gesund!“ Ich machte mich zum Gehen bereit, doch er ließ meine Hand nicht los. „Gibst du mir keinen Kuß?“ Ich schüttelte den Kopf. „Warum nicht? Weil ich dir's gesagt hab?“ „Nein, nicht deshalb.“ „Weil es schon verwelkt ist?“ „Nein, nicht deswegen: nach dem Abschieds-kuß gibt es keinen mehr; den sollst du fühlen, wann immer du an mich denkst.“ Sowie ich fortgegangen war, tat es mir leid, daß ich so gesprochen hatte, aber es war damals eben das letzte Mal gewesen.

Er wurde gesund und heiratete die Pflegerin. Einmal zeigte mir jemand in der Stadt seine Frau, sie stand auf dem Gehsteig und sprach mit einer Freundin. Ich ging vorüber, hätte gern in sie hineingesehen, um zu wissen, was in diesem Gefäß steckt. Als ich vorbeischlenderte, hörte ich sie sagen: „Du, ich hab einen Mann, gut wie ein Stückchen Brot!“ Mir war's, als hätte mir jemand nach dem Herzen gegriffen. Auch für mich ist er das Brot meiner Erinnerung, das nicht in der Morgenröte verbrannt ist. Ungern dachte ich an Eduards Pflegeschwester zurück: „Milch hab ich, Zeit hab ich“, ebenso ungern an die Worte meiner Hausfrau: „Fräulein, aus dem Schreiber wird ein Ehemann, gut wie ein Stück Brot; Sie werden sehen.“

In mir gab's kein Feuer mehr, kalt war ich wie ein ausgekühlter Backofen, als hätte die Liebe mein ganzes Feuer verbraucht.

Eines Tages setzte sich ein wuchtiger, grobknochiger Mann neben mich ins Büro und sagte: „Arme Zsuzsika, Sie vertun hier ihre Jugend. Ich hatte einmal eine bucklige Geliebte, mit keiner war ich zufriedener als mit der. Wie feurig die in der Liebe war... Und Sie verplempern hier ihre schönsten Jahre.“ Ich war nicht einmal imstande, mich zu entrüsten. Schroff gab ich zur Antwort: „Ich vertu meine Jugend nicht. Gewiß habe ich ebenso schöne Erinnerungen wie Sie.“

Jetzt verrieten seine Augen noch mehr Gier als zuvor. Nachdem ich ihn voll Ekel von oben bis unten gemessen, fügte ich, ordinär wie es es verdiente, hinzu: „Mein Geschmack sind Sie übrigens auch nicht!“ Verblüfft und bestürzt sah er mich an, dann brauste er auf: „Sie machen noch Faxon! Bedanken Sie sich, daß Sie mein Geschmack gewesen wären.“ „Ihr Schwein würde ich eher vorziehen!“

Auch nur an „Liebe“ zu denken, erübrigte sich für mich. Eine hatte es gegeben, die war für immer vorbei. Von der Zukunft konnte ich nichts als lüsterne Augen oder welche Mitleidsliebe erwarten. Ein Baum am Wegrand, eine Rute, ein Peitschenstiel... Als ich die Eltern des Fleischer-Königs besuchte, glitten seine Blicke ebenso an mir hinab: „Gibst du nicht, so nehm ich's mir.“

Mein Kollege blieb der einzige, der mich nicht als Peitschenstiel ansah. Nun machte er nicht bloß Anspielungen, er drängte mich ständig zur Heirat. Ich willigte ein. Seine Familie war entsetzt. „Nicht mal ein paar Kartoffeln kann die ausbuddeln“, hieß es. Im Herbst heirateten wir. Die Vorsitzende traute uns. Es gab reife Haselnüsse, und da gingen wir an unserm Hochzeitstag mit der Jugend in den Wald und pflückten Haselnüsse. Bei mir — bei uns — knackten wir abends Haselnüsse, das war unser Hochzeitsmahl. Ein gleiches wie mein Vater es vor fünfzehn Jahren gegessen. Vergebens hatte ich damals, als Kind, Soldaten Haselnüsse angeboten, ich hatte Angst gehabt. „Fürcht dich nicht“, hatte Vater gesagt, „das ist eine Art Polterabend vor meiner Hochzeit.“ Doch dann war ich unter ein Krenblatt gekrochen... Wir gingen zu Bett; die ganze Nacht schloß ich kein Auge. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Meinen Bruder sah ich im Traum. Da erwachte ich, setzte mich auf und weinte, bis es Tag wurde. Als mein Mann die Augen auftat, saß ich immer noch so da. „Warum weinst du? Bist du krank?“ „Nein, ich konnte bloß nicht schlafen... Du bist sofort eingeschlafen und hast bis zum Morgen so tief geschlafen, als wäre nichts geschehen. Du weißt nicht einmal, was um dich herum los ist.“

Meinen Eltern schrieb ich erst einen Monat später. Vater war verzweifelt, nie hätte er gedacht, daß ich heiraten würde. Darauf war er nicht „vorbereitet“, und das tat ihm weh, jetzt tischlerte er gerade Möbel für meine Schwester,

mir schickte er einen Schrank, ein Kinderbett, ein Tischchen fürs Radio und acht einjährige Schafe. Mir schien's, als hätte ich von meinem „reichen“ Vater zu viel bekommen, mein „Erbe“ hatte ich doch längst erhalten. Ich wußte ja, wie es daheim stand, und daß ich nichts erwarten konnte. Deshalb hatte ich erst nach einem Monat geschrieben. Auch Mutter schenkte mir etwas: ein Kissen und einen Halbliertopf. Ihr Foto mit dem Pelzkragen besaß ich ja schon seit meinem zehnten Lebensjahr.

Kati, die jetzt ein großes Mädchen mit schönen Augen war, freute sich, daß nichts von dem, was sie beobachtet hatte, verloren gegangen war, und sagte: „Na gut, daß sich der Bestandteil gefunden hat!“

Dieser „Bestandteil“ hat mein ganzes Leben verändert — ich hatte ein Heim, war eine verheiratete Frau. Auch mein Mann hatte sich verändert, nie hatte zu Hause jemand von seinen vielen Angehörigen für ihn gesorgt wie ich; täglich erwartete ich ihn mit dem Mittagessen, wartete mit dem Abendbrot auf ihn, er nahm zu; sogar seine Socken bügelte ich, nicht nur die Hemden und Hosen, in denen er sich auf die Stufen der Schenke setzte. Allen fiel auf, wie gut ihm die Ehe anschlug, er hatte sich sehr verändert. Und dies in jeder Beziehung. Nicht meine Hausfrau, mein Bruder hatte Recht behalten. Bald war er nicht mehr „gut wie ein Stück Brot“, der Eifer, mit dem er mich als Mädchen umworben hatte, war dahin. Vilma, seine Liebste aus dem Nachbardorf, zeigte sich, auch seine Angehörigen ermutigten sie dazu. Die Seufzerei begann. Wir saßen beim Mittagessen, und er seufzte. Bis Mitternacht wartete ich mit dem Abendbrot, er kam besoffen und seufzend heim. Um diese Zeit aß ich weder mittags noch abends etwas. Ich wog sechsunddreißig Kilo. Auch meine Arbeit war jetzt eine ganz andere als früher. Im Büro erledigte ich jetzt nur mehr seine Schreibarbeit, mir wurde die Arbeit beim Vieh zugewiesen; nach vier Jahren erfüllte mein Abgangszeugnis seinen Zweck. Die meisten Tage, nicht gerade alle, verliefen so: Vor dem Weg zur Arbeit mußte ich Brot backen oder waschen und plätten, aufräumen, das Frühstück bereiten, dann ging's zu den Tieren — hin und zurück zwölf Kilometer — dort konnte man „ausruhen“: knien, niederkauern, sich recken, auf den Fußspitzen stehen, dann in die Höfe, zu den kranken Vieh-

stückchen laufen, um elf Uhr ging's nach Haus, ich mußte das Mittagessen für den nächsten Tag kochen, es war noch gut, wenn ich mich beim Niederlegen von einer Seite auf die andere drehen konnte. Dennoch war ich nicht müde; hatte ich ein Tier gerettet, so dankten es mir die Leute und sagten: „Gott erhalte Sie, bleiben Sie gesund!“ Das war meine Freude. Alltagsmüdigkeit, Alltagsfreude. Ich konnte nicht wie eine meiner Freundinnen schreiben: „Die Vorbereitungen für die Feiertage haben mir sehr zugesetzt.“ Meine Müdigkeit war keine feiertägliche.

Mein Mann seufzte, zerknitterte auf den Stufen der Schenke die gebügelten Hosen, kam betrunken heim. Doch er nahm zu, ich wog sechsunddreißig Kilo, bemühte mich, eine gute Ehefrau zu sein, niemand sollte mir nachsagen, daß ich nicht imstande sei, ein paar Kartoffeln auszugraben.

Im Frühling reiste ich zu meinen Eltern, um mich auszuruhen, um mich zu kräftigen, um meine Eltern und die jüngeren Schwestern zu sehen. Der Obstgarten wurde damals vernichtet, ausgerottet. Man grub die viertausendfünfhundert jungen Bäume aus, fünfundachtzig Leiterwagen führten die Äste fort. Vaters Miene war so finster wie vor zehn Jahren... Jutka schmiegte sich an mich, weinte und ging jeden Abend heimlich in den ausgerotteten Obstgarten. Auch ich ging zum abgesägten Baumstamm, saß stundenlang dort und wunderte mich, daß ich je Gedichte geschrieben, jemals gemalt hatte. Längst besaß ich kein Bild mehr, mein letztes hatte ich Jutka voriges Jahr geschickt: es gab damals einen Zeichenwettbewerb in ihrer Schule, sie hat einen Buchpreis dafür bekommen.

Ich fuhr zurück, mein Mann und die Tiere erwarteten mich. Auf dem Heimweg durchs Dorf trat ich in einen Laden und kaufte meinem Mann einen Schlip. Dort erfuhr ich, daß er wieder bei seinen Eltern lebte. Trotzdem kaufte ich den Schlip. Daheim setzte ich mich nieder, tat nichts, ruhte aus. Abends kam mein Mann. Er trat ein, sprach kein Wort, setzte sich unterwürfig zu mir und wollte bemitleidet werden. Ich stand auf, öffnete den Schrank, stöberte in seinen Sachen, und was noch da war, packte ich ein. Er schaute zu und seufzte: „Ich seh, daß auch du mich fortschicken willst.“ Ich gab ihm das Paket und den Schlip. „Dir hat die plötzliche Wendung zum Guten geschadet. Was

soll ich mit einem einunddreißigjährigen Mann anfangen, der zu dumm und zu charakterschwach ist, um über sich zu entscheiden? Andere müssen es für ihn tun. Geh, zerbrich dir nicht den Kopf, jemand wird schon an deiner Stelle für dich denken, so ist's am bequemsten. Wegen der Schreibarbeit mußt du dir keine Sorgen machen, auch die werde ich weiter erledigen. Doch meine Gesundheit hab ich nicht auf der Lotterie gewonnen, deine Dummheiten sollen mich nicht zugrunde richten.“ Er erhob sich, plusterte sich auf und sagte: „Na gut, aber ich will nicht der Schuldige sein. Auf nichts hab ich geschaut, nicht, wie du bist, nicht, daß einer dich verlassen hat, nicht einmal, daß du die Tochter eines reichen Mannes bist, auch nicht, daß du kein Kind kriegen kannst. Ich hab mich deiner angenommen, hab mich für dich geopfert...“ „Genug! Scher dich fort! Nicht den vierten Teil von allem, was ich für dich getan, hast du für mich gemacht!“ Er wurde kleinlaut, setzte sich wieder, friedfertig faßte er mich an den Schultern. „Na gut, dann bleib ich hier.“ Mit dem Knochen eines krepierten Viehstücks hätte ich nicht heftiger zuschlagen können als jetzt mit der Hand. Ich ohrfeigte ihn auf beide Wangen. „Du hinterlistiger Hund!“ Ich hatte mich verrechnet, als ich meine Schlägereien zählte, das war die vierte. Nach dem Fleischerssohn, meiner Schwester, meinem Schüler, kam auch mein Mann in diese Sammlung. So sah meine Sammlung aus, Liebesandenken sammelte ich nicht. Bestürzt wartete ich, was nun geschehen würde. Er sagte nichts, zog sich aus und legte sich nieder, er ging nicht fort. Endgültig blieb er hier, dem Mädchen aus dem Nachbardorf schrieb er, es möge ihn in Friede lassen. Im „Kartoffelnest“ kam alles zur Ruhe, ich fragte ihn: „Wer hat dir weisgemacht, daß ich kein Kind bekommen kann?“ Ich wußte ja, wer's war, doch von ihm wollte ich's hören. Er sagte es auch. Ich würde, hieß es, an einer Entbindung sterben, eine andere würde das verwaiste Kind großziehen müssen. Darauf antwortete ich: „Hat mein Vater mir ein Kindbett geschickt und hab ich es behalten, so wußte er, warum er's schickt, und ich, warum ich's behalte; wir beide wissen, was für ein ‚Erbteil‘ ich von ihm besitze.“

Man schickte mich für sechs Monate zu einer Schulung. Ich ging zum Frauenarzt, er untersuchte mich. „Wann sol-

len wir den Eingriff vornehmen?“ „Was reden Sie da?“ „Die Schwangerschaft unterbrechen.“ „Nicht deswegen bin ich zu Ihnen gekommen.“ „Sie haben doch nicht vor, die Schwangerschaft auszutragen?“ „Gerade das will ich.“ „Sie können sie nicht austragen, die Frucht kann sich nicht entwickeln, und was Sie betrifft, ist Ihr Leben in Gefahr. Das ist die nackte Wahrheit, deswegen müssen Sie nicht verzagen, auch bei scheinbar gesunden Frauen kommt so etwas vor.“ „Herr Doktor, möchten Sie mir dann bitte sagen, wozu ich lebe? Für wen?“ Die Ärzte sahen, daß ich unbeugsam blieb, sie untersuchten mich, berieten, der schöne Chirurg, der Orthopäde, sprach das entscheidende Wort: „*Dieser* Frau wird es gelingen.“ Das war seine dritte Prophezeiung. Die Monate der Schulung vergingen, das Sitzen fiel mir schwer, ich stand oder lag lieber. Von daheim schrieb man mir, das Mädchen ginge ganz offen zu meinem Mann und schließe in meinem Bett. Mich interessierte dies so wenig, als wäre weder von meinem Mann noch von meinem Bett die Rede. Ich konnte kaum mehr atmen. Der Embryo drückte auf meinen ganzen Organismus, mein Magen, meine Lunge schienen allmählich den Dienst zu versagen; beinah ohne zu essen, durstig, fast ohne Luft, wollte ich dennoch leben. Mein Mann schrieb mir schöne und immer schönere Briefe, liebevoll, zärtlich besorgt wie damals, als ich vor der Operation in der Klinik gelegen hatte. Der Tag der Entbindung kam. Von acht Ärzten beantragten sieben den Kaiserschnitt. Einer war dagegen, er übernahm die Verantwortung und leitete die Entbindung. Man legte mich in das dazu bestimmte Bett. Nur das Rückgrat schmerzte mich, dieser Schmerz verschlang alle anderen Schmerzen. Der Arzt mühete sich von sieben Uhr abends bis Mitternacht ab, ich wußte gar nicht mehr, wie mir war. Zum Schluß banden sie mich mit einem Leintuch ab und drückten. Ein einziger Gedanke beherrschte mich: Wenn das Kind stirbt, stirbt es durch meine Schuld, weil es eine so unglückliche, verantwortungslose Mutter hat. „Herr Doktor, wenn es stirbt, will auch ich nicht leben.“ „Schweigen Sie! Niemand stirbt!“ Und er schwitzte und arbeitete weiter. Mein Rückgrat schien entzweizugehen. Ich konnte mich soweit aufsetzen, daß ich mit der Faust auf mein Rückgrat schlug,

all meine Bitternis, alles, was mich während zwanzig Jahren — von meinem sechsten bis zu meinem sechsundzwanzigsten Jahr — geschmerzt hatte, war in den Schlägen. Ich schlug so, als hätte ich nicht genug von den Balken, dem Halsriemen, den Messern abbekommen, und auch unten zerrten und rissen sie mich entzwei. Dann weinte das Kind auf, auch ich weinte, ich glaube, alles weinte. Mein Magen rutschte auf seinen Platz zurück, mit geweiteten Lungen atmete ich Luft ein. Am nächsten Tag brachte man mir das Kind zum Stillen. Solch einen glücklichen Augenblick hatte es in meinem Leben noch nie gegeben. Ich sah es an, es war mein, aus mir entstanden, aus meinem unglücklichen Körper; mein Magen, meine Lunge hatten es genährt, und jetzt nährten es meine Brüste. Alles an dem Kind betrachtete ich genau; war es gesund, war alles, wie's sein soll? Und ich fühlte in meinen Adern die Milch aller Frauen fließen, die ich bei ihrer Trauung eingetragen, und die Milch der Tierweibchen, denen ich geholfen hatte, ihre Jungen zu werfen, die Milch und die Kraft aller Lebewesen waren in mir aufgespeichert und ließen meine Brüste prall werden.

Ich fuhr nach Haus, mein Mann konnte sich vor Freude nicht fassen. Aufrichtig beichtete er alles, sogar die geringste Kleinigkeit, damit die Verzeihung vollständig sei. Ich wurde zum Eiszapfen, war nie mehr imstande, mich ihm als Frau zu nähern, die Berührung seiner Hand ließ mich erstarren. Was hatte mir einst die „Hand“ bedeutet! Eine kleine Berührung flößte mir Kraft, Sicherheit ein, glühende, fiebernde Wärme durchpulste mich. Seine Hand war so gewesen... Doch lieber nicht einmal davon reden! Mein Mann tat mir oft leid, ich wollte nicht so sein; wenn auch nur aus Mitleid, hätte ich anders sein müssen, aber es gelang mir nicht, ich erstarnte, wurde zu Eis, zu Stein, zu Holz, sooft er mich anrührte. Ich hatte ihm verziehen; Leben pulste in mir, Sehnsucht, Daseinsfreude, doch einer zärtlichen Regung war ich nicht fähig. Er war der Vater meines Sohnes. Der Junge brauchte einen Vater, ich wußte, wie sehr ein Kind leidet, wenn die Eltern nicht beisammen sind. Mein Sohn brauchte jemanden, der ihn schützte, sei es auch nur vor rauflustigen Spielgefährten, ich konnte ihn nicht beschützen, ich war sel-

ber schutzbedürftig. Alle Leere in mir füllte mein Sohn aus, und er war ein Teil seines Vaters; ebenso, wie ich appetitlos aß, um Milch zu haben, duldeten ich ihn. Ich wartete auf ihn nicht mehr bis Mitternacht mit dem Abendessen; wenn er spät heimkam, fragte ich nicht, wo er gewesen war, es kümmerte mich nicht, wohin er ging, was er tat, mir genügte es zu sehen, daß er schon jetzt einen Eisenrodel für meinen Sohn bastelte. Auch die Suche nach einer „Schwiegertochter“ hörte auf. Schaut, schaut, ich bin weder beim Kartoffelngaben noch bei der Geburt eines Kindes gestorben!

So ging's die ersten drei Jahre in unserm Haus, so wurden die Dachziegel ausgewechselt... Ich stellte Kakteen in die Fenster und andere Topfpflanzen. Voller Blumen war mein Heim, und mein Leben war von meinem Sohn erfüllt. Er hielt mich für alle Leiden, für alle Rückenschmerzen, die ich je erduldet hatte, schadlos, und er erlöste mich von all meinem Weh, er gab dem Heim den Sinn, den Zweck, die ihm gefehlt hatten.

Vier Jahre waren verstrichen.

Nichts ereignete sich. Ich war heiter, guter Dinge, mein Junge wuchs. Er ging, sprach, und wenn ich mich mal müde niedersetzte, fragte er: „Nicht wahr, dein lieber kleiner Rücken tut dir weh?“ Er tat nicht weh, der Schmerz verging sogleich; ich spielte mit dem Kind, alles machten wir gemeinsam, von neuem wollte ich meine Kindheit erleben, die mir ja alles schuldig geblieben war, denn „mein Rücken hatte geschmerzt“. Alles, was sich in meinem Elternhaus ereignete, ging uns beide an. Jutka mußte ins Spital, hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten, sie war so empfindsam wie ich, aber schwächer, die Ausrottung ihres Obstgartens hatte sie mitgenommen. Nachdem sie halbwegs wiederhergestellt war, schrieb sie müde, apathisch: „Jetzt weiß ich's, so lieben darf ich nie mehr.“ Sie zeichnete, malte, das blieb ihre einzige Freude, ihr alleiniger Wunsch; sie ging in eine Kunstschule. Einmal besuchte ich sie dort. Lange stand ich nachher auf dem Gang und blickte durchs Fenster. Der bunte beruhigende Geruch vieler Farben, der vielfarbige Klang der Instrumente umfing mich, und durchs Fenster sah ich unzählige Tiere: Pferde, die zum Impfen geführt wurden, Kühe, denen man das Maul bis zum Ersticken mit Futter-

rüben vollgestopft hatte, rosige Ferkel; ich sah nüchterne anatomische Zeichnungen von Muskeln und Knochengerüsten, auch rosaroten Kitsch, Abenddämmerungen. Jemand spielte auf der Violine eine Ballade, ich hörte den Text: „Gott erhalte dich gesund.“

Jolán ging auf die Mittelschule, sie will Professorin werden, will Literaturgeschichte unterrichten. Auch sie schreibt mir oft. „Liebe ältere Schwester“ tituliert sie mich. Ihre erste Krise hat sie eben überwunden: Jolán war des Burschen richtige Base, er ihr echter Vetter. Damals, als ich so oft den Trompetenstößen gelauscht und häufig auf dem Exerzierplatz nach „meinem Bruder“ Ausschau gehalten hatte, machte dieser Junge dort seinen Militärdienst. Vater liebte ihn wie einen eigenen Sohn und ging oft in die Kaserne. Der Junge verbrachte jede freie Stunde bei uns. Jolán begleitete Vater bei seinen Besuchen, und hatte der Bursche Ausgang, so blieb sie daheim. Sie gewann ihn noch lieber als Vater, doch wagte sie nicht, sich irgendwem anzuvertrauen. Einmal, als Jolán mit Vater in der Kaserne war, steckte der junge Soldat ihr einen Zettel in die Tasche. Darauf stand, was das Mädchen verheimlichte. Alle drei — Jolán, Jutka und die Kleine — feierten den Sylvesterabend in der Kaserne.

(Ich suchte einen Brief hervor, nur den Briefumschlag hatte ich beim ersten Brotbacken in meinem Heim verbrannt. „Sylvesterabend. Den, so hatte ich mir's vorgestellt, würde ich bei Dir feiern. Auch dieses Jahr ist vorbei, und ich hocke allein und verlassen im Maschinenraum. Die Hunderter-Birne ist futsch, dennoch blicke ich Dein Foto hoffnungsvoll an. Vielleicht wirst Du meine trüben Tage trotz allem einmal zu einem glücklichen Tag erhellen...“)

Jolán war die richtige Base des Burschen, er ihr echter Vetter. Eine heimliche Liebe verband die beiden, sie wußten, daß diese Liebe aussichtslos war. Besonders vor Vater mußten sie ihre Gefühle verbergen; sosehr Vater den Menschen, der seinen Obstgarten ausgerottet hatte, haßte, sosehr hing er an diesem Jungen. Vater erfuhr nichts, und es ging vorbei. Jutkas Liebsten haßte er, es war eine verbotene Liebe, Joláns Jungen mochte er sehr gern, es war eine heimliche Liebe — beide Herzensangelegenheiten fanden ihr Ende. Meinen Schwestern erging es wie mir. Sie überstan-

den ihre erste Krise, nun malt die eine, und die andere dichtet. Die Kleinste hat mit derlei nichts zu schaffen; sie, die Jüngste, ist größer als die beiden anderen, sie ist schön, tanzlustig, aufgeschlossen, gesprächig und immer gutgelaunt. Es ist eine Freude, mit ihr beisammen zu sein. Sie will Ärztin werden und sagt: „Ich male nicht, schreibe nicht, mir, als der Jüngsten, bleibt die Aufgabe, dich zu heilen, zu pflegen, während die anderen einen kitschigen Mond malen und den Weidenbaum in Verse pressen.“ Alle drei waren im Sommer bei mir, wir waren zu fünf — die drei Schwestern und mein Sohn —, alles leuchtete und blühte um uns herum. Ich sah mich in ihnen wie in einem vierteiligen Spiegel.

Mit Vater bin ich schon seit langem ein Herz und eine Seele. Er hat sich wieder hinaufgearbeitet, hat selber eine Maschine gebaut und schafft in der Werkstatt, soviel seine Kräfte es erlauben; nichts kann ihn niederwerfen, seine Müdigkeit ist keine Müdigkeit von den „Vorbereitungen für die Feiertage“.

Das wäre von den vier Jahren zu sagen. Nun verdichtete sich alles zu einem neuen Jahresring. Meine Lebenslust erschlaffte, ich ermüdete schneller und mußte mich öfter niedersetzen. Wir begannen ein Haus zu bauen, das sollte zu einem weiteren Ziegel für mein „Heim“ werden. Die Rückenschmerzen setzten wieder ein, zu Beginn des Sommers suchte ich „meinen Wahrsager“, den schönen Arzt, im Krankenhaus auf. Er beruhigte mich, ich machte mir keine Sorgen mehr, er hatte ja weder aus einem Glas noch aus einem Spiegel noch aus einem Ring geweissagt.

Eines Tages ging ich auf dem großen Platz spazieren. Und plötzlich — hatte ich richtig gehört? — rief jemand: „Schwester Zsuzsika!“

Hörte ich nicht gut? Sah ich nicht gut? Aber er war es, der mich rief und mich umarmte. Er hielt mich ein wenig von sich, schaute mich an, umarmte mich noch einmal und sagte:

„Nicht wahr, du bist es? Wie geht's dir? Wie kommst du her?“

Fragen aus sieben Jahren wollten sich einen Weg bahnen, zu ihm, zu mir, doch ich konnte kein Wort hervorbringen. Er führte mich zu einer Bank, wir setzten uns. Er schaute

mich genauso an wie vor vierzehn Jahren, als ich ihn durchaus nicht erkennen wollte.

„Na? Was ist mit dir los? Erkennst du mich am Ende nicht?“

„So lang hat mich niemand mehr ‚Schwester‘ genannt... ich kann mich nicht fassen.“

„Auch ich weiß seit sieben Jahren nichts von dir. Wir sind aus der Gegend fortgezogen, nichts habe ich mehr von dir gehört. Jetzt erzähl mir, sag mir alles.“

„Alles, das wäre schwer.“

„Das ist wahr — er blickte auf die Uhr —, jetzt hab ich keine Zeit, ich bin zu einem Lehrgang hier, aber nachmittags komme ich wieder, und wir können bis Mitternacht sprechen. Doch auch bis dahin, sag... du hast geheiratet, soviel seh ich. Hast du ihn geheiratet?“

Eine Armbanduhr, ein Ring — sieben Jahre sind nicht zwei Minuten.

„Ja.“

„Geht’s euch gut?“

„Ja.“

„Vertragt ihr euch?“

„Ja.“

„Und?...“

„Ich hab einen Sohn.“

„Einen Sohn?“

„Ja.“

„Ist es dein Sohn? Ich meine: dein eigener?“

„Schau ihn dir an.“ Ich kramte das Foto hervor, reichte es ihm. „Sieht er mir nicht ähnlich?“

„Doch... er ist wie du.“

Sehr traurig betrachtete er das Bild.

„Irgendwann... hätte dies mein Sohn sein können.“

Noch immer schaute er das Foto an, als wollte er mit einem einzigen Blick die ersten sieben Jahre und die darauf folgenden sieben Jahre einfangen: ihre Fülle und ihre Kargheit.

„Und du? Geht’s dir gut?“

„Ja. Wir arbeiten, unterhalten uns, führen unser Leben.“

Er gab mir das Bild zurück und blickte die Statue auf dem Platz an, als betrachtete er sich selber, statt meinen Sohn

anzuschauen. „Zum Leben reicht's, wir müssen keine Kinder versorgen.“

„Keine?“

„Keine. Wir haben keine bekommen.“

„Ihr seid ja noch jung.“

„Das sind wir. Aber wir werden alt werden und auch dann keine haben.“

Immerfort betrachtete er die Statue, als sähe er eine bildschöne Vase, die nicht sagt: „Milch hab ich, Zeit hab ich.“

„Schon immer hat es mich geschmerzt, aber seit ich das Foto deines Kindes gesehen hab, schmerzt es mich noch mehr. Einmal... wäre ich nicht so gewesen, so feig? so anständig?... Einerlei. Mein Gewissen hat es nicht zugelassen. Jetzt tut's mir leid, daß ich so anständig war. Dieser Junge hätte mein Sohn werden können. Vielleicht hätte es damals doch nicht das letzte Mal sein müssen... Möglich, daß ich nicht so bequem, so sorglos gelebt hätte, aber nichts ersetzt mir, was mir fehlt. Nicht nur dein Sohn fehlt mir. Als hättest du mich dort im Krankenhaus verflucht; ich konnte den Geschmack jener Morgendämmerung nicht loswerden. Alles ist mit jenem Morgen entschwunden, aber vergessen konnte ich nichts. Es brannte. Auch in weiteren sieben Jahren werde ich dich nicht vergessen. Hast du mich wenigstens irgendwann im Traum erblickt?“

„Ein einziges Mal.“

„Nicht oft.“

„Lieber hätte ich dich niemals gesehen als so.“

„Warum? Wie hast du mich denn gesehen?“

„Wie diese Statue dort... In der ersten Nacht, nein, eigentlich nicht nachts, im Morgengrauen... als ich Frau geworden war... Runzel nicht die Stirn... Es ist kein Grund dazu.“

„Na gut.“ Er stand auf, zog seinen Rock straff wie einen Soldatenrock. „Nachmittags wirst du mir den Traum erzählen...“

„Ich kann ihn nicht erzählen...“

Er lachte auf.

„Ich versteh. Aber du kannst ihn mir dennoch erzählen. Jetzt bist du wirklich ‚nur‘ meine jüngere Schwester.“

Er ging und versprach, nachmittags wiederzukommen, um mich bei diesem Standbild zu treffen.

Um sechs Uhr war ich dort, ein Mann trat auf mich zu und sagte:

„Verzeihung, sind Sie nicht Lakatos‘ jüngere Schwester?“

Plötzlich wollte ich antworten: Nein, ich bin Lakatos‘ Frau. Béla war für mich nur Bruder und nicht mehr Lakatos, doch ich kam schnell darauf, daß ich „nur Schwester“ war und sagte erschrocken:

„Ja, weshalb?“

„Er läßt Ihnen sagen, daß er nicht Wort halten kann. Seine Frau ist angekommen, und es hat sich ergeben...“

„Ich versteh. Gut, also warte ich nicht länger.“

Der Mann ging fort, ich setzte mich auf die Bank... So ist’s. Es ist so in Ordnung. Seine Frau ist gekommen, und ich bin die Frau des andern Lakatos. Nicht einmal seine „jüngere Schwester“ bin ich mehr, nicht einmal durch die Zaunlücken darf ich ihn mir mehr ansehn. Was mir das Wort „jüngere Schwester“ bedeutet hatte, war ja auch bloß meiner Traumwelt entstiegen.

Ich saß auf der Bank, blickte zur Statue hinüber, hatte keinen Grund zur Klage. Wer imstande gewesen, durchs Fenster die Magura so zu sehen wie ich und die zum Mann gewandelte Feuermauer, in deren Schatten ein blühender Aprikosenbaum wächst, wem das Gefühl sagt, es sei für ihn überflüssig, irgendwo, irgendwen zu lieben, weil er jeden liebt, wem der Duft des April mehr bedeutet als Ziegelegeruch, hat keinen Grund zur Klage.

Lange saß ich so auf der Bank. Da bemerkte ich ihn neben mir.

...ich mußte kommen. Ein Traum zwang mich dazu. Ich nannte dich Schwesternchen und trug dich auf den Armen in den Wald, alle Soldaten aus der Kaserne sahen zu, doch mich kümmerte es nicht. Ich hatte dich nie vorher gesehen, aber du warst wie auf dem Foto. Nur von deiner Haut wußte ich nicht, daß sie so weiß war. Wie eine Schlehdornblüte. Und daß ich mich so tief in den Brunnen unserer Küsse beugen mußte, hatte ich auch nicht gewußt.

Macht nichts. Beug dich nur, krümm dich! Davon werde ich rascher wachsen.

Und du, hast du mich einmal im Traum gesehen?
Auch so?

Ich hab dich gesehn. Oft stellte ich mir deine Stimme, deinen Gang, deine Hand vor, ich wollte dich wenigstens einmal im Traum sehen.

Nur einmal?

Ein einziges Mal.

Nicht oft.

Lieber gar nicht als so.

Warum? Wie hast du mich gesehn?

Du warst wie diese Statue. Unbeweglich lagst du im Bett. Ich sehnte mich nach einer Berührung, beugte mich über dich, und du schienst mir leblos. Ich sprach zu dir, meine Lippen streiften deine Wangen, deinen Mund und deinen Hals, dennoch regtest du dich nicht, nicht einmal deine Augen zuckten. Ich flehte um einen einzigen Kuß, bat dich, den Mund zu öffnen, um ein einziges Wort zu sagen, du aber schaustest bloß vor dich hin, bewegtest dich nicht. Ich riß dir das Hemd vom Leib, deine Haut glühte, aber du sprachst nicht, rührtest dich nicht. Verzweifelt bat ich: Nur ein einziges Mal, fühlst du nicht, daß ich neben dir verbrenne? Du bist warm, bist nicht aus Marmor, nicht aus Stein oder Bronze, warum rührst du dich nicht? Berühre, umarme mich! Du bliebst starr, sagtest aber: Du hast geheiratet, auch ich hab geheiratet.

So ist's. Es ist in Ordnung.

Du standest auf und gingst fort.

Ich blickte dir nach, die Statue kam in Bewegung, mir war's, als wollte sie ein Fahrrad besteigen. Wolken jagten den Himmel entlang, Wind wehte um den Dorfrand, große Regentropfen peitschten mir ins Gesicht, der Wald rauschte, es blitzte und donnerte. Ein älterer Mann sprach mich an.

Stellen Sie sich irgendwo unter, Sie werden ja naß!

Er hat recht, stell dich unter ein Tor, sonst wirst du naß bis auf die Knochen.

Ich stellte mich unter ein Tor. Es hagelte, alles bebte. Ein kleines Mädchen im Sommerkleid lief mitten auf der Straße hin und her, es war klitschnaß.

Komm, komm zu mir, wohin rennst du?

Die Kleine hörte mich nicht. Ich eilte ihr nach, fing sie, zog sie ins Tor und barg sie unter meinen Mantel. Wir

plauderten, schwiegen dann, schauten uns den Regen an, erwärmten uns. Wir waren gleich groß, ich war so groß wie sie. Immer wieder beguckte sie mich, und ich glaubte durchs Fenster zu hören, wie sie mit meinem Jungen stritt:

Du, deine Mutter ist wie eine Zwerghenne. Die wächst nicht, die ist so klein wie ich.

Was redest du da! Natürlich wird sie wachsen! Sie wird größer als deine Mutter werden. Er läuft zu mir herein und fragt: Nicht wahr, du wirst noch wachsen? Wer sagt, daß du nicht mehr wachsen wirst, der lügt...

Nein, er lügt nicht; ich werde nicht mehr wachsen. Aber sei nicht traurig darüber, ich bin genauso kräftig wie Zsókas Mutter.

Und wie ist so eine Zwerghenne?

Sie ist klein, doch schön, man hat sie lieb. Mach dir nichts draus... Vor langer Zeit, als Kind, hab ich eine beim närrischen Andris gesehen. Und einmal, als ich Lehrerin war, haben wir sie gezeichnet.

Es hatte zu regnen aufgehört, wir verabschiedeten uns, das kleine Mädchen Zsóka und ich. Ich ging heim.

Die Türen und Fenster unsres Hauses strich ich an. Den blechernen Ofenschirm bemalte ich mit Blumen, ich pflanzte viele Kakteen und stellte die irdenen Töpfe auf die Glasveranda. Ich setzte Volkslieder für die Orgel in Noten. Ich beantwortete meinem Sohn die verzwicktesten Fragen. Den Leuten erklärte ich Filme, wenn der Lautsprecher kaputt war. Sie hörten nicht, ich aber hörte, was er sagte: Viele Menschen leben, die so gefühllos sind wie ich... Vergebens ist in dreißig grimmigen Wintern meine Qual gewachsen.

Zweiunddreißig Jahre waren vergangen.

Ich wanderte zur Schäferei. Ein Kuckucksruf schreckte mich auf. Damals hörte ich den Kuckuck zum erstenmal rufen, nie hatte ich ihn bewußt gehört. Ähnlich war es mir einmal im April ergangen, als ich den Hornruf aus der Kaserne gehört hatte. Diesmal entdeckte ich den Kuckuck. Ich wußte, daß er ein Singvogel ist, wußte aus der Naturgeschichte, daß er Nester ausraubt, Eier anderer Vögel frißt und die eigenen Eier von anderen Vögeln ausbrüten läßt, daß er seinen eigenen Namen ruft — aber seine Stimme hatte ich noch nie gehört. Jetzt hörte ich sie, es war, als wolle sie mich begleiten, sie ging mit mir durch den Wald,

sein Ruf entfernte sich, ein anderer kam näher. Wie das Hundegebell in engen Gäßchen. Ich konnte die Rufe nicht loswerden, sie kamen mir bekannt vor. Rief mich jemand, rief ich jemanden? Einmal war ich — mit drei leeren Strichen — zur Lichtung gegangen, von Fragen sosehr erfüllt, wie jetzt von diesen Kuckuckslauten, die mir voll neckischer Heiterkeit, voll zwingender Lebensbejahung zuriefen: Denk an das Böse. Wer hat die Macht, dich stumpf zu machen? Wer kann verhindern, daß Weidenkätzchen hervorsprießen, daß du aus vollen Lungen den Duft der Aprikosenblüte einziehst? Wie dürftest du darauf verzichten, im Frühling den geheimnisvollen Geruch der Birnblüte einzuatmen und dich im Herbst am köstlichen Geschmack reifer Birnen zu laben? Fallen Blätter? Der Lenz ist da! Den sieh dir an, nicht Großvaters kurzlebiges Veilchen, such nicht den Hauch des verflossenen Frühlings. Du lebst, ich lebe, mir hör zu, und dir wird der Weg zur Schäferei nicht lang werden, du wirst nicht spüren, wenn du einen Berg ersteigst und Wasser hinaufträgst! Gib dich nicht mit Morast ab, nicht mit Strohhalmen! Und du?... Du brauchst kein Nest, ein anderer wird es bauen, sitz nicht auf Eiern, ein anderer brütet sie aus.

Dann wurden die Kuckucksrufe immer seltener, immer leiser. Als ich aus dem Wald trat, waren sie völlig verstummt. Stille trat ein. Da würden mir wohl bald wieder die Hunde entgegenlaufen.

Lektor: ANDREI TEF NESCU
Technischer Redakteur: Walter Weidle

Imprimatur: 19.07.1978. Erscheinungsjahr: 1978. Formal: 54x84/16. Papiersorte : Schreibpapier Tip I A im Format 84x108/57,15. Verlagsbogen: 15,23. Druckbogen: 16,75.
Auflage: 950+90+20 Ex., brosch.

Satz und Druck unter Bestellnummer im polygraphischen Betrieb „13 Decembrie 1918“
Grigore-Alexandrescu-Straße 89 — 97, Bukarest, Sozialistische Republik Rumänien.